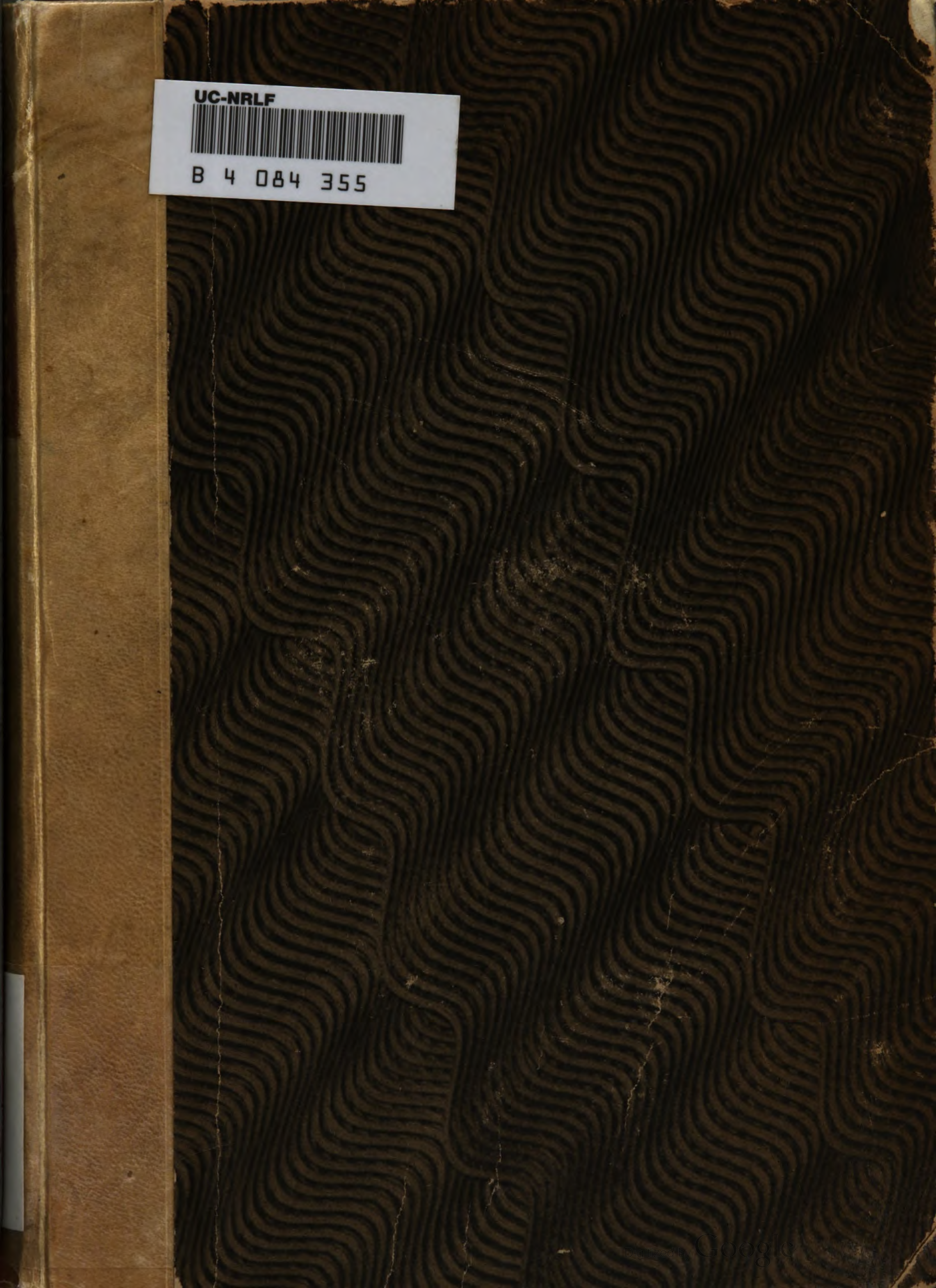
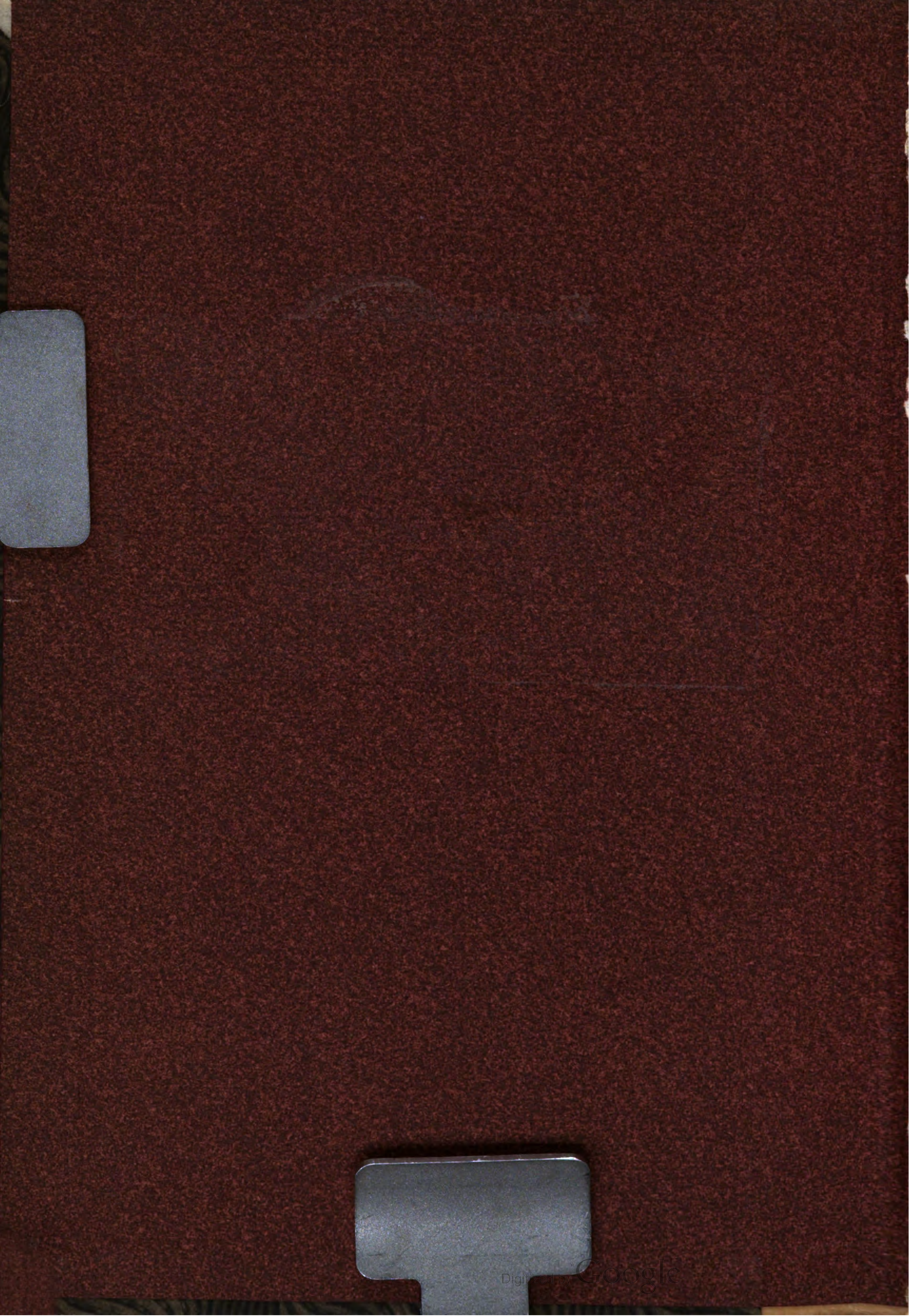
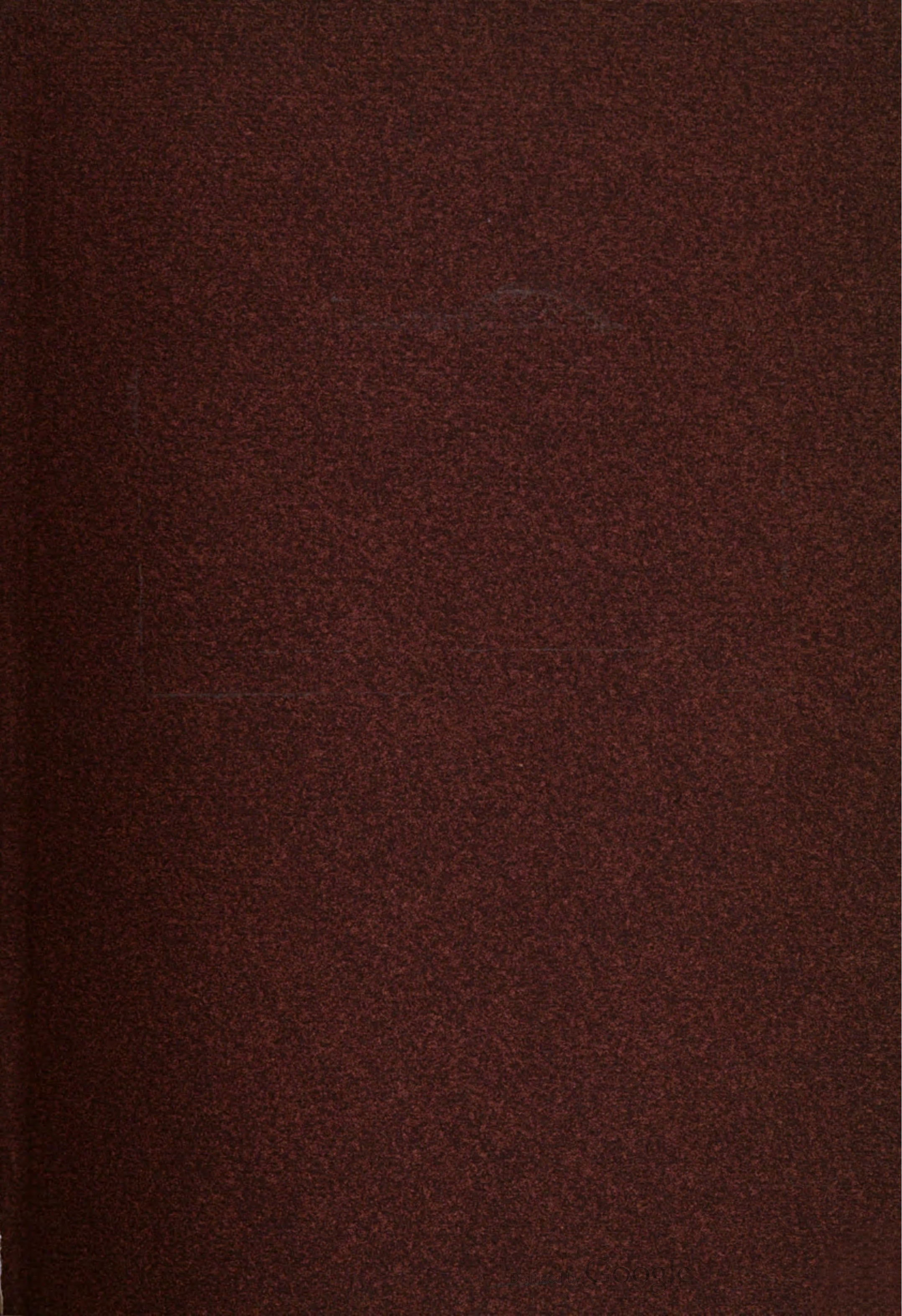



UC-NRLF
B 4 084 355





Goethes Briefwechsel
mit Wilhelm und Alexander v. Humboldt.


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA


WILHELM
VON
HUMBOLDT
ALEXANDER
VON
HUMBOLDT

…ethes Briefw[illegible]
und Alexand[illegible]

Herausge[illegible]

von

Ludwig [illegible]

Mit einer Gravüre, d[illegible]
in Berl[illegible] d[illegible]



Erschienen bei Hans Bondy
Berlin MCMIX



Goethes Briefwechsel mit Wilhelm und Alexander v. Humboldt

Herausgegeben
von
Ludwig Geiger

Mit einer Gravüre, die beiden Standbilder in Berlin darstellend



Erschienen bei Hans Bondy
Berlin MCMIX

Inhaltsverzeichnis.



Einleitung.

Einunddreißig Jahre nach dem Tode Wilhelm von Humboldts erschien im Auftrag der v. Goetheschen Familie „Goethes Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt, Leipzig 1876". Er umfaßte außer einer sehr langen Vorbemerkung, „Goethe und die Gebrüder von Humboldt", einem Anhang über Briefschreiber und Empfänger und etwa 100 Seiten Beigaben: ziemlich überflüssigen Belegstellen, und einem brauchbaren Register einen Brieftext von 322 Seiten. In letzterem (im ganzen 102 Nummern) umfaßt die zwischen Goethe und Wilhelm (dabei einzelnes an seine Gattin Caroline und von ihr) geführte Korrespondenz 90, die zwischen Goethe und Alexander 12 Nummern. Seit dem Erscheinen jenes Bandes sind durch die Erschließung des Goethe- und Schiller-Archives in Weimar, teils in Goethes Konzepten, teils in den an ihn gelangten Briefschätzen viele Stücke der Korrespondenz gefunden und teils im Goethe-Jahrbuch (G.-J. zitiert), teils in der großen Weimarer Briefausgabe (W. A.) veröffentlicht worden; je ein bisher ungedrucktes Schreiben Wilhelms und Carolines ist mir von der Direktion des Goethe- und Schiller-Archivs zur Veröffentlichung mitgeteilt worden. Durch diese neuen Funde hat sich die Masse bedeutend vermehrt, von 102 auf 137 Briefe, und zwar kommen 116 auf Wilhelms, 21 auf Alexanders Anteil.

Damit ist freilich der gesamte Briefschatz noch keineswegs gehoben, aber es ist sehr zweifelhaft, ob die bisher unbekannt

gebliebenen Stücke noch jemals ans Tageslicht gelangen. Wilhelms und Alexanders Briefen ist Goethes peinliche Ordnungsliebe zugute gekommen. Was wirklich in Weimar anlangte, hat sich auch erhalten. Goethes Briefe dagegen sind infolge der Unbilden, denen der Humboldtsche Nachlaß unterlag, durchaus nicht alle übrig geblieben, und selbst vermittelst der in des Altmeisters Kanzlei gefertigten Konzepte war es nicht möglich, eine ununterbrochene Reihe herzustellen. Auch eine Anfrage bei der Besitzerin des Humboldtschen Familienarchives in Tegel förderte nichts Neues zutage. Wie aus dem Texte der unten folgenden Schriftstücke hervorgeht, fehlen sicher neun Briefe Goethes aus den Jahren 1805, 6, 9, 10, 12, 15; merkwürdigerweise scheinen auch zwei Briefe Wilhelms vom August 1812 und aus dem Jahre 1828 verloren zu sein.

Von einem eigentlichen Briefwechsel zwischen den Brüdern und dem verehrten Weimarer Meister kann man kaum reden. Bei Alexander braucht dies gar nicht weiter ausgeführt zu werden, denn was bedeuten 21 Schriftstücke für einen Zeitraum von etwa 40 Jahren? Aber auch die 116 Nummern der Wilhelmschen Korrespondenz, so bedeutend sie immerhin sind, stellen nicht das dar, was man einen regelmäßigen Briefwechsel nennen kann. Dies wird schon klar, wenn man diese Zahl mit den 840 Nummern der Zelterschen Korrespondenz vergleicht, die einen ähnlichen, oder gar mit den 999 der Schillerschen Korrespondenz, die einen viel kürzeren, nur elfjährigen Zeitraum umfassten.

Daß die Brüder nicht zu den gewöhnlichen Korrespondenten gehörten, geht aus der Tatsache hervor, daß, als August 1823 Rundschreiben an die Freunde schrieb, um sie von dem Befinden seines Vaters zu informieren, Wilhelm und Alexander sich nicht unter denen befanden, die besondere Berichte erhielten. Ebensowenig waren sie unter der Zahl derer, die von Goethe selbst nach dem Tode seines Sohnes über dies traurige Ereignis unterrichtet wurden.

Daß diese langen Pausen keine Entfremdung bedeuteten, sondern Humboldts Natur entsprachen, lehrt ein Zeugnis F. H. Jacobis, das besagt, Humboldt habe ihm Jahre lang auf viele Briefe nicht

geantwortet. Daß dagegen das Interesse für den Meister stets wach blieb, lehrt z. B. seine Aeußerung an Körner 1830: „Wegen Goethe schwebe ich noch in ängstlicher Besorgnis, wenn er sich diesesmal wieder der Gefahr entreißt, so kann man dem Schicksal dafür wie für ein Wunder danken.“

Die Absicht eines regelmäßigen Verkehrs war vorhanden. Anfang 1803 nahm Goethe sich vor, jeden Monat zu schreiben, und forderte Freund Wilhelm auf, das Gleiche zu tun. Und doch vergehen fast unmittelbar darauf mehrere Monate, ohne daß einer der Schreibenden etwas von sich hören ließe. Nicht einmal der Tod Schillers brachte unmittelbar eine größere Lebendigkeit hervor. 1806 ff. kommen die Briefe häufiger, dann erst wieder 1809. Darauf tritt eine neue Pause ein, die 1812 durch manche Schriftstücke unterbrochen wird; zahlreiche Nummern gehören den Jahren 1815 und 16 an, dann aber wieder eine äußerst starke Erschlaffung, so daß vier Jahre lang kein Brief vorhanden ist. Die größere Lebhaftigkeit der Jahre 1823 bis 26 wird abgelöst durch eine fast dreijährige Pause, 1826 bis 29, bis dann die beiden alten Herren in den letzten Lebensjahren wieder ziemlich häufig von einander hören ließen.

Diese Unterbrechungen sind nun keineswegs aus zeitweiliger Verstimmung und noch viel weniger aus Mangel an Intimität zu erklären, vielmehr haben beide — denn im wesentlichen ist von Wilhelm und Goethe zu sprechen — oft genug gegeneinander und gegen andere ihre innige Zuneigung, ja ihre wahrhafte Liebe und Verehrung erklärt. Sie sind vielmehr erzwungen durch die vielseitige Tätigkeit beider Männer und durch ihre sonstige ausgebreitete Korrespondenz. Bei Wilhelm muß man bedenken, daß er nicht nur Staatsmann, Gesandter und einige Jahre Minister, sondern auch ein tiefgründiger Gelehrter war, der sich den emsigsten zeitraubenden Studien hingab, daß er ferner mit seiner Frau, von der er häufig, mit seinem Bruder, von dem er fast immer getrennt war, einen sehr ausführlichen Briefwechsel pflog und daß er auch sonst — man denke an seine Briefe an eine Freundin — oft mehr briefliche

Obliegenheiten hatte, als sich mit einer den Tag vollkommen ausfüllenden Tätigkeit vereinigen ließen.

Dagegen kann man die großen Pausen in der brieflichen Verbindung beider Männer nicht etwa durch zahlreiche persönliche Zusammenkünfte erklären. Denn soviel auch Wilhelm reiste, nach Weimar kam er verhältnismäßig selten und fast immer flüchtig. Die kurzen Besuche, die er auf der Durchreise in Weimar machte, waren nicht imstande, jenes vollkommene gemeinschaftliche Dasein wieder hervorzuzaubern, das die Trias: Goethe, Schiller, Wilhelm 1795 ff. verlebt hatte, — die ideale Epoche, auf deren Glück und Segnungen Wilhelm zu wiederholten Malen zurückkommt. Aber es müssen gerade bei diesen Zusammenkünften Gespräche geführt worden sein, die den Inhalt von Jahren zusammenfaßten und mehr bedeuteten, als die kurzen Berichte des Goetheschen Tagebuchs ahnen lassen.

Von den Besuchen, die sicher im November oder Dezember 1802 und im Jahre 1808 oder 09 stattfanden, weiß das Tagebuch überhaupt nichts zu melden. Die Zusammenkunft im Januar 1810 war so bedeutend, daß Goethe seinem Knebel davon schrieb: Humboldt habe vom preußischen Erziehungswesen berichtet und die Farbenlehre durchgesehen. Das Tagebuch berichtet: „2. Januar. Gegen Abend Herr v. Humboldt und Dr. Seebeck. Konversation mit ihnen und Abendessen.“ 3. Januar. „Spazieren mit Herrn v. H., abends mit ihm.“ Am 4. wird er zweimal genannt, das zweite Mal heißt es: „Seines Bruders Reisen und Arbeiten. Schillers Werke. Meine Chromatik.“ Am 5. wird ein Spaziergang mit ihm gebucht, am 6. erwähnt, daß er Abschied nahm.

Daß in Karlsbad 1812 eine Zusammenkunft stattfand, die $1^1/_2$ Tage dauerte, wird durch eine bestimmte Notiz der Briefe bewiesen; auch hierüber ist das Tagebuch ziemlich ausführlich: 12. Juni 1812: „Brief von Herrn v. Humboldt. Nachricht seiner Ankunft. 13. abends Herr H., welcher zu Tische blieb.“ Am 14. waren sie morgens, mittags und abends zusammen. Zum 15. wird Hs. Anwesenheit morgens und mittags notiert und erwähnt: „Wir unterhielten uns

besonders über sein Sprachstudium in Beziehung auf mehrere Nationen." Ein erneutes Zusammensein erfolgte in Weimar 1813. Aus dem Tagebuch läßt sich folgendes entnehmen: „26. Oktober abends Minister v. H. 27. H. v. H. scheidet. Gespräch, Mitteilung und Auftrag, dem Herzoge angezeigt." Nach vier Jahren, 1817, ein neuer Besuch, von dem die Annalen sagen, „wie immer belebend und anregend". Ueber diesen Besuch handeln folgende Notizen des Tagebuchs: „15. Januar „Herr Staatsminister v. Humboldt spazieren gefahren. Abends Herrn und Frau v. H. bei Frau v. Wolzogen gesehen. 16. Januar Herr v. H. 1/2 11 bis gegen 1 Uhr. 17. Abends Staatsminister v. H. Jetzt Politika". Auch am 18. wird sein Name genannt.

1823, gerade in der Epoche von Goethes schwerer Erkrankung, sprach der Getreue in Weimar vor. Das Tagebuch meldet: „17. November. Zu Mittag Herr v. H. auf einige Stunden. Er las den ‚Paria'. 18. H. v. H. las das neue Buch des ‚Paradieses'". Am 19. wird sein Name zweimal aufgeführt. Am 20. „Staatsminister v. H. auf einige Stunden." Auch am 23. wird sein Besuch erwähnt.

Der letzte, freilich erst in einem Brief des Jahres 1829 angedeutete Besuch fällt schon in das Jahr 1826. Da überhaupt in der letzten Lebenszeit des Dichters die Aufzeichnungen etwas ausführlicher werden, so ist auch der Bericht über das letzte Zusammentreffen weitläufiger als der über die früheren. 23. Dezember. „Früh dem Herrn v. Humboldt entgegengefahren bis Umpferstedt. Brachte ihn bis an den „Erbprinz". Sodann besuchte mich Herr v. Humboldt blieb zu Tische" . . . Auch nach kurzer Abwesenheit, „die Herren v. Humboldt und Müller wieder zurück, beim Tee verweilend. 24. Dezember. Gegen Abend Herr v. Humboldt. 25. Dezember. Herr von Humboldt in der „Helena" fortgefahren. Zusammen spazieren gefahren gegen Umpferstedt. 26. Dezember. Herr Minister v. Humboldt. Die „Helena" ausgelesen. Mit demselben spazieren gefahren. 27. Herr v. Humboldt saß zum Porträtieren. Wir fuhren zusammen spazieren gegen Erfurt zu. Gespräch über

indische Philosophie und Poesie. 28. Herr v. Humboldt die Zeitgeschichte durchgesprochen. . . . Nach der Tafel Herr v. Humboldt. Demselben verschiedene bisherige Arbeiten mitgeteilt. 29. Mit Herrn v. Humboldt die Unterhaltungen fortgesetzt. Er las die Elegie auf Helena und teilte verschiedene Bemerkungen mit. Ingleichem las er die Antecedenzien zu „Helena" und war auch der Meinung, daß sie gegenwärtig nicht gedruckt werden sollte . . . . . Abends Humboldt und Riemer. Beide Letztere blieben. Exuvien von Schiller und Betrachtungen darüber. 30. Herr v. Humboldt die Schmellerischen Porträte vorgewiesen. 31. Mit Herrn Minister v. H. spazieren gefahren. Abend Herr Staatsminister v. H. Heute besonders die subjektiven Ansichten der Naturwissenschaften durchgesprochen." Am 1. Januar 1827 findet sich die Notiz: „Staatsminister v. H. Abschied nehmend", zweimal an demselben Tage verzeichnet, ein Zeugnis, wie sehr dieser Abschied nach einem ungewöhnlich langen Besuche den Altmeister erregte. Sind diese Aufzeichnungen, namentlich die zuletzt mitgeteilten, auch ausführlich genug, so sind sie doch nicht imstande, den ganzen reichen Inhalt der geführten Gespräche uns zurückzurufen. Sie beweisen nur, wie gern der Meister den Besucher an seinem Schaffen teilnehmen ließ und wie lebhaft er sich nach dessen Tätigkeit und dessen Erfahrungen erkundigte.

Deutlicher als das Tagebuch, das seiner Bestimmung und seinem Wesen nach aphoristisch sein mußte, reden Goethes Briefe und Gespräche und manche Aeußerungen der Brüder über den Meister.

Aus des Letzteren Briefen an Andere seien nur wenige Stellen hervorgehoben:

1810 „die Gegenwart des Herrn v. Humboldt hat Dir (Knebel) gewiß auch viel Freude gemacht. Mir war sie belehrend und aufmunternd. Ich erfuhr genaueres, wie es im Preußischen mit dem Erziehungs- und wissenschaftlichen Wesen aussieht und was man davon hoffen darf. In der jetzigen Lage hätte man vielleicht keinen Mann gefunden, der sich zu Restauration so gut geschickt hätte als er."

1814 an Schlosser:

„Herr Minister v. Humboldt dankt mir freundlich für Ihre Bekanntschaft. Ich bin gewiß, daß auch Sie viel Vergnügen in dem kurzen Umgange mit diesem trefflichen Manne gefunden haben.“

Die ungemeine Schätzung Alexanders geht aus unseren an den Bruder gerichteten Schriftstücken hervor; eine Stelle (1799) muß, obwohl sie unten folgt, auch in diesem Zusammenhang herausgehoben werden:

„Bei seinem Genie, seinem Talent, seiner Tätigkeit ist der Vorteil seiner Reise für die Wissenschaften ganz inkalkulabel, ja man kann behaupten, daß er über die Schätze, deren Gewinst ihm bevorsteht, künftig dereinst selbst erstaunen wird.“

„Der Bergrat Humboldt“, hatte es in demselben Jahre geheißen, „ist hier. Ein wahres cornu copiae der Naturwissenschaft. Sein Umgang ist äußerst interessant und lehrreich. Man könnte in 8 Tagen nicht aus Büchern herauslesen, was er einem in einer Stunde vorträgt.“ Und wenig später: „Ich darf ihn wohl in seiner Art einzig nennen, denn ich habe niemanden gekannt, der mit einer so bestimmt gerichteten Tätigkeit eine solche Vielseitigkeit des Geistes verbände. Es ist inkalkulabel, was er noch für die Wissenschaften tun kann.“ Wie sehr er bemüht war, sich jenem von ihm so sehr bewunderten Gelehrten dankbar zu erweisen, geht aus dem Entwurf zu einem Vortrag an seinen gelehrten Mittwochvormittagvorträgen hervor (1807), wo es heißt:

„Humbolds Artigkeit gegen mich (die Widmung, von der unten noch zu sprechen ist) verpflichtet dagegen, durch bequeme Darstellungen den Genuß an seinen Bemühungen zu verbreiten.“

Schon aus diesen Stellen scheint es, als wenn Alexander mehr bewundert worden sei, als sein älterer Bruder Wilhelm. Eine geradezu enthusiastische Stelle über ihn findet sich in den Gesprächen, die um so charakteristischer ist, als der Redner in seinem Lob im allgemeinen sparsam war. Sie lautet: „Was ist das für ein Mann! Ich kenne ihn so lange und doch bin ich von neuem über ihn in Erstaunen. Man kann sagen, er hat an Kenntnissen und lebendigem

Wissen nicht seinesgleichen. Und eine Vielseitigkeit, wie sie mir gleichfalls noch nicht vorgekommen ist! Wohin man blickt, er ist überall zu Hause und überschüttet einen mit Schätzen. Er gleicht einem Brunnen mit vielen Röhren, wo man immer nur Gefäße unterzuhalten braucht und es einem immer unerschöpflich entgegenströmt. Er wird einige Tage hier bleiben, und ich fühle schon, es wird mir sein, als hätte ich Jahre mit ihm verlebt."

Und doch existierte eine Art Gegensatz gegen den Forscher. Die Mischung von beiden, Bewunderung und Widerstreben wird am deutlichsten in der Beurteilung seiner Schrift: „Ueber den Bau und die Wirkungsart der Vulkane" 1823. Nicht in der gedruckten Fassung (Naturwissenschaftliche Hefte 1823), sondern in einer schließlich nicht zum Druck gelangten ist diese Stelle von der höchsten Bedeutung. „Ist es eine Pflicht, auch manchmal denken zu können, wie andere, so wird es diesmal höchst angenehm; was kann erfreulicher sein, denken zu lernen wie ein Mann, der mit Augen gesehen hat, was wenige, der mit seltener Geisteskraft gesondert, vereinigt, geschildert und dargestellt hat, mit welchem zu leben, zu beobachten, zu schließen und zu folgern wir schon längst gewohnt sind. Und der aufs neue uns hervorruft, an seinen Ueberzeugungen teilzunehmen . . . . Haben wir das vollbracht, so wird es uns nicht beschämen, vielmehr zur Ehre gereichen, wenn wir unsre Sinnesänderung öffentlich bekennen und unser nenes Credo einem so trefflichen und vieljährig geprüften Freunde zutraulich in die Hände legen."

Auch darüber, wie die beiden Brüder über den Meister dachten, haben wir Zeugnisse genug, besonders Wilhelm und Karoline sprachen sich in der Korrespondenz, die sie miteinander führten und in den vielen Episteln an andere, die gedruckt sind, sehr häufig über Goethes Persönlichkeit, über einzelne seiner Schriften aus. Nicht alle diese mitunter recht schönen Stellen können hier mitgeteilt werden. Es mag genügen, für Alexander darauf hinzuweisen, daß er, wie aus den unten folgenden Aktenstücken hervorgeht, eines seiner grundlegenden Werke, das Prachtwerk über

Amerika, und zwar den ersten Band, der als Einleitung die Ideen zu einer Geographie der Pflanzen nebst einem Naturgemälde der Tropenländer enthält, durch ein äußerst sinniges und ehrenvolles allegorisches Bild, das von Thorwaldsen zu Rom gezeichnet war Goethe widmete. Das Bild stellt den lorbeerbekränzten Delphischen Apoll dar, in der Linken die Lyra haltend, mit der Rechten den Schleier hinweghebend von der Bildsäule der Isis, zu deren Füßen ein Buch liegt mit der Aufschrift: „Metamorphose der Pflanzen". Unter dem Bilde stehen nur die einfachen Worte: „An Goethe".

Wilhelm hat eine derartige Huldigung dem Verehrten nicht angedeihen lassen: weder das Buch über Hermann und Dorothea, von dem unten ausführlich zu sprechen sein wird, noch der Briefwechsel mit Schiller, bei denen beiden es doch so nahe gelegen hätte, sind Goethe zugeeignet.

Aber es gibt eine Stelle in den „Berichten aus den Verhandlungen des Vereins der Kunstfreunde im preußischen Staate 1832", in der der Ueberlebende der Trias eine schöne Würdigung des Meisters gibt. Die Hauptstellen daraus lauten so:

„Das Bemühen, auf die Geistestätigkeit seiner Zeitgenossen einzuwirken, war ihm besonders eigentümlich; ja man kann mit gleiche Wahrheit hinzusetzen, daß er ohne alle Absicht, gleichsam unbewußt bloß durch sein Dasein und sein Wirken in sich den mächtigen Einfluß darauf ausübte, der ihn vorzugsweise auszeichnete. Es ist dies noch geschieden von seinem geistigen Schaffen, als Denker und Dichter, es liegt in seiner großen und einzigen Persönlichkeit. Dies fühlen wir an dem Schmerze selbst, den wir um ihn empfinden. Wir bedauern in ihm nicht bloß den Schöpfer so vieler Meisterwerke jeder Gattung, nicht bloß den Forscher, der das Gebiet mehrerer Wissenschaften erweiterte und ihnen durch tiefe Blicke in ihre innerste Natur neue Bahnen vorzeichnete, nicht bloß den immer teilnehmenden Beförderer jedes auf Geistesbildung gerichteten Bestrebens, Es ist uns neben und außer diesem Allen, als wäre uns bloß dadurch, daß er nicht mehr unter uns weilt, etwas in unsern innersten Gedanken und Empfindungen und gerade in ihrer erhebendsten Verknüpfung genommen. Indem wir aber dies schmerzlich empfinden, belebt uns zugleich wieder die Ueberzeugung, daß er in seine Zeit und seine Nation Keime gelegt hat, die sich den künftigen Geschlechtern mitteilen und sich lange noch fortentwickeln werden, wenn

auch schon die Sprache seiner Schriften zu veralten beginnen sollte. Es gibt in jeder zu einem höheren Grade der Bildung gelangten Nation ein Gemeinsames der Ideen und Empfindungen, das sie, wie ein geistiges Element, in welchem sie sich bewegt, umgibt. Es beruht dies nicht auf einzelnen, festen und bestimmten Ansichten, es liegt vielmehr in der Richtung aller, in der Form, von der in jeder Art der Seelentätigkeit, Maß und Wille, Ruhe und Lebendigkeit, Gleichgewicht und Uebereinstimmung abhängt, und es wirkt auf diese Weise zuletzt durch die dadurch bedingte Anknüpfung des Sinnlichen an das Unsinnliche, auf die ganze Anschauung der äußern und der innern Welt. Auf diesen Punkt hin war Goethes Individualität zu wirken vorzugsweise bestimmt. In dies geheimnisvolle Innere, wo ein geistiges Streben eine ganze Nation beseelt, drang er durch die Macht seiner Dichtung und die Sprache, welche allein ihm die Möglichkeit des Ausdrucks seiner Eigentümlichkeit verstattete, die er aber wieder so kräftig und seelenvoll gestaltete. So drückte er, in einer Periode der Literatur anfangend, wo derselbe wenig klar und entschieden dastand, dem deutschen wissenschaftlichen und künstlerischen Geiste, durch die lange Dauer seines Lebens fortwirkend, ein neues, ewig an ihn erinnerndes Gepräge auf. Die immer heitere Besonnenheit, die lichtvolle Klarheit, die lebendig anschauliche und immer von Kunstform oder einer noch tiefer geschöpften Gestaltung beherrschte Naturauffassung, die große Freigebigkeit des Genies, alle diese Goethe so vorzugsweise auszeichnenden Eigenschaften führten ihm die Gemüter, wie von selbst, bildsam zu. Es hat in niemand je eine gerechtere, mehr durch die innerste Eigentümlichkeit begründete Scheu vor allem verworrenen, abstrusen, mystisch Verhüllten gegeben, als in ihm.

Er war mit der Kunst durch alle Anlagen seines Geistes verwandt und hatte sich von allen Seiten mit ihr durch Anschauung, Sammeln und Ueben befreundet. Jener oben erwähnte allgemeine Kunstsinn war in ihm tiefer, als in irgend sonst jemand gegründet. Er leistete unendlich viel unmittelbar für die Kunst, durch Belehrung, Ermunterung und Förderung jeder Art, aber alles dieses wurde durch das überwogen, was in ihm mittelbar wohnte. Er bereitete durch das stille Wirken seines ihr geweihten und von ihr durchdrungenen Wesens ein langes Leben hindurch den Boden in den Gemütern seiner Zeitgenossen und weckte den schlummernden Funken der Liebe zu ihr."

Betrachtet man das Verhältnis zwischen Goethe und den Brüdern, so fällt zunächst der universale Zug ins Auge, der den Dreien gemeinsam ist. Für Goethe ist dies genugsam bekannt. Er, der



Jurisprudenz studiert hatte, war nur ein paar kurze Jahre ausübender Rechtskundiger und zeitlebens Staatsmann gewesen. Als solcher hatte er aber niemals das juristische Departement, sondern zeigte seine Vielseitigkeit dadurch, daß er Brücken- und Wegewesen, Bergbau und Aushebungsgeschäfte leitete, in den mittleren Jahrzehnten seines Lebens dem Theater vorstand und in den letzten die Weimarischen Anstalten für Kunst und Wissenschaft: Universität, Bibliothek, die naturwissenschaftlichen Institute beaufsichtigte und dirigierte. Dieselbe Vielseitigkeit bewährte Goethe aber auch in seiner schriftstellerischen Tätigkeit und in seinen wissenschaftlichen und künstlerischen Interessen. In jener dadurch, daß er als Dichter auf den verschiedensten Gebieten tätig war, als Mann der Wissenschaft, Anatomie, Botanik, Physik, Kunsttheorie, Geschichte, auswärtige Literatur beherrschte und die meisten dieser Fächer durch glänzende Leistungen bereicherte. In diesen dadurch, daß er ein eifriger Sammler war, der Steine, Knochen mit ebensolchem Fleiß und Verständnis zusammenbrachte, wie Gegenstände der Kunsttechnik, z. B. Bilder, Stiche, Zeichnungen u. a.

Eine solche Viel-, ja Allseitigkeit war auch den beiden Brüdern gegeben. Sie bekundete sich auf verschiedene Art. Zunächst darin, daß beide den Blick auf das Große und Universale richteten. Trotz ihrer äußerst zahlreichen Spezialarbeiten verloren sie nie den großen Zusammenhang der Dinge: Alexander beendete seine weltumspannende schriftstellerische Laufbahn mit seinem „Kosmos“, Wilhelm der schon bei seinen einzelnen linguistischen Untersuchungen immer den Zusammenhang der Sprachen mit Ländern und Völkern im Auge gehabt hatte, krönte sein Lebenswerk mit Darlegungen allgemeinster Art über den Ursprung der Sprache und über die Verbindung der Sprache mit der Entwicklung des Menschen.

Wie Goethe, so ist auch Wilhelm — denn er ist es, der von den Brüdern in diesem Briefwechsel bei weitem stärker hervortritt, ohne daß dadurch eine Rangordnung bestimmt werden soll — getränkt vom Altertum und doch durchaus fest wurzelnd in der Gegenwart. Das Altertum ist ihm die ewige, nie versiegende Quelle, aus der er für seine



Menschenliebe, seine Kunstüberzeugung, seine religiösen Anschauungen schöpft; Rom ist ihm die hohe Schule, deren Zögling zu sein er nie müde wird, der er die fruchtbarsten Anregungen entnimmt, auch nachdem er dem Alter und Wesen nach längst aufgehört hatte, ein Lehrling zu sein, ja nachdem er sich zum trefflichen Meister entwickelt hatte. Wie der Weimarer Große, so schmückt auch er sein Schloß mit erlesenen Bildern, prächtigen Copien und einzelnen wertvollen Resten des Altertums, umgibt es mit Garten und Park, dessen landschaftliche Reize er durch Kunst zu verzieren und zu veredeln versteht. Gleich dem Meister, dessen Abneigung gegen die Politik er übrigens teilte, war er Diplomat und Minister und gewiß keiner der schlechtesten, vielmehr auf die großen idealen Interessen des Staates seinen Blick richtend, Schöpfer der Berliner Universität und — hierin der Gegensatz seines erlauchten Vorbildes — wohl zugänglich den liberalen Forderungen der Zeit, so daß er ankämpfte gegen die Ueberreste der Epoche der Feudalität und den Forderungen der Bürger, nicht der Untertanen, auf Mitregierung oder Anteil an der Staatsverwaltung ein geneigtes Ohr schenkte und diese Ansprüche, wiewohl vergeblich, durchzusetzen suchte.

Aber die Gleichartigkeit mit Goethe zeigt sich auch in seiner schriftstellerischen Tätigkeit. Freilich kommt er später als jener zu andauernder literarischer Arbeit und vermag nicht auf allen Gebieten mit ihm gleichen Schritt zu halten. Aber er teilt mit ihm, in gewisser Weise zu seinem Schaden, weil er dadurch den Massen unverständlich oder unbekannt bleibt, jene Würde, Vornehmheit und eine gewisse Schwerflüssigkeit, die, wie sie ihn der Menge entfremdet, ihn zum Liebling der Auserwählten, der geistig Hochstehenden macht. Er ist Philologe, Aesthetiker, Altertumsforscher, Historiker, Politiker und hat nicht bloß laienhaftes, etwa durch die Liebe zum Bruder und dessen unvergleichliche Leistungen eingegebenes, sondern fachmännisches Interesse für Naturwissenschaft. Ein Dichter ist er freilich nicht, obgleich er sich in gefeilten Uebersetzungen und tief empfundenen, aber mehr korrekt als schön ausgedrückten Liedern versucht, aber er hat die echt poetische Mitempfindung, das feine,

nur dichterisch beseelten Menschen angehörende Mitverstehen poetischer Schönheit.

Er besitzt ferner, wie der Olympier, dem er wenigstens in seiner Jugend durch seine äußere Schönheit wie Apollo dem Jupiter zur Seite tritt, die Kunst — denn diese Gabe ist weit mehr als Geschicklichkeit —, Menschen der verschiedensten Art an sich zu ziehen und mit dem Zauber seines Wesens zu umgeben. Schon bei seinen Lebzeiten wenn auch nicht in demselben Grade wie nach seinem Tode, ist seine Residenz Tegel der Wallfahrtsort Vieler, die, wenn auch hauptsächlich begierig nach den aufgehäuften Schätzen, den Menschen zu sehen und sein Wort zn vernehmen begehren.

War er den Männern ein Objekt des Staunens und infolge seiner hohen Stellung, seines Ruhmes und seines Reichtums bisweilen des Neides, erschien er ihnen auch infolge eines gewissen Zusammengefaßtseins zuweilen kalt, gerade wie Goethe, so war und blieb er bis zu seinem höchsten Alter Männern und Frauen ein Gegenstand liebender Verehrung. Gleich dem mächtigen Herzensbrecher und Frauenbeherrscher an der Ilm siegte er, wo er erschien, und wahrte sich lange die Empfänglichkeit für Frauenreiz und -Schönheit. Aus der Epoche der Sentimentalität und Ueberschwänglichkeit, die bei ihm vielleicht länger dauerte, als bei seinem Vorbild, erhob er sich endlich zur patriarchalischen Stellung und zur würdevollen Abgeklärtheit.

Und endlich: auch er ist gut und hilfsbereit. Das Fördern junger Talente war ihm Bedürfnis, die Unterstützung Würdiger ein Lebensgebot.

Man sollte denken, daß das Verhältnis zwischen Goethe und solchen Männern, die ihm in vielem glichen, ein außerordentlich intimes, ein Lebensbündnis hätte sein müssen, das den dreien zum Daseinsbedürfnis gehörte. Und doch ist dies nicht so der Fall, wie man erwartet. Das zeigt sich nicht bloß in dem schon hervorgehobenen, verhältnismäßig geringen Umfang der gewechselten Briefe, sondern auch in deren Ton. Gewiß ist dieser verehrungsvoll und freundschaftlich genug. Aber man erkennt doch: für Goethe, der

sich überhaupt schwer offenbarte, war es keine zwingende Notwendigkeit, die Brüder beständig von seinem Treiben und Tun zu unterrichten. Trotz aller Bewunderung doch nicht die rechte Herzlichkeit. Der Grund dieser seltsamen Erscheinung ist schwer zu erfassen. Vielleicht liegt er darin, daß ihn von Alexander die gegensätzliche Grundanschauung in naturwissenschaftlichen Dingen entfremdete, bei Wilhelm das Goethe entlegene und bei ihm nicht besonders beliebte sprachliche Studium abschreckte. Denn Goethe verlangte von der Freundschaft Ergänzung: Herder als Denker, Schiller als Dichter, um die Großen zu nennen, Meyer als Künstler und Historiker, Zelter als Musiker boten ihm in höherem Grade als die beiden Brüder das, was er bedurfte. Sodann aber ist ein anderer Umstand im Auge zu behalten. Goethe verlangte, wie ich anderwärts weiter ausgeführt habe, von seinen Intimen eine Ausschließlichkeit der Freundschaft, eine Hingebung, die von starken, selbstbewußten Naturen weniger gewährt werden konnte, als von einfachen und schlichten. Was ihn dazu trieb, war nicht das Bedürfnis nach Verherrlichung und Anbetung, sondern das Verlangen und die Eigenart souveräner Naturen.

Das erkannte Wilhelm selbst an und sprach es einmal aus: In einem Briefe an Schweighäuser (1808) legte er dar, Goethe und Körner seien die einzigen Wesen, die seine Intimität mit Schiller geteilt hätten. Und er fuhr fort:

„Aber heute trennt uns nicht nur die Entfernung, sondern Goethe, nur auf sich gewandt, geht in seinen Beziehungen zu anderen nicht aus sich heraus.“

Trotz dieses Mangels gehört der Goethe-Humboldtsche Briefwechsel zu den anziehendsten, die wir von dem Meister besitzen. Sein Wert besteht nicht bloß darin, daß in ihm drei wahrhaft große Männer vor dem Leser auftreten, sondern in dem Gediegenen, was sie sagen, in der Art, wie sie sich geben. Es ist eine Herzensfreude, diese Blätter zu durchlaufen, die fast vierzig Jahre umfassen. Gegenüber dem Hasten und Jagen unserer Tage welche Ruhe! Im Gegensatz zu dem Haften am Kleinlichen und Persönlichen, das in

den Briefen minder Hervorragender die Hauptsache zu sein pflegt, welche Sachlichkeit und Mannigfaltigkeit der Gegenstände. Denn gerade die Vielseitigkeit der Interessen, der schon oben nachdrücklich hervorgehobene Gegensatz in dem Wesen der Korrespondenten bedingt auch eine unendliche Verschiedenheit in den abgehandelten Gegenständen: die Zeitgeschichte wird gestreift, Länder- und Völkerkunde tritt gewichtig auf den Plan, Sprach- und Naturwissenschaft wird behandelt, die Vergangenheit pietätvoll gestreift, die Literatur im weitesten Umfange — denn außer der deutschen ist von der französischen, spanischen, italienischen die Rede, und das Altertum wird beständig als Quelle reichster Erbauung genannt und verehrt — bildet den Gegenstand feinster Erörterungen. Neben diesem Sachlichen tritt auch das Persönliche bedeutsam hervor. Man lernt Humboldts Familie und seinen Freundeskreis, die zahlreichen Bekannten und Freunde kennen, die auf seinen weiten Reisen genannt sind: man wird eingeführt in Goethes Familienkreis, in die Schar seiner Hausverwandten, in die fürstliche Familie. Es ist ein besonders erfreulicher Zug, daß Wilhelm nach Schillers Tode — denn dieser hatte vielleicht seine Mißbilligung von Goethes häuslichen Verhältnissen auch Humboldt mitgeteilt — der treuen Christiane oft mit einer Liebenswürdigkeit gedenkt, die bei den übrigen Korrespondenten nicht gewöhnlich ist; man darf es nicht als Wirkung seiner korrekten Auffassung betrachten, daß solche freundlichen Worte erst nach der offiziellen Vermählung des eigenartigen Paares sich finden, sondern eher als Folge des Umstandes, daß nunmehr, nach Schillers Tode, die Zwischenträgereien namentlich der guten Charlotte von Schiller aufhörten und eine richtigere Würdigung von Goethes Lebensgefährtin eintrat. Schillers Namen aber braucht man nur zu nennen, um einen Hauptgegenstand dieses Briefwechsels zu bezeichnen. Er war es gewesen, der den ihm schnell vertraut gewordenen Wilhelm Goethe zuführte, und da er in seiner warmherzigen Art beflissen war, die ihm Nahestehenden mit einander zu verbinden, nicht etwa, wie es bisweilen Goethes Manier war, sie von einander fern zu halten, nicht ruhte, bis die Beiden, die eines

verbindenden Elements bedurften, sich traulich aneinander schlossen. Und wie Schiller während seines Lebens das vermittelnde Element gewesen war, wie er eifrig von seinen Unterhaltungen mit Wilhelm berichtete, die an ihn gelangten Briefe des Freundes dem Weimarer Genossen zukommen ließ, so bleibt er auch nach seinem Tode der Gegenstand der beiderseitigen Verehrung; der geliebte Schatten, dessen Heraufbeschwörung diesem Freundschaftsbunde die wahre Weihe verleiht. Humboldts Klage über den früh Verstorbenen ist eines der schönsten Stücke der Sammlung; es ist außerordentlich zu bedauern, daß Goethes Würdigung des Vollendeten nicht erhalten ist.

Ein fernerer Reiz, der freilich zumeist Wilhelms Briefen innewohnt — wie denn überhaupt in Goethes Briefwechseln die Schriftstücke der Korrespondenten nicht selten wertvoller sind, als seine eigenen —, besteht darin, daß er sich oft bemüht, das Wesen des Freundes zu analysieren, sich klar zu werden oder den Angeredeten klar zu machen über Goethes Eigenart, über seine Entwicklung, sich ein Bild zu gestalten von seinem Wollen, den Menschen in seiner Totalität zu erfassen.

Gewiß würde eine ermüdende Eintönigkeit entstehen, wenn bloß von den Beiden gesprochen würde, die hier als Redende auftreten; ja man könnte sagen: ein Hauptreiz einer Korrespondenz würde verloren gehen, wenn nur Sachen, nicht Menschen, oder wenn auch nur Menschen der nächsten Umgebung abgehandelt würden. Und so kommen in der Tat gar manche andere Persönlichkeiten vor. Wird aber von diesen gesprochen, so ist es, außer Fichte gegenüber, der nicht selten mit Spott bedacht wird, gerade der Ton der Achtung und Anerkennung; zwei Männer, die selbst Gediegenes schufen, haben die Neigung, Verdienstliches bei Anderen aufzusuchen, nicht aber das Bestreben, die kleinen Schwächen der Nachbarn stets hervorzuheben.

In dem Briefwechsel zweier Schriftsteller — auch hier bleibt Alexander aus dem Spiel, indem er nur gelegentlich das Wort er-



greift und selten ein solches zu hören bekommt — nehmen die eigenen Arbeiten einen breiten Platz ein. Gewissenhaft bucht Goethe jede kleine Sendung, die er von dem Freunde erhält, und den meisten widmet er ein freundliches Wort. Aber freilich, viele der grundlegenden Arbeiten des großen Sprachforschers lagen, wie bereits erwähnt, doch etwas abseits von dem Interessenkreis des Allseitigen. Daher mußte er sich damit begnügen, ihnen als Empfangender, als Lernender entgegenzutreten, und beschied sich daher nicht selten damit, das ihm Zugekommene dankbar zu erwähnen. Auch hier sind Wilhelms Briefe ausgiebiger. Er geht nicht selten ausführlich auf Goethes Dichtungen ein und äußert nicht bloß allgemein anerkennende, sondern das Spezielle berührende, geistvolle Gedanken über poetische Schöpfungen des von ihm Verehrten, z. B., um nur Weniges hervorzuheben: „Amyntas", „Alexis und Dora", „das Märchen", „Euphrosyne", „Wilhelm Meister", „Die Wahlverwandtschaften", den „Faust"; gerade in Beziehung auf das letztere Lebenswerk ist schon an dieser Stelle zu erwähnen, daß Goethe aus seiner gewöhnlichen Reserve heraustritt und Enthüllungen über diese Dichtung gibt, die zu seinen bemerkenswertesten gehören. Von anderen Werken, über die Humboldt gelegentlich urteilt, seien die „natürliche Tochter", die „Diana von Ephesus", „Winckelmann", „Rameau", „die Rezension der Vossischen Gedichte" genannt. Diese eingehenden Besprechungen und Huldigungen taten dem Dichter und Schriftsteller offenbar sehr wohl, wie dies nicht nur aus den kurzen Dankesworten an den Korrespondenten, sondern aus den frohen Aeußerungen hervorgeht, die an andere gerichtet waren.

Bei zwei Werken Goethes kann man Wilhelm geradezu als stillen Mitarbeiter bezeichnen; in geringerem Grade bei „Wilhelm Meister", in höherem bei „Hermann und Dorothea". Was über das erstere Werk in unserem Texte steht, ist freilich nicht sehr viel; in verlorenen Schriftstücken muß aber mehr gestanden haben. Denn Goethe schrieb an Schiller 7. Juni 1796:

„Ich schicke einstweilen das Belobungsschreiben (über Wilhelm Meister), welches ich von Humboldt erhalten habe. Sowohl das

viele Gute, als auch die kleinen Erinnerungen nötigen mich, auf dem schmalen Wege, auf dem ich wandle, desto vorsichtiger zu sein; ich hoffe von Ihren Bemerkungen über das 8. Buch eine gleiche Wohltat."

Wichtiger ist die Teilnahme Wilhelms an dem zweiten Goetheschen Werke. Diese war eine praktische und theoretische. Die erstere bestand darin, daß der damals in Berlin weilende Freund sich bei der Korrektur des Druckes, die des Dichters schwache Seite war, hilfreich erwies; die letztere darin, daß er der poetischen Schöpfung des Verehrten eine ausführliche Würdigung widmete. Aus einer Studie wurde ein umfassendes Werk über Goethes Hermann und Dorothea (bezeichnet als „Aestetische Versuche" I. Teil).

Kein Referat und keine Rezension, auch keine Behandlung des einzelnen Werkes von rein ästhetischem Standpunkte aus. Es war vielmehr ein Stück der großen Arbeiten, die Humboldt schaffen wollte und schließlich nicht schuf: ein Abschnitt aus seiner vergleichenden Anthropologie, seiner Schilderung des 18. Jahrhunderts. „Der Standpunkt", so äußert sich Humboldts Biograph, „derselben ist der humanistische oder näher der anthropologische-pädagogische und geschichtsphilosophische. Ihren Mittelpunkt bildet „die Bildung des Menschen", des einzelnen wie des Geschlechts. Das Gebäude, zu dem sie einen Stein tragen will, ist die Ergründung dessen, was in dem Brief an Schiller das ‚Bild der Menschheit' hieß, wie es jetzt ausgedrückt wird, ‚die Charakteristik des menschlichen Gemüts in seinen möglichen Anlagen' und in den wirklichen Verschiedenheiten, welche die Erfahrung aufzeigt."

Das große Werk, auf Schillers und Kants Ideen fußend, bemüht sich, außer allgemeine ästhetische Betrachtungen zu geben, das epische Gedicht nach allen Richtungen hin in seiner Eigentümlichkeit zu charakterisieren. Die hohe Objektivität des Epos wird hervorgehoben; der Unterschied des Dichters von den Alten dargelegt und Goethe als Dichter mit ungemein großer Wärme gepriesen. Auch eine recht eingehende Konstruktion des Verhältnisses von Goethes und

Schillers Dichterwert findet sich. Um den Lesern einen Begriff der Arbeit zu geben, sei wenigstens eine Stelle, die schon Haym hervorgehoben hat, dem ich in dieser Ausführung folge, wörtlich mitgeteilt: „Denn wenn es je einen Mann gab, dem die Natur ein offenes Auge verliehen hat, alles was ihn umgibt, rein und klar und gleichsam mit dem Blick des Naturforschers aufzunehmen, der in allen Gegenständen des Nachdenkens und der Empfindung, nur Wahrheit und gediegenen Gehalt schätzt, und vor dem kein Kunstwerk, dem nicht verständige und regelmäßige Anordnung, kein Raisonnement, dem nicht geprüfte Beobachtung, keine Handlung besteht, der nicht konsequente Maschinen zugrunde liegen; wenn dieser Mann dann durch sein ganzes Wesen den Dichter beschrieb und sein Charakter so durchaus mit dieser Bestimmung Eins geworden ist, daß seine Dichtung selbst überall das Gepräge jener Grundsätze und Gesinnungen an der Stirn trägt, wenn derselbe endlich eine Reihe von Jahren durchlebt hat, wenn er, mit dem klassischen Geiste der Alten vertraut und von den besten der Neueren durchdrungen, zugleich so individuell gebildet ist, daß er nur unter seiner Nation und in seiner Zeit emporkommen konnte, daß alles Fremde, was er sich aneignet, danach sich umgestaltet, und er sich nur in seiner vaterländischen Sprache darzustellen vermag, in jeder andern aber, und zwar gerade für seine Eigentümlichkeit, schlechterdings unübersetzbar bleibt; wenn es ihm nun so gelingt, die Resultate seiner Erfahrungen über Menschenleben und Menschenglück in eine dichterische Idee zusammenzufassen und diese Idee vollkommen auszuführen — dann mußte, und nur so konnte ein Gedicht wie das gegenwärtige entstehen."

Das Werk ist darum, weil es das nicht leistet, was es verspricht, und das, was es geben will, mehr andeutet, als wirklich darlegt, aber auch infolge des Kampfes der Idee mit dem Ausdruck für uns recht schwer verständlich und hat auch auf andere eine ziemlich geringe Wirkung geübt. Ja selbst die Hauptbeteiligten waren nicht übermäßig zufrieden damit. Von Schiller hat sich ein Brief an Humboldt vom 17. Juni 1798 erhalten, in dem neben sehr

ausführlichem Lobe doch die Bemerkung steht, daß er und Goethe jetzt die Gesetze der epischen und dramatischen Poesie anders auffaßten, als der Briefschreiber, und in dem ein ziemlich klar erkennbarer Gegensatz gegen die philosophische Begriffsbestimmung des Freundes sich bemerkbar macht. Goethe, der von diesem Briefe Kenntnis erhielt, beurteilte ihn als „zwar recht schön und gut", fuhr aber fort: „Doch wird es dem Freunde nicht ganz erquickend sein, denn es drückt nur allzu sehr aus, daß diese Arbeit nicht ganz in unsere gegenwärtigen Umstände eingreifen konnte. Sie haben einen recht wichtigen Punkt berührt: die Schwierigkeit, im Praktischen etwas vom Theoretischen zu nutzen." Die Antwort Wilhelms auf dieses Schreiben ist nicht erhalten; auch über diese Antwort ist eine Aeußerung Goethes vorhanden (28. Juli): „Es freut mich herzlich, daß Humboldt Ihren Brief so freundlich aufgenommen hat; sein Ernst, sein Talent, sein Streben, sein guter Wille, seine Neigung, seine Freundschaft verdienen eine redliche und freundliche Erwiderung . . . . . aufrichtig aber will ich gestehen, daß ich nicht sehe, wie eine Revision seiner Arbeit, wie er sie vorschlägt, zu veranstalten. Denn wenn Sie nach Ihrer Vorstellung daranrücken, so wird ja das Gebäude mehr geregt, als daß es in allen seinen Fugen bleiben könnte. Nach meiner Vorstellungsart ließe sich so etwas kaum durch Gegenwart und Gespräch leisten."

Auch später äußerte sich Goethe noch etwas ärgerlich über Humboldts Tadel, daß die Heldin beim Ueberfall der Krieger zu den Waffen gegriffen und dreingeschlagen habe.

Keinen derartigen Platz wie Goethes nehmen Humboldts Schriften ein. Das kann nicht wundernehmen. Die Arbeiten des Weimarer Patriarchen waren allgemeiner Natur, sie sprachen zu jedermann, sie regten die Seele an und beschäftigten nicht ausschließlich den Geist; die wissenschaftlichen Studien Wilhelms dagegen sind Spezialarbeiten auf einem ziemlich beschränkten Gebiete. Sie wurden eifrigst an Goethe geschickt, entlockten dem Beschenkten zwar freundlich anerkennende Worte, wurden aber, wenn man von dem schon erwähnten Buche über Hermann und Dorothea absieht, nicht Gegen-

stand wechselseitiger Erörterung. Eine einzige Ausnahme macht die Uebersetzung des Agamemnon von Aeschylos. Sie war wie alles, was der tiefdenkende, langsam arbeitende Mann schrieb, kein rasch hingeworfenes Erzeugnis, keine flüchtige Arbeit unbeschäftigter Stunden. Länger als zwanzig Jahre, von 1794—1816, quälte sich Humboldt mit diesem Werk: in seinen verschiedenen deutschen Aufenthaltsorten: Auleben, Jena, Wien, Berlin, Frankfurt, in Italien, Paris und Madrid rang er mit dem Original. Seine Lust, zu übersetzen, entstand, wie er einmal selbst bekannte, „aus wahrhaft enthusiastischer Liebe zum Original." „Diese Uebersetzung", so schrieb er ein anderes Mal, „liegt mir unglaublich am Herzen, und ich habe mich nie für eine Arbeit so interessiert gefunden." Der Biograph unseres Uebersetzers, dessen Darstellung die vorstehenden Stellen entnommen sind, berichtet: „Zwei Abhandlungen, eine über das Wesen und die Oekonomie des Agamemnon und eine über die tragischen Silbenmasse, hatten ursprünglich die Uebersetzung begleiten sollen: in einer kürzer gefaßten Einleitung begnügte er sich jetzt, eine allgemeine Würdigung und Analyse des Stücks, verbunden mit Bemerkungen über die Aufgabe des Uebersetzens und über die Nachbildung der griechischen Lesart, zu geben." Derselbe fällt bei aller Bewunderung seines Helden folgendes harte Gesamturteil, das, wenn auch später einige Entschuldigungen folgen, doch einer Verdammung gleichkommt: „Korrekt, wie diese Uebersetzung ist, trägt sie die Spuren des Pedantismus und der Mühsamkeit an sich. Sie ist so versgenau, daß sie steif und unverständlich wird. Humboldt selbst verhehlte sich nicht, daß er über dem mühsamen und immer erneuten Bestreben, ‚alles zu entfernen, was nicht gleich schlicht im Texte stand', der Leichtigkeit und Klarheit seiner Uebersetzung Abbruch getan. Aber er wußte nicht, in welchem Umfang dies der Fall sei, wenn er wenigstens keine aus schwankendem Wortgebrauch oder schielender Fügung herstammende Dunkelheit in seiner Arbeit enthalten glaubte. Sie ist voll von ungewöhnlichen Wortstellungen, von gezwungenen Konstruktionen, von syntaktischen Härten jeder Art. Gewöhnliche, des Griechischen unkundige Leser, werden die

ganze Uebersetzung lesen können, ohne daß sie mehr davon verständen, als wenn sie die Verse des Originals rezitieren hörten; sie werden Griechisch in deutschen Worten und Lettern vor sich zu haben meinen. Wer sie mit philologischem Auge liest, wird die Kunst und Treue und vielleicht mehr noch die Mühe und Sorgfalt des Uebersetzers bewundern. Wer sie mit metrisch-geübtem Ohr anhört, wird von dem Wohllaut der Verse, von der Schönheit namentlich der Anapästen bezaubert werden. Von der Begeisterung aber, mit welcher einst Wolfs Zuhörer der ersten Vorlesung des Humboldtschen Manuskriptes durch Wolf beiwohnten, gehörte das Meiste ohne Zweifel der jugendlichen Einbildung und einem liebenswürdigen Selbstbetruge an. Denn man sei mit der Weise des Aeschylus und mit dem griechischen Texte noch so vertraut, so werden alle Einzelvorzüge den Unbefangenen niemals über die ungenießbare Härte des Ganzen hinweghelfen; immer wird der Gesamteindruck — um mit einem neueren Uebersetzer der Orestie zu reden — der einer Strenge sein, die darum nicht minder herb ist, weil sie oft mit Glück dem griechischen Meister abgelauscht ist."

Einen geringeren Platz als die Brüder nimmt Wilhelms Frau, Karoline geborene Dacheröden ein. Man kann diese Dame, obgleich sie eigentlich zeitlebens nicht aus dem Gefühlsüberschwang herauskam, die trotz der vielen Kinder, die sie ihrem Gatten gebar, ein gar weites Herz für männliche Freunde hatte — über Goethe schrieb sie 1797 „ich bin, wie immer, ganz verliebt in seine schönen Augen" — doch eine der geistig Abgeklärtesten jener Zeit nennen. Ungeachtet ihrer besonderen Zuneigung zu Schiller, die zunächst in der Freundschaft und Verwandtschaft mit Lotte Schiller begründet war, zeigte sie eine Goethereife, wie sie bei wenigen Frauen jener Epoche vorkommt. Die wenigen Briefe, die von Karoline erhalten sind, bezeugen tiefes Verständnis für den Meister; in ihnen und in ihren Briefen an den Gatten bekundet sich ihr unermüdlicher Eifer, dem Großen zu dienen, — Beweis dafür ihre ausführliche Darstellung der spanischen Malerei, die sie für den Weimarer Meister entwarf, eine Darstellung, die durch einen unglückseligen Zufall ver-

loren gegangen ist.*) Die nicht eben zahlreichen Antworten, die ihr direkt zuteil wurden, beweisen weit mehr als bloße Liebenswürdigkeit, die der Weimaraner geistreichen und anmutigen Frauen gern erwies; sie, wie die herzlichen Erwähnungen in den an Wilhelm gerichteten Schreiben bekunden eine besondere Wertschätzung, den schönsten Lohn, den sie für ihre Verehrung wünschte. Ihr waren Besuche in dem Dichterheim Lichtmomente, und auch der Patriarch nahm ihr mündliches Geplauder ebenso wohlwollend auf wie ihr schriftliches, obgleich er, wenn eine Erzählung Boisserées (Goethe u. d. Seinen S. 247 ff.) richtig ist, sich auch durch sie in seinen Kreisen nicht stören ließ.

Eine Humboldtsche Familiengeschichte kann natürlich hier nicht gegeben werden; da aber in unseren Briefen mehrfach von Kindern gesprochen wird, von dem Tode eines Sohnes, den verschiedenen Schicksalen anderer, so mag an dieser Stelle, weil die Anmerkungen nicht mit beständigen Notizen darüber angeschwellt werden sollten, eine kurze Zusammenstellung darüber geboten werden (nach dem Stammbaum in dem bekannten Buche: Gabriele v. Bülow). Karoline, 16. Mai 1792—19. Januar 1837, Wilhelm, 5. Mai 1794 bis 15. August 1803, Theodor, 19. Januar 1797—26. Juli 1871, Adelheid, 17. Mai 1800 14. Dezember 1856, Gabriele, 28. Mai 1802 bis 16. April i887, Luise, 2. Juli 1804—18. Oktober desselben Jahres, Gustav, 7. Januar 1806—12. November 1807, Hermannn, 23. April 1809 – 29. Dezember 1870.

Der Text der Briefe wird in neuer Orthographie mitgeteilt. Für diejenigen Stücke, die dem Goethe-Jahrbuch und der Weimarer Briefausgabe entnommen sind, wurde der dortige Druck, der vor

---

*) Goethes Urteil über diese Arbeit deutete Wilhelm seiner Gattin in folgender Weise an: „Er nennt es nie anders wie einen Schatz und die Raffaelischen Bilder ein wahres Meisterstück, und das sind sie auch. Er sagt, er habe nie Beschreibungen gesehen, die einem so alles geben, das Bild zu beurteilen. Die der Madonna del pez hat ihn vor allem erfreut. Er hat nun auch die Farben daraus kennen gelernt und ihre Wahl paßt in seine Theorie."



der Veröffentlichung genau nach den Handschriften kollationiert ist, zugrunde gelegt; für die zahlreichen Nummern, die in Bratraneks Veröffentlichung stehen, wurde eine neue Kollation nach den im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar vorhandenen Originalen (freilich sind nicht alle erhalten; das Fehlen der Originale ist bei den einzelnen Nummern vermerkt) unternommen. Eine solche Vergleichung erwies sich als fruchtbar. Im allgemeinen hat zwar Bratanek einen recht lesbaren Text gegeben, doch hat er sich häufig verlesen, so daß zahlreiche Verbesserungen angebracht werden konnten. Da diese Ausgabe indessen keine kritische sein soll, so hielt ich es nicht für meine Pflicht, jede einzelne Aenderung, die ich selbstverständlich nur auf Grund der Originale vornahm, besonders zu bemerken.

Eine Rechenschaft über die Provenienz der einzelnen Briefe habe ich nicht gegeben. Hier nur soviel: die Hauptmasse war in dem am Anfang dieser Einleitung genannten Buche von Bratranek gedruckt; dazu kamen Nachträge, besonders Briefe von Wilhelm, Karoline und Alexander an Goethe, die erstmals im VIII. Bande des Goethe-Jahrbuchs von mir und im XVI. von Otto Harnack publiziert waren; eine ganze Anzahl Briefe Goethes an Wilhelm, einige wenige an Alexander sind der großen Weimarer Ausgabe von Goethes Briefen entnommen. Einzelne ungedruckte Stellen aus Briefen Wilhelms von Humboldt an Goethe, je einen ganzen, bisher gar nicht bekannten Brief der Karoline und Wilhelms durfte ich mit Erlaubnis der Direktion des Goethe-Schiller-Archivs dieser Sammlung einverleiben, wofür ich auch an dieser Stelle meinen wärmsten Dank ausspreche; eine sehr wichtige Stelle aus Goethes letztem Schreiben an Wilhelm ist aus dem Buche von Otto Pniower: „Goethes Faust" hier wiederholt. Von den letzteren Zusätzen im Einzelnen geben die Anmerkungen Kenntnis.

Infolge der Bereicherung, die unser Briefwechsel durch die während der letzten 32 Jahre gefundenen und publizierten, und einzelne hier zum ersten Male abgedruckten Schriftstücke erlangte, wurde der schon an und für sich stattliche Umfang noch erheblich

vermehrt. Es schien daher ratsam, die gewaltige Masse etwas zu beschränken. Diese Einschränkung erfolgt aber nicht nur, um den Band ein wenig zu entlasten, sondern auch aus einem inneren Grunde. Wilhelm hatte nämlich aus Paris mit dem Briefe Nr. 32 (18. August 1799) eine längere Abhandlung geschickt unter dem Titel „Ueber die gegenwärtige französische Bühne." Sie ist in die Propyläen III, I. S. 66—109 aufgenommen worden und daraus in Humboldts Werke übergegangen. Da Goethe diese Abhandlung wirklich einmal als Aufsatz, nicht als Brief bezeichnete, so schien es geboten, obgleich der Adressat mehrmals auf diese Darlegung eingeht, das ganze Stück wegzulassen. Das gleiche Schicksal traf eine dem schon genannten Briefe beigelegten größere Stelle über Jean Baptiste Forestier um so mehr, als diese im Original gar nicht erhalten war. Ebenso wurde verfahren mit einer großen Studie über den Berg Montserrat, die schon von Bratranek ausgelassen war. Auch sie ist, wie jene dramaturgische Abhandlung, gar nicht als Brief gedacht, sondern zum Zwecke der Veröffentlichung geschrieben und mußte deshalb aber auch aus dem Grunde, da sie schon mehrmals an leichtzugänglichen Orten publiziert ist, hier weggelassen werden.

Aus einem anderen Grunde hielt ich mich für berechtigt größere Stellen, im Ganzen etwa sechs Druckseiten aus den Briefen vom 6. und 30. Mai 1797 zu entfernen, Stellen, die metrische Verbesserungsvorschläge Humboldts zu Hermann und Dorothea, deren Berliner Drucklegung er beaufsichtigte, enthalten. Der Grund für diese Entfernung ist folgender: diese Ausführungen sind in der Fassung, in der sie im Briefwechsel und im Goethe-Jahrbuch gedruckt waren, so gut wie unverständlich, hätten daher mit einem großen Kommentar versehen werden müssen. Dieser hätte die Aufgabe gehabt, die Stellen genau zu verzeichnen und darzutun, ob und inwieweit Goethe die Humboldtschen Vorschläge angenommen hat. Die dazu nötige Arbeit hätte ich nicht gescheut, aber ich hätte dadurch den Lesern einen starken philologischen Ballast geboten, der nur den Allerwenigsten willkommen gewesen wäre.

Für die Anmerkungen sind mir außer Bratraneks gelegentlichen Hinweisen die Angaben in der Weimarer Goetheausgabe besonders nützlich gewesen. Als Hilfsmittel habe ich außer Goedekes Grundriß das biographische Nachschlagewerk von Oettinger, „Die allgemeine deutsche Biographie", „Das Künstler-Lexikon" benutzt; für die Schriften und Aufsätze Goethes war mir das vortreffliche „Verzeichnis einer Goethe-Bibliothek" von F. Meyer (Leipzig 1908) besonders nützlich. Die Angaben, die ich allen diesen Werken entnahm, habe ich stillschweigend gebraucht, ohne in jedem einzelnen Falle die Quelle zu zitieren.

Sonst ist inbetreff der Anmerkungen nur das Eine hervorzuheben, daß sie weder gelehrte Exkurse, noch eine bibliographische Zusammenstellung, noch endlich eine Häufung von Parallelstellen seien, sondern in möglichster Kürze Erläuterungen zu dem Texte, biographische Daten der angeführten Personen, Erklärungen einzelner Hinweise bieten sollen. Kurze Anmerkungen, keineswegs aber ein Kommentar. Es kann freilich nicht in Abrede gestellt werden, daß einzelne philosophische Stellen, besonders in den Briefen Wilhelms, einer eingehenden Erläuterung bedürfen, aber der Versuch, eine solche zu geben, hätte genötigt, aus den engen Grenzen herauszugehen, wie sie in den Anmerkungen gezogen werden sollten. Diejenigen, denen derartige Erörterungen wünschenswert erscheinen, die gewiß zur tieferen Würdigung und zum vollständigen Verständnis der Ausführungen Vieles beitragen, seien auf das in dieser Hinsicht noch heute vortreffliche Buch: „Wilhelm v. Humboldt, Lebensbild und Charakteristik" von R. Haym, Berlin 1856, und auf die beiden Werke von Otto Harnack: „Die klassische Aesthetik der Deutschen" 1892 und „Deutsches Kunstleben in Rom" 1896 hingewiesen.

Und so möge der Briefwechsel in seiner neuen, vielfach bereicherten umd verbesserten Gestalt sich viele Freunde erwerben. Er lehrt reine Freundschaftsverhältnisse kennen, denen kleinliche Verstimmung, Eifersüchtelei oder gar Zänkerei völlig fremd waren, aus denen Gesellschaftsklatsch, öde Redereien und persönliche Nichtigkeiten völlig verbannt waren, er führt Menschen vor, die nicht nur,

da sie tot sind, vom Schimmer der Verklärung umwoben sind, sondern die während ihres Lebens unermüdet schufen, nach den höchsten Idealen rangen, die eigene Vervollkommnung mit gewaltiger Kraft zu erringen bestrebt waren, und, des eigenen Wertes sich bewußt, auch in anderen das Erhabene, das, was ihnen göttlich schien, zu verehren suchten.

Berlin, im Oktober 1908.

Ludwig Geiger.

1.

W. Freitag Morgen (21. Nov. 94).[1])

So sehr ich mich freute, den heutigen Mittag in Ihrer Gesellschaft zuzubringen, so leid tut es mir jetzt, auf dies Vergnügen Verzicht tun zu müssen. Aber eine Unpäßlichkeit, die zwar nicht bedeutend ist, aber doch leicht zunehmen könnte, wenn ich sie nicht ein wenig abwartete, nötigt mich, meine Reise nach Erfurt noch aufzuschieben. Wann ich sie nun werde vornehmen können, weiß ich zwar selbst nicht. Aber auf alle Fälle werde ich alsdann nicht versäumen, bei meiner Durchreise durch Weimar von Ihrer gütigen Erlaubnis, Sie zu besuchen, Gebrauch zu machen. Meine Frau empfiehlt sich Ihrem gütigen Andenken. Schiller habe ich heute noch nicht gesehen. Haben Sie die Güte viele Empfehlungen an Herrn Prof. Meyer[2]) von mir zu machen. Ich habe die Ehre mit der innigsten Verehrung zu verharren

Ew. Hochwohlgeb:
gehorsamster,
Humboldt.

2.

W. (Dec. 1794.)

Da mein Bruder aus Bayreuth so eben angekommen ist, so folge ich Ihrer gütigen Erlaubnis, Ihnen davon Nach-

richt zu geben. Ihr Wunsch, ihn zu sehen, ist ihm unendlich schmeichelhaft gewesen, und er bittet Sie recht sehr ihm die Freude zu verschaffen, Sie hier zu sehen. Schiller, meine Frau und ich vereinen unsere innigsten Bitten mit ihm, und lassen Sie uns hoffen, daß sie nicht vergeblich sein werden. Er bleibt bis Freitag Abend hier. Sehr gern würde er auch selbst Ihnen seinen Besuch in Weimar abstatten. Aber wenn es irgend möglich wäre, so bäten wir Sie doch recht sehr, hierher zu kommen. Da ich Schillern unmöglich raten kann, selbst wenn er wollte, mitzufahren, so wären wir einen Tag getrennt, und mein Bruder selbst ist von mehreren Reisen, die er seit kurzem unternehmen mußte, so ermüdet, und wirklich kränklich, daß er ein Paar Tage lang der Ruhe bedarf. Vorzüglich bittet Sie auch meine Frau, ihr die Freude, Sie zu sehen, nicht zu rauben. Schillern sah ich heute noch nicht. Er hat wieder nicht geschlafen. Prof. Meyer dürfen wir doch wohl bitten, Sie zu begleiten. Leben Sie recht wohl, und sagen Sie mir, daß wir nicht vergeblich hoffen![1])

Ihr

Humboldt.

3.

W. Freitag (Ende Jan. 95.)

Da unser Freund Jacobi[1]) gerade zu Ihnen fährt, so benutze ich diese Gelegenheit, Ihnen einen skelettierten Pfau zu schicken, der Sie vielleicht gerade jetzt interessiert, weil Sie wahrscheinlich sich nun bald mit dem osteologischen Schema für die Vögel beschäftigen. Es sind die Erstlinge meines Skelettierens, und ich muß Sie daher bitten, zu verzeihen, daß er, trotz der Hülfe des Meisters, die ich noch in etwas mit hinzugenommen habe, nicht besser und reinlicher ausgefallen ist.

An die Beschreibung des Bocks habe ich mich noch nicht gemacht, weil ich es für notwendig halte, vorher durch Ihre hier zurückgelassenen Abhandlungen mit dem Geist Ihrer Untersuchungen vertraut zu werden. In künftiger Woche wird das Abschreiben geendigt sein, und dann gehe ich unverzüglich an eine nahe tätige Teilnahme. Indes sammle ich allerlei, vorzüglich Schädel, da ich gern eine Monographie des Keilbeins zu Stande brächte, und auch die Vergleichung eines zwar einzelnen, aber doch so wichtigen Teils, als der Schädel ist, nicht unwichtig wäre. Anfangs werden die Fortschritte in diesem für mich so fremden Felde freilich langsamer sein, aber ich rechne auf fortdauernden Fleiß, und ich kann es Ihnen nicht beschreiben, welche Freude Sie mir durch die Erlaubnis gemacht haben, Ihnen auf Ihrem Gange folgen zu dürfen.

Meine Frau erinnert sich mit lebhaftem Vergnügen der Tage, die Sie hier zubrachten, und bittet Sie um die Fortdauer Ihres freundschaftlichen Andenkens. Unser Kleiner scheint die Blattern recht gut zu bestehen. Wenigstens ist er nicht kränker, als die Umstände es selbst mit sich bringen. Tausend herzliche Empfehlungen an H. Prof. Meyer.

Humboldt.

4.

W. Montag (23. März 1795.)

Ich habe mich gestern[1]) in Absicht auf Baggesen[2]) geirrt. Sch.'s[3]) Absicht ist nicht gewesen, mit ihm sondern mit der Frau zu reden, die ohnedies den ganzen Sommer in Weimar bleibt, und da er B. nicht zu einem Geschäft braucht, und ihn selbst, wie wohl zu denken ist, nicht liebt; so ist er mit seinem Entschluß nicht herzukommen zufrieden. Dies erfuhr ich gestern gelegentlich von Sch. und muß Sie jetzt nur bitten, das Gesagte für ungesagt anzusehen, und die Verwirrung zu ver-



zeihen, die ich in guter Meinung für unsern Freund angerichtet.

Den Procurator[4]) habe ich mit großer Freude gelesen. Es ist eine gar zierliche Geschichte und die Darstellung ist Ihnen in hohem Grade gelungen. Nebenher habe ich mich auch gefreut, daß Sie den Nutzen des Wassertrinkens so ins Licht stellen.

Als ich gestern nach Hause kam, fand ich zwei Fässer Caviar, die für mich angekommen waren. Mir ist's, als hätte ich einmal gehört, daß Sie ihn liebten, und ich bin so frei, ihn Ihnen anzubieten. Ich wünsche, daß er recht frisch und gut sein möge.

Meine Frau und ich freuen uns unendlich Ihres Herkommens, und ich danke Ihnen noch herzlich für die gestrige freundliche Aufnahme.

Viele Empfehlungen an Herrn Prof. Meyer.

Ihr Humboldt.

5.

W. Donnerstag Mittag (14? Mai 1795).

Wolf[1]) ist hier, liebster Freund, und Ihrer gütigen Erlaubnis zufolge, wollen wir morgen zu Ihnen kommen. Sie verzeihen aber wohl, wenn wir erst gegen Abend um 6 Uhr bei Ihnen eintreffen. Den Mittag möchte meine Frau ihn noch gern hier behalten. Wolf bleibt einige Tage in Weimar. Ich muß leider übermorgen wieder hier sein, da mein Schwiegervater diesen Tag herkommt. Es wird Wolf auch recht angenehm sein, Ihre Freitagsgesellschaft[2]) zu sehen und bei dieser Gelegenheit zugleich Herder und Wieland zu sprechen. Vorzüglich aber hat es ihn gefreut, daß ich ihm gesagt habe, daß Sie Anteil an seinen Homerischen Ideen nehmen. Noch tausend Dank für die neuliche freundliche Aufnahme und viel Grüße an Meyer. Leben Sie recht wohl!

Humboldt.

6.

W. 15. Juni 1795.

Ich freue mich herzlich, liebster Freund, zu hören, daß Sie auf dem Wege der Wiederherstellung sind, und wünsche Ihnen den besten Fortgang dabei. Wie ich von Schiller höre, sind Sie noch nach Karlsbad zu gehen entschlossen, und auf alle Fälle sehe ich Sie noch vor meiner Abreise, da ich, wenn Sie erlauben, wenn es irgend möglich ist, Sie noch einmal in Weimar auf einige Stunden besuche. Bei uns sind die bösen Masern endlich doch eingekehrt. Mein Mädchen hat sie gehabt, ist aber wieder in der Genesung; der kleine Bruder und ich sind noch ganz frei, und vielleicht wird daher unsere Reise nicht gestört.

Ihr Meister hat uns gestern einen sehr glücklichen Abend gemacht. Er ist Ihnen unglaublich gelungen. Die Begebenheiten sind so schön motivirt, und nehmen doch einen so raschen und unerwarteten Gang für den Leser, die Charaktere soutenieren sich wunderbar, und das Raisonnement über Hamlet ist voll tiefer Ideen und trefflicher Bemerkungen. Der Unterschied zwischen Drama und Roman, den Sie angeben, ist aus dem Innersten der Kunsttheorie geschöpft und verdiente wohl noch eine ausführlichere Erörterung, als Ihnen die Stelle im Roman erlaubte. Meister's Uebergang zum Theater haben Sie mit überaus großer Kunst vorbereitet, und Werner's und sein Brief stellen sich vortrefflich gegeneinander. Der letztere erhält auch sehr nützliche Winke über Ihren Roman selbst und die Gründe, warum Sie sich alles um das Theater herumdrehen lassen. Von meiner Frau soll ich Ihnen sagen, daß es sie sehr intriguire zu wissen, wessen Arm den Meister in dem Augenblick umschlingt, als das Manuskript uns verläßt. In der Tat sind wir alle sehr neugierig darauf und haben uns was rechts zerraten, um es herauszubringen. Die meisten Stimmen unter uns und

Schillers sind für Marianne; indeß auch Mignon und Philine sind auf unserer Liste gewesen. Ich denke, die Erscheinung, mit der das Kapitel schließt, rührt von derselben Person her, die den Geist übernahm; oder täuscht auch diese Vermutung und war der Geist ein Mann, vielleicht Werner? Daß Aurelie eine so hübsche Rolle spielt, dafür danke ich Ihnen besonders. Sie stört einen gar nicht, auch wenn man sie nicht liebt; und macht durch den ungeheuren Kontrast noch Philinen pikanter, die durch das Klipp! Klapp! und das schöne Lied noch höher, wenigstens bei uns allen, steigt. Was meint aber wohl Philine für eine Stelle im Hamlet?

Voß' „Luise" hat mich so interessiert, daß ich mich anhaltender mit ihr beschäftige. Dies hat mich auf die Idylle überhaupt und auf die Vergleichung anderer Idyllendichter geführt. Unter den italienischen Dichtern dieser Art bin ich am wenigsten bekannt. Gibt es wohl außer Sannazaro noch andere sehr merkwürdige, und können Sie mir nicht wenigstens den erstern und den „Pastor fido"[1]) auf einige Tage, wenn ich bitten dürfte, recht bald schicken.

Verzeihen Sie mein Geschmiere und mein Geschwätz und empfangen Sie nur noch meinen innigsten und herzlichsten Dank für die frohen Tage, die ich bei Ihnen genoß, und die nur die Besorgnis um Ihre Gesundheit störte. Tausend Empfehlungen an Ihren Freund Meyer von mir und an Sie beide von meiner Frau!

Humboldt.

Schiller streitet, daß der Aufsatz im Deutschen Merkur:[2]) „Ueber den Stil in den bildenden Künsten", wovon im Maistück eine Fortsetzung steht, von Fichte sei. Aber haben Sie es mir nicht gesagt und über dies Werklein gesprochen?

7.

W. Jena, 22. Juni 1795.

Meinen freundschaftlichsten Dank für Ihre gütige Bemühung in Ansehung der italienischen Idyllendichter. Mit nächster Post sollen sie sämtlich zurückerfolgen. Es sind auch unter denen, die ich noch nicht kannte, einige närrische Geburten. Bei uns ist noch alles wohl und unsere Reise wirklich auf Mittwoch über 8 Tage festgesetzt. Könnten Sie mir nicht, liebster Freund, mit einem Wort sagen, ob wir Sie bis dahin noch einen Tag hier sehen? oder erlauben Sie mir, im Fall dies nicht sein sollte, noch einmal auf einige Stunden zu Ihnen zu kommen? Ich gestehe Ihnen offenherzig, daß ich mich nicht gern, ohne Sie noch einmal gesehen zu haben, auf 3 Monate von Ihnen trennen möchte. Jacobi hat geschrieben und verspricht den Horenbeitrag zu Ende des Monats. Wie ist denn seine Adresse in Hamburg? Sie waren so gütig, mir zu versprechen, mir eine Abschrift des Aufsatzes meines Bruders[1]) oder das Original selbst zu schicken. Dürfte ich Sie bitten, dies doch noch vor meiner Abreise zu thun. Ich möchte ihn gern mitnehmen, weil ich einige Versuche nachmachen wollte. Meine Frau empfiehlt sich mit mir Ihrem und Herrn Meyer's gütigem Andenken!

Ihr

Humboldt.

8.

W. Tegel, 22. August 1795.

So lange Sie in Karlsbad waren, habe ich Sie nicht mit Briefen stören mögen, jetzt aber erlauben Sie mir wohl, Sie zu fragen, wie es Ihnen nach geendigter Brunnenkur geht,

und Ihnen einige Nachricht von mir und den Meinigen zu geben.

Ich habe mich herzlich gefreut, schon von Schiller vorläufig zu hören, daß Sie recht gesund zurückgekommen und auch sonst mit Ihrem Aufenthalte zufrieden sind. Es ist in einem Bade selten genug. Auch meine Gesundheit hat sich merklich gebessert, aber von dem frohen Leben in Ihrer Nähe geht mir manches ab. Die Menschen hier, wenn ich meine nächsten Bekannten abrechne, mit denen mich noch alte Gewohnheit verbindet, sind so, daß ich nie mit ihnen zusammenkommen werde. Mit ziemlicher Leere und entsetzlicher Schlaffheit verbinden sie nicht wenig Prätension, und an nichts fehlt es ihnen so sehr, als an Sinn und an Geist, wofür sie sich denn mit Spötteleien über beides weidlich rächen. Vorzüglich zeichnen sie sich durch einen satten Ueberdruß aus, für den nun nichts mehr Würze hat. Alle neuern Produkte beurteilen sie nach schon vorhandenen, und was nun nicht so als das ist, was sie einmal zu loben gewohnt sind, wird ohne Gnade verdammt. Ich habe Schiller allerlei Urteile über Sachen, die uns gemeinschaftlich interessiren, geschrieben, es sind ganz prächtige darunter.

Den Horen ist man nicht sonderlich hold. Vorzüglich kann man es ihnen nicht verzeihen, daß sie sich, laut der Ankündigung, vorgenommen haben, besser als die übrigen Journale zu sein.

Der Meister wird fleißig gelesen, und ein neuer Teil verschlungen, aber die Kritiker wissen ihm[1]) denn doch viele Mängel und Fehler, unter denen der vorzüglichste ist, daß er nicht gerade so ist, als der Werther. Auch begreift man nicht, wie er sich ewig mit dem Theater beschäftigen kann.

Zur Arbeit bin ich hier sehr wenig gekommen. Ich habe meine Mutter krank gefunden und dies veranlaßt mir sehr große Störungen. Gesehen habe ich auch nicht viel Merk-

würdiges. Das Waltersche Kabinet ist sehr schön, aber die Besitzer sind so stumm und ungefällig, daß man vor den seltensten Sachen vorbeigehen kann. Auf der école vétérinaire ist, außer einigen Skeletten (ein Dromedar, ein Wolf, verschiedene Pferderassen), die Sie gewiß längst verglichen haben, nichts Sehenswertes, und wie faul und wie unwissend die Menschen sind, habe ich erfahren, da ich einige Versuche mit ihrer Hülfe anstellen wollte. Noch habe ich das Blochsche Kabinet[2]) zu sehen, was allerlei Seltenheiten enthalten soll.

Schiller schreibt mir[3]), daß das sechste Buch des Meister vollendet ist. Könnten Sie uns nicht die Freude verschaffen, es nebst dem Ende des fünften noch vor dem Druck zu sehen? Ich bin äußerst begierig darauf. Zwar weiß ich, daß Unger es mit Ungeduld erwartet. Aber es machte nur einen Tag Unterschied aus, wenn Sie die Güte hätten es mir zu schicken, oder, was ich noch für kürzer und sicherer hielte, Ungern zu schreiben, daß er es mir mittheilte.

Ich freue mich unglaublich der Hoffnung, Sie anfangs Oktobers wiederzusehen. Wir werden über den indes gesammelten Stoff viel zu plaudern haben, und können unsere Irrfahrten zur Anatomie und so manche andere Späße wieder beginnen. Auch der Von Ewigkeit her Gesetzte[4]) wird es uns ja nicht an Materie zu allerlei Ergötzlichkeiten mangeln lassen.

Recht viele freundschaftliche Grüße von meiner Frau und mir an Sie und Herrn Meyer. Leben Sie recht wohl.

Ihr

Humboldt.

Meine Adresse: Berlin, auf der Jägerbrücke im Humboldt'schen Hause.



9.

G. (3. December 1795.)

Es ist hohe Zeit, daß ich auch einmal ein Wort von mir hören lasse; leider muß ich mit der Klage anfangen, daß unser schönes Quatuor im vorigen Winter so zerstreut worden ist. Sie befinden sich in Berlin, und Meyer ist wahrscheinlich in Rom, die böse Witterung und mancherlei, kleine Geschäfte hier am Ort hindern mich, Schiller öfters zu besuchen, die Briefe wechseln bei mir nicht stark, und so bin ich wieder in meinem eigenen und gewissermaßen engern Kreise.

Die Freitagsgesellschaft hat wieder angefangen, sodaß also das Licht der Kenntnisse, das übrigens ziemlich unter dem Scheffel steht, wenigstens einmal die Woche in meinem Hause leuchtet.

Ich habe den Gedanken gehabt, die vielerlei Zweige der Tätigkeit in unserm kleinen Kreise in ein Schema zu bringen, und will die Gesellschaft bewegen, die einzelnen Notizen auszuarbeiten. Diese Kunst- und wissenschaftliche Republik sieht bunt genug aus und besteht, wie die deutsche Reichsverfassung, nicht durch Zusammenhang, sondern durch Nebeneinandersein, wie Sie selbst davon eine anschauliche Kenntnis haben.

Was ich seither getan habe, kennen Sie schon meistens, und was ich gegenwärtig ausarbeite, werden Sie auch bald sehen. Schiller sagt mir, daß Ihnen mein Märchen[1]) nicht mißfallen hat, worüber ich mich sehr freue, denn, wie Sie wissen, weit darf man nicht ins deutsche Publikum hineinhorchen, wenn man Mut zu arbeiten behalten will.

Der letzte Teil des Romans wird wohl erst Michaelis herauskommen, und was ich über Naturlehre und Naturgeschichte gesammelt habe, möchte ich auch erst zusammenstellen, ehe ich mich dem italienischen Wesen wieder aus-

schließlich widme; ich habe indessen auch hierzu manches gelesen und gesammelt.

Lassen Sie mich doch auch wissen, was Sie die Zeit über gearbeitet haben, und was Sie von Ihrem Herrn Bruder hören, dessen Bemerkungen auf seiner Reise ich mit Verlangen entgegensehe.

In Berlin werden gegenwärtig des Kriegsrats Körber's Kupferstiche verkauft. Es ist zwar nichts darunter, was mich reizt, allein Sie fänden ja wohl einen dienstbaren Geist, der, für die Gebühr, an den Rand des Katalogen den Preis schriebe, um welchen diese Kunstwerke weggehen, man kann daraus doch manches schließen und sich in andern Fällen danach richten.

Sie haben gewiß mit vielem Anteil gesehen, welche Fortschritte Schiller auch in seinen kritischen Arbeiten macht, er hat sehr glückliche Ideen, die, wenn sie nur einmal gesagt sind, nach und nach Eingang finden, so sehr man ihnen auch anfangs widersteht. Man wird ihm, fürcht' ich, erst lebhaft widersprechen und ihn in einigen Jahren ausschreiben, ohne ihn zu zitieren.

Haben Sie die monstrose Vorrede Stolberg's zu seinen Platonischen Gesprächen gesehen?[2]) Es ist recht schade, daß er kein Pfaff geworden ist, denn so eine Gemütsart gehört dazu, ohne Scham und Scheu, vor der ganzen gebildeten Welt ein Stückchen Oblate als Gott zu elevieren und eine offenbare Persiflage, wie z. B. Jon ist, als ein kanonisches Buch zur Verehrung darzustellen. Den Aufsatz von Weißhuhn[3]) im sechsten Hefte des Niethammer'schen philosophischen Journals habe ich mit vielem Vergnügen gelesen. Uns Menschenverständlern[4]) ist es gar zu angenehm, wenn uns das Spekulative so nahe gerückt wird, daß wir es gleich fürs Haus brauchen können. Da bei meinen physikalischen und naturhistorischen Arbeiten alles darauf ankommt: daß ich das sinnliche Anschauen von der Meinung, insofern es möglich

ist, reinige und sondere, so ist mir jede Belehrung sehr willkommen, die zunächst hierauf deutet, um so mehr, als das Anschauen, insofern es diesen Namen verdient (denn es ist von dem Ansehen, wie billig, sehr zu unterscheiden), selbst wieder subjektiv und manchen Gefahren unterworfen ist.

10.

W. Berlin, 19. April 1796.

Unser Freund Schiller[1]) hat mir in Ihrem Namen aufgetragen, mich nach einem Mathematiker für das Erziehungsinstitut umzusehen, das unter Mouniers Direktion in Weimar errichtet werden soll. Ich eile, Ihnen teurer Freund, von der Art, wie ich mich bis jetzt dieses Auftrags entledigt habe, Nachricht zu geben, und auch Sie um einige Nachricht zu bitten, die mich hier bei meinen Erkundigungen bestimmter leiten könnte.

Ich kenne einen jungen Genfer, einen Mann, schon von einigen zwanzig Jahren, wie ich dem Ansehen nach urteile, der hier in einem angesehenen Hause Hofmeister ist. Er hat sich einzig der Mathematik gewidmet, und, wie ich durch sachkundige Männer erfahren, beträchtliche Fortschritte darin gemacht. Da das Institut, wie ich voraussetze, nur für den Unterricht bis zur Universität bestimmt ist, so vermute ich, fordern Sie nicht einen schon fertigen und bekannten Gelehrten, sondern mehr einen Mann, der zwar schon gute Fortschritte in seinem Fache getan hat, aber doch erst der Vollendung seines Studiums entgegengeht. Und daß der junge Mensch, auf den ich denke, Lust und Eifer zum Studium besitzt, das kann ich aus meiner eigenen Bekanntschaft mit ihm ebenso sehr bezeugen, als daß er von Charakter sehr regelmäßig und bescheiden ist, sich im Umgange sehr gut ausdrückt und überhaupt die seinen Landsleuten in so hohem

Grad eigene Liebenswürdigkeit besitzt. Englisch (da mir Schiller schreibt, daß man auf Engländer vorzüglich Rücksicht nehme) weiß er so viel, daß er mit großer Fertigkeit liest und versteht, aber im Sprechen besitzt er bis jetzt keine Uebung. Deutsch lernt er erst und hat noch wenig Fortschritte darin gemacht.

Die Hauptfrage wäre jetzt unstreitig die, ob dem Institute mit einem Subjekte dieser Art gedient wäre, und um sich darin gewiß nicht zu täuschen, hat er mich ausdrücklich gebeten, zu veranlassen, daß der Umfang von Kenntnissen, den man verlange, näher bestimmt werde, damit er selbst seine Kräfte danach zu prüfen im Stande sein möchte. Auf den angewandten Teil der Mathematik, vorzüglich auf Mechanik, hat er sich bis jetzt am meisten gelegt. Mit der Architektur aber hat er sich bisher nicht beschäftigt, ist aber sehr bereit, sich auch diesem Teil zu widmen. Daß ich Ihnen, im Fall Sie auf ihn reflektierten, ein Zeugnis irgendeines sachverständigen Mannes oder eine Probearbeit von ihm selbst verschaffe, versteht sich von selbst.

Da es mir sehr möglich scheint, daß Ihnen dies Subjekt noch zu jung und nicht reif genug vorkommt, so wünsche ich, um weitere Erkundigungen einziehen zu können, noch nähere Nachricht über das Institut, und vorzüglich auf folgende Fragen eine möglichst ausführliche Antwort:

1) Wie eigentlich das Institut eingerichtet und inwiefern also die Lehrer, auch unabhängig von dem Fortgang der Anstalt, für die Erfüllung der gemachten Bedingungen sicher gestellt sind?

2) Von welcher Zeit an sich die Lehrer verbindlich machen müßten einzutreten?

3) Inwiefern sie etwa freie Station haben würden und in welchen Grenzen ungefähr der geforderte Lehrer der Mathematik seine Bedingungen machen könnte?



4) Ob er außer seinen Lektionen auch auf die Aufführung der jungen Leute Aufsicht haben sollte und wie viel Lektionen etwa er wöchentlich geben müßte?

5) Welchen Umfang von Kenntnissen man eigentlich von ihm fordere? In welcher Sprache er unterrichten soll und welche andere etwa noch verstehen?

Wollten Sie mir hierauf recht bald eine gütige Antwort schenken, so würden Sie mich in den Stand setzen, das Geschäft besser zu betreiben, und außerdem den jungen Menschen, dem ich jetzt einzig davon gesprochen habe, sehr verbinden. Vorzüglich ist der Punkt der Sprache wichtig. Ein Deutscher, der auch allenfalls im Unterricht sich französisch verständlich machen könnte, dürfte schwer zu finden sein.

Ich habe heute nicht Zeit, Ihnen mehr zu sagen. Wie schmerzt es mich, schon so lange von Ihnen getrennt zu sein! Aber ein böses Schicksal von Krankheit waltet über den Meinigen. Meine Frau ist gerade jetzt recht krank, und sogar der starke Junge hat das Fieber. Im Junius gehe ich nach Karlsbad. Sehe ich Sie vielleicht auch da? So unendlich viel es mir auch wert wäre, kann ich es doch kaum wünschen, da Sie diese Reise vermutlich sehr stören würde. Meine Frau empfiehlt sich Ihrem freundschaftlichen Andenken.

Ihr

Humboldt.

11.

W. Berlin, 8. Mai 96.

Ich bin so frei, einem Freunde von mir und meinem Bruder, dem D. Grapengießer[1]) aus Mecklenburg diese Zeilen mitzugeben, und Sie zu ersuchen, ihm eine halbe Stunde zu schenken. Er besitzt in der Tat nicht gewöhnliche natur-

historische und medizinische Kenntnisse, ist vorzüglich mit allen neueren Fortschritten seines Faches bekannt, und jetzt im Begriff eine Reise nach Italien, Frankreich und England zu machen. Er wünschte außerordentlich das Glück Ihrer Bekanntschaft zu genießen, und da er mit seinen Kenntnissen einen äußerst braven Charakter und eine seltne Bescheidenheit verbindet, so darf ich mir vielleicht schmeicheln, daß auch Ihnen seine Bekanntschaft nicht uninteressant sein wird. Ich weiß nicht, wann dieser Brief in Ihre Hände kommen wird, und setze also für heute nichts mehr hinzu. Leben Sie recht wohl und erhalten Sie mir Ihr freundschaftliches Andenken.

Humboldt.

12.

G. (27. Mai 1796).

Sie haben, verehrtester Freund, die Güte gehabt, mir auf eine durch Schiller getane Anfrage eine so umständliche und befriedigende Antwort zu geben, daß ich um Verzeihung bitten muß, wenn ich dagegen erst so spät etwas erwidere. Der junge Mann, von dem Sie mir schreiben, gefällt mir nach Ihrer Schilderung sehr wohl, und nach meiner Ueberzeugung würde er sich auch zu dem neuen Institute recht gut schicken; unsere Franzosen aber, die, nach dem beiliegenden Prospektus, ihren Eleven eine ziemliche Summe abzunehmen gedenken, glauben auch womöglich *gemachte* Männer und Männer von Namen herbei und in ihr Interesse ziehen zu müssen, um so mehr, als sie solche wirklich, wenn das Institut zusammenkommt, gut bezahlen können. Ich wartete bisher ab, ob allenfalls von denen Personen, auf die man Absicht hatte, Antwort zurückkäme, und ob sich die Unternehmer zu etwas bestimmten. Da es aber bisher noch nicht ge-

schehen ist, und ich befürchte, Sie möchten von Berlin abreisen, so eile ich mit dieser Vorantwort, um Ihnen für diese Bemühungen den besten Dank zu sagen. Ehe Sie von Berlin weggehen, vertrauen Sie mir ja wohl den Namen des jungen Mannes, den Sie vorschlugen, an, damit ich, im Falle, wenn man auf ihn noch zu reflektieren gedächte, an ihn schreiben könnte; es soll niemand von mir außerdem erfahren, wie er heiße und wo er sei.

Wenn wir Sie oft vermißt haben, so ist es auch diesmal bei der Anwesenheit des Grafen Geßler[1]) und Körner's[2]) geschehen. Wir haben sehr angenehme Tage zugebracht, auch war Funk[3]) hier, und die Gegenwart Schlegel's[4]) trägt nicht wenig bei, die Gesellschaft unterhaltend und lebhaft zu machen.

Ich danke Ihnen für den Anteil, den Sie fortgesetzt an meinen Arbeiten nehmen. Was Sie über das Märchen sagen, hat mich unendlich gefreut. Es war freilich eine schwere Aufgabe, zugleich bedeutend und deutungslos zu sein. Ich habe noch ein anderes im Sinne, das aber, gerade umgekehrt, ganz allegorisch werden soll, und das also ein sehr subordiniertes Kunstwerk geben müßte, wenn ich nicht hoffte, durch eine sehr lebhafte Darstellung die Erinnerung an die Allegorie in jedem Augenblick zu tilgen. Ich lege die Abschrift einer Idylle bei[5]), ich bitte, sie nicht aus Händen zu geben, und wünsche dieser Produktion, zu der ich selbst einige Neigung habe, eine gute Aufnahme.

Daß Sie meine Schöne Seele nicht in den Kreis Ihrer Affektion einschließen würden, konnte ich ungefähr voraussehen, bleiben Sie ihren Vettern und Nichten desto gewogener, wenn das siebente und achte Buch, das wohl bald vom Stapel laufen wird, sie zu Ihnen hineinbringt.[6])

Schiller hat ja wohl von Ifflands Besuch bei uns etwas gesagt[7]), es war wirklich ein interessanter Moment. Schiller blieb über drei Wochen bei uns, jetzt aber setzt er sein altes

Leben wieder fort und verläßt beim schönsten Wetter seine Stube nie.

Meinen Cellini[8]) darf ich Ihnen ja wohl nicht empfehlen; ich hoffe, dieser sonderbare Mann soll Ihnen in der Uebersetzung, wenn Sie das Original nicht kennen, noch manches Vergnügen machen.

Meyer, der im Begriff ist, nach Neapel abzugehen, grüßt auf das schönste, er fährt fort, sowohl in Arbeit als in Betrachtung äußerst fleißig zu sein. Die neuesten Fortschritte der Franzosen in Italien machen mich wegen meiner Nachfahrt nicht wenig besorgt. Da sie den 11. dieses in Mailand und Parme waren, so können sie heute in Italien, ich möchte beinahe sagen, sein wo sie wollen, wenn sie nur stark genug sind. Die modenesische Galerie und der schöne Corrége von Parma sollten die nicht auch eine Reise nach Paris antreten? und was können sie nicht aufpacken, wenn sie nach Bologna kommen! Wir müssen das erwarten, was wir nicht denken mögen; in wenig Posttagen wird die Sache entschieden sein.

13.

W. Berlin, 25. Juni 1796.

Verzeihen Sie, verehrungswürdigster Freund, wenn ich Ihnen auf Ihren freundschaftlichen Brief vom 27. v. M. erst so spät antworte und Ihnen Ihre schöne Idylle so lange vorenthalten habe. Allein ob ich gleich seit dem Anfange des Mai hier ein recht ungestörtes und völlig einsames Leben führe, so hat ein unglücklicher Zufall es in diesen letzten Wochen immer so gefügt, daß ich den Posttag entweder auf dem Lande bei meiner Mutter habe zubringen müssen, oder durch unerwarteten Besuch abgehalten worden bin. Lassen Sie sich diesen Verzug nur ja nicht hindern, ich bitte Sie recht

herzlich darum, mir künftig einmal wieder eins Ihrer neuern Produkte mitzuteilen; Schiller wird Ihnen sagen, daß ich sonst nur selten gegen die Pünktlichkeit im Antworten verstoße.

Wegen des mathematischen Lehrers an dem neuen französischen Institut haben die Unternehmer ganz recht, wenn sie für eine solche Bezahlung, als sie bei einer solchen Einnahme, auf die sie, dem Prospektus nach, zu rechnen scheinen, leisten können, einen Mann und sogar einen von Gewicht und Namen verlangen. Nur fürchte ich sehr für das Gelingen der ganzen Anstalt, da ich nicht absehe, wie sich bei einer so teuern Pension eine hinreichende Anzahl junger Leute zusammenfinden soll. Den Namen und die Adresse des jungen Genfers könnte ich Ihnen leicht mitteilen, indessen möchte ich Ihnen auf jeden Fall die Mühe ersparen, sich unmittelbar an ihn zu wenden. Sollte ja noch eine Aussicht für ihn übrig sein, woran ich jedoch bei dieser Lage der Sachen zweifle, so kann die Sache immer durch mich, wenn ich gleich nicht hier sein sollte, betrieben werden. Für jetzt habe ich ihm so gut als alle Hoffnung dazu benommen.

In Ihrer Idylle vereinigt sich alles, was diese schöne Gattung anziehend und reizend machen kann: einfache Wahrheit der Empfindungen, liebliche Natur der Schilderungen, hohe dichterische Schönheit und eine bewunderungswürdige Zierlichkeit und Leichtigkeit der Diktion. Ich habe mich mit unglaublichem Vergnügen bei der Vergleichung dieses Stücks mit andern derselben Gattung der übrigen neuern Dichter verweilt und habe darin besonders zwei Eigentümlichkeiten sehr stark ausgedrückt gefunden, die überhaupt, meinem Gefühl nach, Ihren Dichtercharakter vorzugsweise bezeichnen. Die erste ist zu auffallend, als daß sie irgend jemand entgehen könnte, es ist der Ernst, den immer auch das Spiel annimmt, sobald es ein schönes Spiel ist, die Tiefe, bis zu der Sie allemal die Empfindungen verfolgen, und der Umfang, den Sie ihr geben. Daher erscheint z. B. die Liebe

selbst in ihren leichtesten Aeußerungen und in ihren flüchtigsten Aufwallungen bei Ihnen immer groß, über den ganzen Charakter ausgegossen, mit allem in Verknüpfung gebracht, vollkommen frei und rein, und doch durchaus wahr und natürlich. So in den Elegien und in dieser Idylle. Durch den Eindruck des Ganzen, und besonders bei einigen einzelnen Stellen, wie z. B. gleich anfangs: „In mich selber kehr' ich zurück u. s. w.", dann den einzig schönen Versen: „Wie man die Sterne sieht u. s. w." und endlich: „Ewig, sagtest du leise u. s. w." sieht sich der irgend empfängliche Leser auf einmal mit tieferen und ernsteren Gefühlen überrascht, als ihn die spielende Leichtigkeit anderer und selbst des Ganzen anfangs erwarten läßt. Einen ähnlichen Eindruck macht die lebendige Stärke des Wechsels der Empfindung am Ende, der so schön und wahr geschildert ist.

Aber was bei der Vergleichung mit den besten Produkten dieser Gattung noch auffallender wird und Ihnen gleich eigentümlich aber noch ausschließender angehört, ist die Verbindung dieser gehaltvollen Natur mit einer so leichten und so zierlichen Form, in welcher nicht der Künstler, aber doch das Kunstwerk erscheint. Ich zweifle, ob ich mich Ihnen deutlich genug ausgedrückt haben werde; aber gewiß ist es doch, daß es zwei entgegengesetzte Arten der Poesie gibt, deren eine mit zu vieler und zu formloser Materie, die andere mit einer zu leeren Form auftritt. Der erstere Fehler ist den Deutschen häufig eigen und muß jeder Nation gefährlich sein, die mehr Gefühl als Phantasie hat, von deren beider glücklichen Mischung doch wol die höchste Poesie abhängt. Man findet ihn z. B., dünkt mich, hier und da (um nur aus den bessern Dichtern Beispiele anzuführen) in Voß' Gedichten, bei denen man nicht selten, wenn man genau auf sich achtet, eine recht echt ästhetische Stimmung in sich vermißt. Von dem entgegergesetzten Fehler liefern die Ausländer Proben genug. Die griechischen und römischen Dichter zeigen im Grunde

denselben Unterschied. In den besten der erstern ist bloß Natur, Einfachheit und Wahrheit, bloß immer der Gegenstand selbst, ohne daß jedoch darum der Eindruck nur im mindesten weniger ästhetisch wäre, mehr, so in den Rednern oder Geschichtschreibern, abgesondert das Gefühl als die Einbildungskraft ergriffe, worin unstreitig der unnachahmliche Vorzug der griechischen Natur bestand.

In den vorzüglichsten unter den Römern ist dagegen offenbar schon Kunst, Manier und Schmuck sichtbar, ohne daß man ihnen doch den Vorwurf des Spielenden und Tändelnden machen könnte, der die späteren und ihnen gleichzeitigen Griechen offenbar trifft. Die Vereinigung dieser verschiedenen Eigentümlichkeiten nun ist es, die ich in so vielen Ihrer Gedichte und fast vor allen in dieser Idylle bewundere, in welcher echt Homerische Einfachheit (z. B. nur in der Beschreibung der Geschenke) mit der feinern und reinern Entwicklung der Empfindungen, die nun das Eigentum der neuern Zeit ist, und mit jener leichten Zierlichkeit gepaart ist, die so lebhaft an die römischen Dichter erinnert. Für diese ist es nicht möglich, einzelne Stellen anzuführen; sie webt und lebt in jedem einzelnen Verse und in dem Ganzen; nur der einzige Vers schien mir beinahe ein wenig zu sehr in dieser Ovidischen Gattung:

Noch schlagen die Herzen
Für einander, doch ach nun an einander nicht mehr!

der, wenn Sie mir dies zu bemerken erlauben, zugleich die Unbequemlichkeit hat, daß das an, der Skansion nach, nicht den Ton bekommt, den man ihm, dem Sinne nach, notwendig geben muß.

Vorzüglich leicht und schön entläßt den Leser der Anruf der Musen am Schluß. Ich wünschte sehr, daß es mir gelungen wäre, Ihnen hier meine Idee ganz deutlich zu machen, ich wünschte es um so mehr, als ich in ihr den Aufschluß der Verschiedenheit der griechischen, neuern ausländischen und

unserer deutschen Poesie aufsuche. So viel wenigstens scheint mir gewiß, daß auf die Art der Verbindung der Natur und der Kunst allein in dem Dichter alles ankommt, und daß eine solche, bei welcher die Natur nie, auch nur im kleinsten Grade, schwer und drückend, und die Kunst nie leer und kalt wird, nur in dem Dichter stattfinden kann, der zugleich vollkommen objektiv und vollkommen ästhetisch gestimmt ist, der immer die wahre Beschaffenheit der Gegenstände rein in sich aufnimmt und sie immer wieder gleich treu in seiner Einbildungskraft darstellt. Der nachsichtsvollen Güte, die Sie mir über mein Urteil über Ihr Märchen bewiesen, müssen Sie es zuschreiben, daß ich heute über die Idylle so ausführlich bin. Sehr gern verweilte ich noch bei so vielen einzelnen Stellen. Sie ist durch und durch schön und gehört gewiß zu Ihren gelungensten Stücken.

Auch das Silbenmaß haben Sie vortrefflich behandelt. Nur folgenden zwei Hexametern wünschte ich einen bessern Abschnitt:

V. 53:[1]) Und nun trennt uns die | gräßliche | Flut Du u. s. w.

V. 117: Wahrlich es | soll zur | Kette | werden das u. s. w.

Ihren Pentametern haben Sie dadurch, daß Sie ihnen mit so großer Sorgfalt eine ganz entschiedene Länge zur Abschnittssilbe gegeben, einen großen Wohlklang erteilt. In nur noch wenigen ließe sich vielleicht noch etwas nachhelfen:

V. 76: Nimm aus dem | Garten | noch | einige u. s. w.

V. 120: Spangen | sollen | dir | reichlich verzieren die Hand.

V. 82: Schönere | Frucht fiel | dir | leise berührt u. s. w.

N o ch und d i r schließt man, dünkt mich, in den beiden ersten dieser Verse im Skandieren zu nah an die vorhergehenden Trochäen an. In dem letzten kann man zwar nicht anders, als Sie es wollen, skandieren; aber bei einem natürlichen Lesen, ohne Rücksicht auf den Vers, verliert doch das Pronomen d i r durch das vorhergehende Verbum und die

auch nachfolgende Länge allen Ton. Aber ich breche endlich ab und bitte Sie nur, schon diese Kritteleien zu verzeihen.

Meine Frau empfiehlt sich Ihrem freundschaftlichen Andenken und dankt Ihnen herzlich für den Genuß, den ihr die Idylle verschafft hat. — Ihren Wunsch, diese sonst niemand zu zeigen, habe ich pünktlich erfüllt.

Jacobi[1] hat mir einen Besuch hier versprochen. So viel Freude es mir auch macht, ihn wiederzusehen, bin ich doch etwas bange, wie ihm übrigens die Berliner behagen werden, und wenn er nicht in den nächsten drei Wochen kommt, findet er mich, wie ich ihm auch geschrieben, nicht mehr. Bloß die Rückfälle und Folgen eines kalten Fiebers meines kleinen Jungen haben mich so lange hier noch zurückgehalten. Ich gehe alsdann zu meinem Schwiegervater aufs Land, und hoffe Sie von da aus recht bald zu sehen.

Leben Sie bis dahin recht wohl und erhalten Sie mir Ihre gütige Freundschaft.

Humboldt.

Der Cellini hat uns große Freude gemacht. Fahren Sie ja recht bald fort.

14.

W. Erfurt, 24. November 1796.

Wie ich gestern hier ankam, fand ich Herrn von Wolzogen[1]) nicht hier. Geschäfte haben ihn abgehalten, seine Frau selbst abzuholen, und er bittet sie nunmehr allein dorthin zu kommen. Auf diesen Fall hatte ich schon vorläufig versprochen, sie bis Meiningen zu begleiten, und so reise ich mit ihr morgen dahin ab und werde erst Sonntag früh wieder hier sein können. Dies verspätet nun zugleich meine ganze Rückreise nach Jena, so daß es mir nicht möglich sein wird,

früher als Dienstag in Weimar und Mittwoch in Jena zu sein.

Ich bin deshalb so frei, liebster Freund, Sie zu fragen, ob wir Ihre gütige Einladung zum Sonnabend wohl zum Dienstag Mittag verlegen dürfen? Meine Frau, die Sie auf das Freundlichste grüßt, freut sich unendlich der Aussicht, Sie dann wiederzusehen, und Herr von Burgsdorf, Ihre erste Bekanntschaft zu machen. Wir alle erwarten mit doppelter Ungeduld den Dienstag,[2]) da Sie mir Hoffnung machten, uns auch Ihr neuestes Produkt hören zu lassen.

Körners Brief über Ihren Meister,[3]) den Schiller Ihnen, soviel ich weiß, mitgeteilt hat, habe ich hier gelesen. Er scheint mir zu den seltenen geistvollen Beurteilungen zu gehören; die Hauptansicht des Werks ist, dünkt mich, sehr richtig gefaßt. Aber in einigen einzelnen Punkten kann ich nicht seiner Meinung sein, am wenigsten über Meister's Charakter selbst. Er scheint in ihm einen Gehalt zu finden, mit dem die Oekonomie des Ganzen, wie ich glaube, nicht würde bestehen können, und dagegen hat er, wie mich dünkt, seine durchgängige Bestimmbarkeit, ohne fast alle wirkliche Bestimmung, sein beständiges Streben nach allen Seiten hin, ohne entschiedene natürliche Kraft nach einer, seine unaufhörliche Neigung zum Räsonnieren, und seine Lauigkeit, wenn ich nicht Kälte sagen soll, der Empfindung, ohne die sein Betragen nach Mariannens und Mignon's Tode nicht begreiflich sein würden, nicht genug getroffen. Und doch sind wohl diese Züge für den ganzen Roman von der größten Wichtigkeit. Denn sie sind es, die ihn zu einem Punkte machen, um den sich eine Menge von Gestalten versammeln müssen, die ihn zu einem Menschen werden lassen, der ewig Knoten schürzt, ohne fast je einen durch eigne Kraft zu lösen. Das aber ist eigentlich, meiner Ansicht nach, das hohe Verdienst, das den Meister zu einem einzigen Werk unter allen seinen Mitbrüdern macht, daß er die Welt und das Leben, ganz wie es

ist, völlig unabhängig von einer einzelnen Individualität und eben dadurch offen für jede Individualität schildert. In allen übrigen, auch den Meisterwerken dieser Gattung, trägt alles durch Aehnlichkeit oder Kontrast den Charakter der Hauptperson. Im Meister ist alles und für alle und doch jedes einzelne und das Ganze für den Verstand und die Phantasie durchaus bestimmt. Darum wird auch jeder Mensch im Meister seine Lehrjahre wiederfinden. Auch in ganz andern Situationen, als der Meister schildert, wird er das Leben genießen und benutzen lehren. Denn es sind nicht einzelne Exempel und Fälle, es ist die ganze Kunst und Weisheit selbst, poetisch dargestellt; der Dichter, um völlig bestimmt zu sein, nötigt den Leser, diese Weisheit sich selbst zu schaffen, und das Produkt in dieser letztern hat nun keine andern Grenzen, als die seiner eigenen Fähigkeit. Der Meister wirkt im höchsten Verstande produktiv aufs Leben. Es ist schlimm, daß der Titel der Lehrjahre von einigen nicht genug beachtet, von andern mißverstanden wird. Die letztern halten darum das Werk nicht für vollendet. Und allerdings ist es das nicht, wenn Meister's Lehrjahre Meister's völlige Ausbildung, Erziehung heißen sollte. Die wahren Lehrjahre sind geendigt, der Meister hat nun die Kunst des Lebens inne, er hat nun begriffen, daß man, um etwas zu haben, eins ergreifen und das andere dem aufopfern muß. Und was heißt Kunst zu leben anderes, als der Verstand, das eine zu wählen, und der Charakter, ihm das übrige aufzuopfern?

Aber ich habe das ganze Blatt beschrieben, da ich Ihnen nur unsern veränderten Reiseplan sagen wollte. Verzeihen Sie es mir, liebster Freund, und im Fall Ihnen Dienstag Mittag nicht genehm sein sollte, so seien Sie so gütig, es mich wissen zu lassen. Hören wir nichts, so kommen wir.

Humboldt.



15.

W. Jena, 23. Dezember 1796.

Ich erfahre soeben durch Schiller, verehrungswürdigster Freund, was mir auch schon Böttiger[1]) gestern sagte, daß Sie nach Leipzig gehen wollen und dem Dr. Fischer[2]) die Freude gönnen wollen, Sie zu sehen. Ich bin so frei, Ihnen deshalb zwei Zeilen an ihn beizulegen, und bitte Sie, wenn Sie einen Augenblick finden, ihn zu sehen, ihn zu sich kommen zu lassen.

Sie werden einen sehr braven jungen Mann an ihm sehen, der freilich noch sehr viele Spuren der Hindernisse an sich trägt, mit welchen er seit seiner Kindheit zu kämpfen gehabt hat, der aber gewiß den ernsthaftesten Willen, etwas zu leisten, besitzt und in seinem Fache wirklich nicht wenig geleistet hat Er ist noch sehr jung und jetzt auf dem Punkt zu promovieren. Es wird Ihnen einige Mühe machen, seine Schüchternheit zu überwinden, denn diese ist in der Tat ebenso groß, als sonst jetzt bei andern seines Alters selten. Wenn Sie Ludwig,[3]) Kapp,[4]) das anatomische Theater, das einige hübsche Präparate hat oder dergleichen sehen wollten, wird er Ihnen das äußerst gern besorgen, und vielleicht ist er Ihnen auch insofern angenehm, als er mit der Literatur der Naturgeschichte sehr bekannt ist. Es versteht sich von selbst, daß mir, wenn Sie vielleicht nicht Zeit hätten, an der Besorgung dieses Briefs nichts liegt, und daß Sie über Fischers Kommen und Gehen zu Ihnen gänzlich gebieten.

Ludwig habe ich gar nicht interessant gefunden. Vielleicht ist es Kapp mehr; doch kenne ich ihn nicht.

Ich sehne mich unaussprechlich, Sie, teuerer Freund, und auf länger zu sehen. Ich wäre schon wieder nach Weimar gekommen, wenn nicht die wankende Gesundheit meiner Frau die sich Ihnen herzlich empfiehlt, mich zu Hause hielte. Ich wünschte über sehr vieles mit Ihnen zu reden, das meine

jetzigen Arbeiten betrifft, und auch von Ihren Planen, wie mich dünkt, nicht allzu fern liegt.

Leben Sie recht wohl und reisen Sie recht glücklich!

Humboldt.

Sollten Sie Fischer nicht sprechen, so bitte ich Sie vielmehr, die Inlage zurückzubehalten.

16.

W. Jena, 10. Januar 1797.
(im Original fälschlich 1796.)

Herr Fischer aus Leipzig, der heute zu uns gekommen ist, hat mir gesagt, daß Sie, wertester Freund, wahrscheinlich Mittwoch wieder nach Weimar zurückgekehrt sein würden, und in dieser Voraussetzung eile ich, Ihnen zu schreiben, damit Sie diesen Brief bei Ihrer Ankunft vorfinden.

Mein Bruder aus Bayreuth ist seit einigen Tagen hier und wird noch bis Sonnabend früh hier bleiben, und Sie können sich unsere und seine Sehnsucht denken, Sie zu sehen. Wir würden nicht versäumen, Sie selbst um die Erlaubnis zu bitten, Donnerstag oder Freitag zu Ihnen kommen zu dürfen; allein da ich wegen der im Grunde täglich bevorstehenden Niederkunft meiner Frau Jena nicht verlassen kann, und mein Bruder sich auch bei der Kürze seines Aufenthalts nicht gern von uns trennen mag, so verzeihen Sie uns gewiß, wenn wir diesmal nicht selbst zu Ihnen kommen. Wäre es Ihnen aber nicht möglich, noch vor meines Bruders Abreise uns die Freude Ihrer Gegenwart zu schenken? Sie würden uns unendlich glücklich machen, wenn Sie Donnerstag oder Freitag Mittag bei uns zubringen wollten, und wir könnten es ja auch, wenn Sie nur auf einen Tag kommen könnten, so einrichten, daß wir alle bei Schiller wären, um auch seine Gesellschaft mitzugenießen. Alles das bitte ich Sie

ganz nach Ihrem Wunsche, wie es Ihnen am liebsten ist, einzurichten.

Noch muß ich Sie jetzt, verehrungswürdigster Freund, um die Gefälligkeit bitten, die Sie mir schon vorläufig zu versprechen die Güte hatten. Ich meine die Bücher, welche der Kriegsrat Gentz[1]) aus Berlin, der Ihnen seine innige Verehrung bezeugt, von der herzoglichen Bibliothek zu haben wünscht. Ich bin so frei, das Verzeichnis beizulegen und Sie zu ersuchen, sich dieselben geben zu lassen und sie Herrn Böttiger zu schicken, der die Mühe, sie an Gentz zu übersenden, übernommen hat. Ich hafte Ihnen für dieselben, und Gentz hat mir versprochen, sie zum 1. April zurückzuliefern. Nur wünschte ich freilich, sie baldmöglichst zu erhalten. Daß den armen Gentz in diesen Wochen der traurige Fall betroffen hat, einen förmlichen banquerout zu machen, hörten Sie vielleicht. Er ist wohl durch Schwäche, nicht aber einmal eigentlich durch Verschwendung schuld daran. Ich wünschte sehr, ihn jetzt durch die Mitteilung dieser literarischen Hilfsmittel in dieser unangenehmen Lage einigermaßen zu erheitern.

Meine Frau, mein Bruder und Herr Fischer empfehlen sich Ihnen innigst. Für die Güte, die Sie dem letztern erwiesen haben, bin ich Ihnen herzlich verbunden.

Wir sehnen uns alle außerordentlich, Sie bald hier zu besitzen, und ich wünsche Ihnen indes recht vergnügt und wohl zu leben. Recht viele Grüße an Jacobi!

Ihr

Humboldt.

17.

W. 19. Januar, abends 9 Uhr (1797).

Erlauben Sie mir, teuerer Freund, mit zwei Worten die glückliche Entbindung meiner Frau von einem Sohne zu



melden. Die Mutter ist für ihren Zustand leidlich wohl und der Junge ungewöhnlich stark und groß.

Ihnen, liebster Freund, sind die Empfindungen, die ein solcher Moment hervorbringt, nicht fremd, und ich gestehe gern, daß meine Freude, wieder Vater zu sein, vielleicht noch nie gleich stark war.

Machen Sie, daß Ihnen die Mutter, die Sie herzlich grüßt, bald den Ankömmling selbst zeigen kann, und erhalten Sie uns bis dahin Ihr gütiges Andenken.

Von ganzem Herzen
Ihr
Humboldt.

Viel herzliche Grüße an Jacobi.

18.

W. Jena, 10. Februar 1797.

Vielleicht erfuhren Sie, liebster Freund, daß ich neulich, als Sie in Leipzig waren, mit zwei Fäßchen Kaviar zu spät bei Ihnen kam. Seitdem hat die milde Witterung eine solche Versendung nicht wieder erlaubt; indes kann ich nicht unterlassen, auf die nordische Kost eine andere folgen zu lassen. Die Fremdlinge, die mit diesen Zeilen erscheinen, sind aus der Nähe des Sängers der äußersten Thule[1]) und sollten billig in der berühmten Ekloge auch einen Platz gefunden haben. Da sie mir im vergangenen Sommer auf Rügen selbst sehr wohl geschmeckt haben, so hoffe ich, sollen sie dies Ihnen in dem mildern Weimar doppelt tun; wenigstens wünsch' ich es von Herzen.

Ich habe mich unendlich gefreut, von Schiller zu hören, daß wir Sie Sonntag hier sehen sollen; schade nur, daß es noch nicht zum eigentlichen Bleiben ist. Da ich nur noch bis zum 1. März und dann wieder die letzte Hälfte des

März hier sein kann (die erste Hälfte des März muß ich in Erfurt zubringen und den 1. April nach Berlin gehen), so fürchte ich beinahe, Ihr eigentlicher hiesiger Aufenthalt trifft gerade in die Zeit meiner Abwesenheit.

Wollten Sie wohl Sonntag den Hermann de metris mitbringen? Ich muß mein hier geliehenes Exemplar zurückgeben und möchte nicht gern den Faden verlieren, den es immer so sauere Mühe anzuknüpfen kostet. Von Herzen

Ihr

Humboldt.

An Jacobi viele freundschaftliche Grüße.

(Auf der Adresse: „Mit zwei Stück Spickaalen.")

19.

W. Jena, 16. Februar 1797.

Ich habe nunmehr in Hermann das Kapitel vom Hexameter durchgelesen, und glaube, Ihnen davon Rechenschaft geben zu können[1]) . . . .

Ich bin alle diese Tage her fleißig an Agamemnon gewesen. Es ist eine schlimme Aufgabe, den dunkeln Aeschylus in gleicher Silbenzahl in den Chören wiederzugeben, und dennoch bringt größere Weitläufigkeit ihn um seine ganze Eigentümlichkeit. Das Uebelste ist, daß man dabei fast auf den Dank keines Lesers rechnen kann, und noch heute sprach ich mit Schiller davon, daß ich nicht hoffen dürfte, es gerade den vier Menschen, deren Urteil mir hierin wert ist, Ihnen, ihm selbst, Wolf und Voß recht zu machen. Voßen bin ich sicherlich nicht streng genug im Metrum, Wolf vermißt an dem philologisch(en) genaue Treue, Schiller duldet die Freiheiten nicht, mit denen ich doch hie und da genötigt bin, mit unserer Sprache dem Griechischen näher zu treten; Sie —

Sie machen vielleicht in keinem dieser einzelnen Stücke so strenge Forderungen, aber wie werd' ich Ihnen, der Sie Aeschylus Geist so tief kennen, und mit so eignen Organen fühlen müssen, auch nur in einigem Maße Genüge leisten? Doch ist es recht wahr, daß der Gedanke an Sie mich bei dieser Arbeit unendlich stärkt und belebt. Sie ist mir um so werter, als sie mich Ihnen jetzt gleichsam näher bringt. Es sind Beschäftigungen, die sich wenigstens in den Außenseiten berühren. Ueberhaupt würde ich mir schwerlich erlauben, meine Zeit der Uebersetzung eines Dichters zu widmen, wozu ich in vieler Rücksicht nicht sonderlich tauge, wenn ich es über mich gewinnen könnte, mir den Genuß zu rauben, an eine poetische Produktion wenigstens von fern zu reichen. Ich fühle, daß sie es eigentlich ist, die das schönste und höchste Selbstgefühl geben muß, und doch ist sie mir schlechterdings versagt; es bleibt mir daher nichts übrig, als mich an einen andern anzuschließen, und ihm nachzutönen. — Aber Ihre Freundschaft möge diese Ergießungen entschuldigen, oder verzeihen. Nehmen Sie noch einmal meinen herzlichsten Dank für die Freude, die mir Ihr letzter Besuch gewährt hat. Meine Frau, mit der es noch gar nicht gut geht, trägt mir tausend freundschaftliche Grüße an Sie auf.

Humboldt.

20.

W. Jena, Montag früh (Anfang April 1797.)

Verzeihen Sie, lieber Herr Geheimer Rat, daß ich mich der Hand eines Freundes bediene, um Ihnen zu melden, daß mein Rheumatismus mehr zu- als abgenommen hat. Ich habe diese Nacht wieder ein heftiges Fieber gehabt, und Starcke hält es für schädlich, daß ich reise. Nach der Mattig-

keit, die ich fühle, halte ich es für unmöglich, unter drei oder vier Tagen das Zimmer zu verlassen. Sie können denken, wie sehr dieses unverschuldete Hindernis alle meine Pläne durchkreuzt. Ich habe aber auch ein zu festes Vertrauen auf Ihre freundschaftliche Gewogenheit, als daß ich nicht Ihrer Nachsicht gewiß sein sollte. Es wird nun von Ihrem Befehle abhängen, ob Scherer[1]) früher kommen oder die künftige Woche abwarten soll, damit ich ihn Ihnen vorstelle. Ich werde Ihnen gewiß den Tag vor meiner Ankunft noch einen Boten schicken, um Sie zu fragen, ob ich Ihnen nicht beschwerlich falle. Verzeihen Sie alle diese Weitläufigkeiten und versichern Sie Sr. Durchlaucht meiner tiefsten Ehrerbietung. Mit dankbarer Anhänglichkeit

Ihr

Humboldt.

21.

W. Jena, 24. April abends (1797).

Endlich, liebster Freund, erlaubt mir meine hinlänglich wiederhergestellte Gesundheit, meine Reise anzutreten. Nehmen Sie mein letztes Lebewohl und meinen wiederholten wärmsten Dank für die gütige Freundschaft, die Sie mir erwiesen haben. Ich gestehe gern, daß ich mit schwerem Herzen von hier scheide. Nur der Gedanke, Sie und Schiller doch in nicht gar zu langer Zeit und bereichert um manche Kenntnis und Erfahrung, wiederzusehen, tröstet mich in diesen Momenten, wo ich nur das lebhaft fühle, was ich verlasse. Von Berlin aus schreibe ich Ihnen gleich. Ich sehne mich sehr, Ihren Hermann dort wiederzusehen, er wird mich so lebendig zu Ihnen zurückversetzen.

Sie empfangen hier zwei Bücher, die ich noch hatte. Wollten Sie meiner Frau, die Sie noch hier zu sehen hofft, vor ihrer Abreise den Teil des Aeschylus schicken, den Sie noch haben, so verbinden Sie mich. Sie soll mir ihn nach Dresden nachbringen. Leben Sie herzlich wohl!

H.

22.

W. Jena, den 6. Mai 1797.

Sie sehen, Lieber, wie viel mehr ich in Ihrer, als in dieser Berlinischen Gegend lebe.

Ich bin seit Dienstag hier, teurer Freund, habe aber so viel in diesen ersten Tagen zu tun gefunden, daß ich kaum einen Augenblick zu mir selbst gekommen bin. Wenige Tage vor meiner Ankunft war unser hiesiges Haus verkauft worden, und alle noch deshalb nötigen Anordnungen, vorzüglich die Räumung desselben von allen Mobilien fiel mir gleich auf den Hals. Verzeihen Sie daher, wenn ich Ihnen heute bloß über Ihre Angelegenheit rede, die mich sehr ernstlich beschäftigt hat, und in der ich, meiner übrigen Geschäfte ungeachtet, gewiß nichts versäumt habe.

Vieweg[1]) hat sich in Gefolge der Stelle in Ihrem Briefe an ihn, die mich betrifft und in der Sie mir eine so gütige Vollmacht gaben, sogleich an mich gewandt, mir das bereits Abgedruckte vorgelegt, und auch Ihr Manuskript noch einmal zur Durchsicht der etwaigen Schreibfehler mitgeteilt.

Den Druck haben Sie jetzt selbst schon gesehen. Ich muß offenherzig gestehen, daß ich ihn nicht billigen kann. Die Lettern möchten noch angehen, allein die Kleinheit des Formats, die Enge der Zeilen und noch außerdem der ganz und gar überflüssige Strich unter der Seitenzahl, der das Ganze noch mehr drückt, machen, dünkt mich, keinen recht angeneh-

men Eindruck. Ich habe dies Vieweg selbst gesagt, und er fühlte es auch ohnedies. Er hat mir aber auseinandergesetzt, daß alles dies einmal nicht anders sein konnte, sobald das Gedicht für den Almanach bestimmt sein sollte, und dies sehe ich freilich auch selbst wohl ein. Auch zweifle ich nicht, daß ein ganzes fertiges Exemplar auf Velinpapier sich um sehr vieles besser ausnehmen wird. Vieweg, dem es, wie ich Ihnen mit Wahrheit versichern kann, an dem ernstlichsten Willen, Ihrem Hermann alle Mühe und allen Aufwand zu schenken, der nur in seinen Kräften steht, und dabei auch Ihren Willen auf das pünktlichste zu erfüllen, auf keine Weise fehlt, will indes eine andere Nebenauflage — jedoch nur von 500 Exemplaren — machen, bei der nun noch ein anderes Format und andere Lettern gewählt werden könnten, und über die er auch schon, wie er mir sagte, mit Ihnen korrespondiert hat. Er hat auf meinen Vorschlag eine Probe davon mit deutscher und lateinischer Schrift drucken lassen, die er mir aufträgt Ihnen anliegend zu übermachen. Diese ist, meinem Urteile nach, nun zwar offenbar besser, als der Kalenderdruck; freilich aber ist es auch nichts eigentlich Schönes. Ein so großes Oktav zu finden, daß die Zeilen nicht brauchten gebrochen zu werden, sei, meint er, unmöglich. Ich gestehe zwar offenherzig, daß es mir nicht lieb ist, daß der Hermann, für den ich einen so lebhaften Enthusiasmus fühle, nicht in dem allerschönsten Gewande erscheint; im ganzen aber ist doch, glaube ich, für das Gedicht gewonnen, daß es in einem Almanache gedruckt wird. Dadurch und selbst durch die deutschen Lettern erhält es ein ungleich größeres Publikum, und dies ist bei einem solchen Produkt, das eines so allgemeinen Eindrucks fähig ist, in der Tat nicht gleichgültig. Es kann nicht fehlen, daß nicht in zwei Jahren dieser Abdruck vergriffen sein sollte, und wer hindert Sie dann, das Gedicht auf das prächtigste drucken zu lassen? Ihr Urteil über diesen Probedruck und Ihre Entscheidung, welche von beiden Arten

oder welche dritte sonst Sie verlangen, schreiben Sie wohl mir oder Vieweg selbst.

Der zweite Punkt in Absicht des Aeußern betrifft die Kupfer, von denen zwischen Ihnen und Vieweg, wie ich höre, die Rede gewesen ist. Schadow[2]) hat die Zeichnungen zu den Musen nicht übernehmen können; er hat nicht Zeit genug, um sie in derjenigen Güte zu vollenden, bei der er nicht fürchten dürfte, Ihre gute Meinung, die Sie ihm über die Vigano[3]) geäußert und die ihm erstaunlich geschmeichelt hat, wieder einzubüßen. Vieweg ist jetzt in Verlegenheit, wem er diese Arbeit übertragen soll, da er, so kostbar es ihm auch sein würde, dennoch gern Ihren Willen erfüllen möchte. Wenn ich meine Meinung darüber äußern soll, so möchte ich Ihnen beinahe raten, von diesem Gedanken abzugehen. Es scheint mir nicht zu erwarten, daß aus diesen Vignetten etwas Vernünftiges werden sollte, es fehlt zu sehr an Subjekten, die sie gut und ordentlich machen könnten; ist aber das nicht, so machen sie Ihnen nur Verdruß, und dazu halten sie den Druck auf, da es bei einer Auflage von 3000 Exemplaren 27000 Kupferabdrücke gibt. Die Landschaften, die Ihnen Böttiger mitgeteilt hat, hat zwar Vieweg, da Sie sie verworfen haben, wohl aufgegeben. Indes, meint er, hätte Böttiger Ihnen seine Meinung wohl nicht ganz richtig vorgestellt. Er habe nie die Absicht gehabt, sie Ihrem Gedichte beizufügen. Sie hätten bloß in der Zeitrechnung[4]) stehen und also ebenso abgesondert von Ihrem Hermann sein sollen als das von Ihnen bereits gebilligte Kupfer der königlichen Familie. Soviel ich gesehen habe, läge ihm sehr viel daran, daß Sie ihm die Erlaubnis erteilten, diesen Plan doch noch auszuführen. Er versichert, daß ihm eine nicht unbeträchtliche Menge von Käufern sonst entgehen würde, die ohne Rücksicht auf weitern Inhalt nur einen Kalender, aber keinen Kalender ohne Kupfer kaufen wollen, und die ihm doch nicht unbedeutend sein können. Ich habe die Landschaften nicht

einmal gesehen, und habe also gar kein eigenes Urteil darüber. Ich habe Ihnen nur sein Anliegen, da er wirklich ein guter braver Mann ist und sich mit diesem Unternehmen sehr viel Mühe gibt, vortragen wollen. Die Nebenauflage erhielte sie auf alle Fälle nicht, auch brauchten sie bei weitem nicht der ganzen eigentlichen Kalenderauflage, sondern nur einer solchen Zahl Exemplare beigefügt zu werden, als diesen Liebhabern von Kupferchen genügt. So kämen sie Ihnen vielleicht nie zu Gesicht. Dies ist das einzige, was sich vielleicht dafür sagen läßt; denn an sich scheint's auch mir freilich eine erbärmliche Idee.

Was nun noch das Innere betrifft, so danke ich Ihnen herzlich, liebster Freund, für das freundschaftliche Vertrauen, was Sie mir dabei äußern. Seien Sie von meiner größten Sorgfalt, aber auch ebenso sehr von der größten Diskretion bei Benutzung desselben versichert. Der erste Bogen hat mir sehr korrekt gedruckt geschienen; der Korrektor ist ein Herr Sander,[5]) der selbst Schriftsteller ist und mir ein genauer und und sorgfältiger Mann scheint. Er wird nicht nur, wie er mir, da ich ihn gleich dieser Sache wegen besuchte, versprach, wenn ihm etwas im Manuskript auffallen sollte, sogleich bei mir darüber anfragen, sondern ich werde auch, solange ich hier bin, die letzte Revision bekommen. In der Interpunktion ist er mir zu freigebig mit Distinktionszeichen gewesen; die Schrift ist mit Kommaten übersäet. Ich habe ihm dies gesagt; freilich stehen einige solche Kommata im Manuskript. Allein, da ich weiß, daß Sie über Ihre eigene Interpunktion nicht streng halten, und mir der Korrektor hierin verständig scheint, so habe ich ihm gesagt, hierin nicht zu ängstlich zu sein.[6]) . . . .

Dies wären meine redlichen Zweifel. Es hat gewiß keine Gefahr, wenn Sie auch alles beim alten lassen; nehmen Sie es nur als einen Beweis meiner Liebe zu Ihrem Werk. Sollten Sie ändern, so schreiben Sie mir doch, ob ich, wenn

mir eine Aenderung nicht glücklich schiene, es auch beim alten lassen darf.

Die Zeit zur Post ist verflossen. Leben Sie herzlich wohl und gedenken Sie manchmal meiner.

Ihr

Humboldt.

Meine Adresse ist: Berlin im Krause'schen Hause am Gensdarmen-Markt.

Unger wird meinen Agamemnon verlegen. Meine einzige Absicht bei diesem Handel geht nur auf schönen Druck. Wenn Sie Ungern vielleicht schreiben und Gelegenheit finden, so täten Sie mir einen Gefallen, ein Wort zum Vorteil des Werks zu sagen — bloß um ihm mehr Lust zu machen, ihn sorgfältig zu drucken. Andere Vorteile verlange ich nicht dabei.

23.

G. Weimar, am 14. Mai 1797.

Wieviel Dank bin ich Ihnen schuldig, wertester Freund, daß Sie bei so vielen eigenen Geschäften meinem Gedicht noch eine solche Aufmerksamkeit widmen wollen, die ich selbst darauf zu wenden nicht imstande wäre, wie sehr bin ich Ihnen verpflichtet für die feinen kritischen Bemerkungen, da ich an meinen Sachen, sobald die Stimmung, die sie hervorbrachte, vorüber ist, so wenig zu tun imstande bin.

Auf einem beiliegenden Blatte [das Blatt fehlt] finden Sie die Veränderungen, die ich versucht habe, und es soll ganz von Ihnen abhängen, ob Sie solche genehmigen, das Alte beibehalten, oder etwas Eigenes, Ihrer Ueberzeugung Gemäßes, einschalten wollen.

Der Druck ist freilich nicht sehr reizend, allein da es einmal Kalenderformat sein soll, und da man noch überdies

wegen schon fertiger Decke geniert ist, so muß es denn wohl hingehen; übrigens ist er denn doch deutlich und nicht unangenehm zu lesen. Da es bei diesem Gedicht auch mit um die augenblickliche Ausbreitung zu tun ist, so war diese Kalendergestalt, nach der jetzigen Lage der Dinge, immer das bequemste Vehikel.

Zur zweiten Ausgabe würde ich die lateinische Schrift wählen, da sie heiterer aussieht, und da auch wir nun schon einen deutschen Druck haben; ich glaube denn doch zu bemerken, daß der gebildete Teil des Publikums sich durchaus zu lateinischen Lettern hinneigt.

Auf den Kupfern, welche die Musen vorstellen sollten, bestehe ich nicht weiter, sowie es auch scheint, daß Vieweg sich wegen der Landschaften beruhigt. Es traf sich mit diesen Blättchen gar zu sonderbar, daß sie gerade Vorstellungen enthalten, die mir äußerst verhaßt sind, und die ganz antipodisch zu meiner Denk- und Dichtart stehen. Böttiger, der mir manches von Vieweg gebracht hat, erwähnt derselben nicht weiter, und ich wünsche, daß es auch dabei verbleibe.

Die vier nächsten Musen[1]) gehen heute über acht Tage ab. Erlaubt es Ihnen Ihre Zeit, so gönnen Sie auch diesen einen aufmerksamen Blick. Wie manches wird noch darinnen anzuzeichnen sein! ob ich gleich selbst nicht einmal die Schreibfehler darin mehr gewahr werde, besonders da ich es vor einigen Tagen wieder vorgelesen habe, wodurch mir alles Interesse auf eine ganze Zeit wieder erschöpft ist.

Heute über acht Tage denke ich denn auch wieder nach Jena zu gehen, da ich denn den Schluß des neunten Gesanges bald zu finden hoffe, besonders da die Erfüllung des Friedens auch meine Arbeit begünstigt. Möchte ich Sie doch auch daselbst bei Ihrer Frau Gemahlin und Ihrem Herrn Bruder finden, wie wir Sie dem Geist nach gegenwärtig denken können.

An Herrn Unger will ich wegen des Agamemnons gern ein Wort gelangen lassen. Ich wünschte gar sehr, daß Sie auf jede Weise aufgemuntert würden, in Ihrer Arbeit fortzufahren.

Könnten Sie mir einige schöne Stickmuster zu Ofenschirmen, leicht gezeichnet und hübsch koloriert, verschaffen, so würde ich die Auslage mit Dank ersetzen. Die Zeichnung brauchte nur in kleinem Format zu sein, ich würde sie hier schon ins Große übertragen lassen.

Leben Sie recht wohl und haben Sie nochmals meinen besten Dank. Ich bin sehr neugierig, was aus der Teilung des obern Italiens werden wird, da eine Republik bestehen und der Kaiser wegen der Niederlande entschädigt werden soll. Wahrscheinlich hat man noch zu guterletzt mit den Venetianern Händel angefangen, um ihnen ihre Zeche hoch anzurechnen. Das alles muß sich in kurzer Zeit entscheiden, denn man wird bald sehen, was die Oesterreicher in Besitz nehmen, wenn sich die Franzosen zurückziehen, und dann werden wir auch bald näher einsehen, was aus unsern eigenen Wandrungen[2]) werden kann. Nochmals das beste Lebewohl.

24.

W. Berlin, 30. Mai 1797.

Verzeihen Sie, teurer Freund, wenn ich heute auf Ihren freundschaftlichen Brief vom 14. dieses nichts, als einige Bemerkungen über Ihre neuen vier Musen erwidern kann. Durch gleich uninteressante Geschäfte und Gesellschaft verstimmt, ist es mir nicht möglich, einen ordentlichen Brief zu schreiben, und außerdem ist auch meine Zeit mir hier sehr sparsam zugeschnitten.

Ihrer gütigen Aufforderung gemäß, folgen also hier nun die Stellen, bei denen ich eine kleine Aenderung wünschte..[1])

Ihre vorigen Aenderungen habe ich, so viel es geschehen konnte, eingeschaltet. Einige nun abgeänderte Stellen waren aber schon abgedruckt. Könnten Sie mir Ihre Meinung über die drei mit NB. bezeichneten Stellen mit umgehender Post sagen, so wäre es mir sehr lieb. Teils geht der Druck schnell, teils reise ich bald ab. Aus dem letztern Grunde haben Sie die Güte, Ihren Entschluß, wie diese oder die übrigen Stellen bleiben sollen, lieber geradezu an Vieweg zu schicken, und ihm auch die Antwort auf diesen Brief einzulegen. Meine Abreise ist noch ungewiß, doch sicherlich bald.

Alles übrige habe ich besorgt. Zu den Ofenschirmen habe ich noch nichts gefunden, das mich befriedigt hätte. Ich muß daher deshalb noch um Verzeihung bitten.

Italien liegt mir auch sehr am Herzen. Wie sehr würden Sie mich erfreuen, wenn Sie mir einigermaßen Ihren Plan entdeckten. Wir könnten uns vielleicht dann näher bleiben.

Ich adressiere nach Weimar, weil ich Sie nicht mehr in Jena vermute. Grüßen Sie Schiller herzlich. Ich habe ihm noch gar nicht geschrieben. Ich wollte erst Ruhe und Muße abwarten.

Möchte mir Ihre neunte Muse noch hier erscheinen!

Leben Sie herzlich wohl!

Humboldt.

25.

W. Dresden, den 28. Juni 1797.

Es ist nicht ganz meine Schuld, liebster Freund, daß ich Ihren liebevollen Brief vom 8. d. erst so spät beantworte. Er ist mir, da er mich nicht mehr in Berlin gefunden hat, erst spät durch Vieweg zugekommen.

Ihre Aenderungen der angezeigten Stellen hat mir Vieweg nicht mitgeschickt. Er schreibt mir indes, daß er, zwei



ausgenommen, von allen übrigen hat Gebrauch machen können. Ich bewundere, wie unermüdet Sie beschäftigt sind, diesem schönen Werke auch die letzte Vollendung zu geben, und da Sie es wünschen, so sollen meine kleinlichen Bemerkungen, auch mit dem Druck selbst noch nicht aufhören.

Der Schluß des Ganzen, den Sie mir zugleich mitteilen, ist Ihnen vortrefflich gelungen. Er hilft das große Bild von der Lage der Zeit und der neuen Um[ge]staltung der Dinge, worauf das ganze übrige Gedicht wie auf einer ungeheuern Basis ruht, trefflich vollenden, und die Gesinnungen der beiden Verlobten Dorotheens greifen so schön ineinander ein, daß sie nun im eigentlichsten Verstande alles umschließen, was nur über diesen Gegenstand menschlich gedacht und empfunden werden kann. Die unerwartete Erscheinung[1]) des ersten Geliebten tut eine sehr große Wirkung. Sie gewinnen dadurch den großen Vorteil, einen höhern, kühnern, mehrumfassenden, heldenmäßigen Charakter auftreten zu lassen und mit dem Interesse des Ganzen zu verknüpfen, als der übrigen Anlage Ihres Plans nach möglich war. Die beiden Hauptarten menschlichen Daseins, die Sie selbst an einem andern Ort so meisterhaft schildern, das unruhige Streben nach Erweiterung und Veredlung und die bescheidene Beschränktheit, die nur auf der kleinen ihr angewiesenen Stelle tätig ist, stehen unbeschreiblich lebendig und individuell durch die Schilderung so weniger Verse da. Aber was darin so vorzüglich groß ist, ist, daß der ruhige Hermann eigentlich nicht minder heldenmäßig erscheint als der andere; er zeigt vielmehr eine Stärke und Festigkeit des Entschlusses, die nur, durch Vernunft und richtigen praktischen Sinn geleitet, sich in bescheidenen Schranken hält; und der ganze Unterschied zwischen beiden liegt vielleicht in Einflüssen des Himmelstrichs und der Nationalverschiedenheit. Denn auch dies haben Sie so meisterhaft benutzt und dem Deutschen (der Ihnen, wie ich gern einmal recht umständlich ausführen

möchte, für die idealische Darstellung seines Charakters schon so viel schuldig ist) wieder einen sehr edeln Platz angewiesen.

Dieser Schluß vollendet nun zugleich, wie es mir scheint, den Begriff des Epischen in Ihrem Gedicht, vorzüglich im Gegensatz mit der Idylle. Die Idylle kann in der Tat nicht mehr als eine Stimmung des menschlichen Gemüts kennen, bloß die beschränkte, die auf Ruhe und bloße Zufriedenheit geht. Das kühne Bemühen des Völkerverbesserers, das rastlose Streben des Weltumseglers, der emsige Fleiß des Naturforschers, selbst der höhere Standpunkt des Philosophen, mit dem er sich über die bloße Wirklichkeit erhebt, alles dies ist der Idyllenstimmung nicht bloß fremd, sondern entgegengesetzt. Sie ist schlechterdings nur das Bild einer Hälfte der Menschheit, und ich habe oft gedacht, ob es nicht eine Gattung der Dichtart geben müßte, die ebenso ausschließend nur die andere schilderte. Das Epos allein umfaßt die gesamte Menschheit, vereinigt zugleich Flug des Geistes und Ruhe der Empfindung, und fügt alle Elemente des menschlichen Daseins zu einem großen Ganzen zusammen. Dies finde ich in so hohem Grade in Ihrem Hermann und dies macht ihn mir besonders so vorzüglich wert.

Einige einzelne Verse in diesem neuen Schluß sind zugleich so glücklich gesagt, daß sie einen unbeschreiblichen Eindruck machen. So die beiden:

> Alles regt sich, als wollte die Welt, die gestaltete, rückwärts
> Lösen in Chaos und Nacht sich auf, und neu sich gestalten.

Nur daß Sie im zweiten Vers „gestalten" wiederbringen, gefällt mir nicht ganz. Es ist nicht bloß die Wiederholung, an der ich mich stoße. Es ist mir eben, als forderte der Zusatz „neu sich gestalten" auch eine Partikel bei dem ersten „die gestaltete", was doch nicht anginge. Doch wird es freilich schwer sein, einen andern gleich passenden Ausdruck zu finden. Sonst kann ich nicht sagen, daß mir auch nur Kleinigkeiten in diesem Schluß aufgefallen wären. Das Ganze

schien mir zwar sich noch nicht so rein und ohne Anstoß lesen zu lassen als die vorigen Gesänge; doch konnte ich nicht finden, wo es im einzelnen steckte, und überdies schrieben Sie mir ja, daß Sie es noch hier und da umändern.

Es schmerzt uns sehr, daß Sie uns beinahe die Hoffnung wieder nehmen, uns jenseits der Alpen zu sehen, und daß wir vielleicht auch Meyer verlieren. Sagen Sie mir doch recht bald etwas Näheres. Alexander grüßt Sie herzlich; ebenso meine Frau, die noch innig über die Güte und Liebe, die Sie ihr in Jena erwiesen haben, gerührt ist. Leider ist sie seit einigen Tagen wieder nicht recht wohl. Wir bleiben bis zum 12. Juli hier. Solange ist unsere Adresse: An Herrn von Humboldt den Aelteren (nicht: Legations-Rat) im gräfl. Hagenschen Hause am Markt. Später: bei Körner abzugeben. Sobald ich nach Wien komme, melde ich Ihnen unsere dortige Wohnung. Die Briefe an Sie schicke ich bis auf weitere Nachricht an Schiller. Leben Sie herzlich wohl und reisen Sie recht glücklich.

Ihr

Humboldt.

26.

W. Wien, 5. September 1797.

Verzeihen Sie mir ja, mein teurer Freund, daß ich Ihren lieben Brief vom 20. Juli[1]) so spät beantworte. Allein zum Teil war die Ungewißheit schuld, in der ich über Ihre Adresse war. Jetzt sagt mir Gerning,[2]) den ich hier antreffe, daß Sie noch vier Wochen in Zürich bleiben, daß ein Brief Sie dort auch ohne weitern Zusatz findet, und so säume ich nun nicht weiter, Ihnen, sowie Sie mich so freundlich dazu ermuntern, Nachricht von mir zu geben.

Wir sind seit vier Wochen nunmehr hier. Mit dem Detail unserer Abenteuer will ich Ihnen keine Langweile machen;

nur im Ganzen kann ich Ihnen sagen, daß es uns ganz glücklich gegangen ist, daß es indeß meiner armen Frau an unangenehmen Störungen durch eigene und ihres jüngsten Kindes Kränklichkeit leider nicht gefehlt hat. Noch in diesem Augenblick muß sie das Zimmer wegen einer Geschwulst am Halse hüten. Ich bin gesund gewesen und habe meine Zeit, so gut ich konnte, benutzt. Viel ist es indes nicht geworden. An Reiseerfahrungen konnte ich mich weder hier noch in Dresden sonderlich bereichern. An beiden Orten ziemlich herrscht eine Monotonie, die nicht eben ein tiefes Studium, kaum ein reges Nachforschen erlaubt. Am meisten haben mich die Galerien beschäftigt, hier außerdem die Bibliothek, wo ich einige Handschriften des Pindar fand. Ich habe anderthalb Wochen, wenn Sie wollen, damit verloren, vieles daraus zu vergleichen. Aber wie es so geht, — der Gedanke der Reue, die man empfinden würde, wenn man einmal erführe, etwas Wichtiges versäumt zu haben, spornt einen an, und hernach ist die Ausbeute doch immer karg. Indes war es doch eine neue Beschäftigung, von der ich bisher keine Erfahrung hatte.

Für mich konnte ich auch nicht sonderlich tätig sein. Vorzüglich bei dem armen Agamemnon. Ich ging oft daran, aber nie konnte ich die Stimmung finden, ohne die ich mich nicht an eine Arbeit machen mochte, der Sie Ihren Schutz geschenkt haben. Erst seit drei Tagen ist mir's besser gelungen. Ich habe die Szene, wo Agamemnon auftritt, vollendet und stehe nun an der großen, aber furchtbar schweren, wo er den Purpur sich zu betreten weigert. Sobald ich diese Höhe überstiegen habe, schicke ich Ihnen mein Machwerk zu fernerer gütigen Durchsicht.

Aber was sagen Sie zu Italien, und was werden Sie sagen, wenn Sie hören, daß wir, die wir so rüstig bis nahe an die Grenze gingen, die wir über unsern Eifer so manchmal Ihren Spott erfuhren, wenn Sie uns demonstrierten, daß nur allein der Fuchsturm[3]) sicher sei, daß wir mit einem

Wort jetzt scheu werden und unsern Plan aufgeben? Und doch ist es nicht anders. Allen, auch den sichersten Nachrichten nach können wir nicht anders urteilen, als daß der Weg gefährlich, der Aufenthalt prekär und der Genuß höchst gestört sein würde, und sowohl mein Bruder als ich haben uns zum Aufschub entschlossen. Er wird mit Haeftens[4]) nach Zürich, ich mit den Meinigen nach — Paris gehen. Er hat für die Schweiz ein partikuläres, meist naturhistorisches Interesse; ich drehe auf diese Weise meinen Reiseplan geradezu um, und gehe zuerst dahin, wohin ich sonst zuletzt zu kommen dachte. Diese Entschlüsse sind erst seit wenig Tagen in uns fest geworden. Auch ich gehe über Schaffhausen und Basel und also nah bei Zürich vorbei, und zwar reisen wir, wenn keine Hindernisse eintreten, am 1. Oktober hier ab. Eher ist es leider nicht möglich, weil ein neuer Wagen, den ich hier machen lasse, nicht eher fertig wird. Wären Sie wohl alsdann noch in der dortigen Gegend? Schreiben Sie es uns doch ja noch hierher. Wir könnten ein Rendezvous verabreden, und gewiß werden wir einen kleinen Umweg nicht scheuen. Eigentlich sollten Sie auch nach Paris kommen. Sie waren wenigstens neuerlich nicht da[5]) und interessant muß es auf jeden Fall im höchsten Grade sein.

Von Ihrem Hermann habe ich leider nur 8 Bogen; doch erwarte ich den Ueberrest noch hier durch Vieweg zu erhalten. Es ist mir unendlich viel wert, ihn so mit mir zu haben, ich lese ihn oft und immer mit neuem Vergnügen wieder. Ihre Balladen sah ich leider noch nicht und ebenso wenig einige neue Kompositionen von Schiller, auf die er doch selbst Wert legt.

Mit Körner verlebte ich sehr vergnügte Tage in Dresden. Er entbehrt bei seiner sonst sehr glücklichen Lage doch sehr einen interessanten Umgang und ich wünschte es ihm und Schiller, daß Sie einander nahe wären. Sollten Sie diesen Winter nicht zurückkommen, sondern doch noch, da Sie frei=

lich allein weniger Rücksichten zu nehmen brauchen, als ich mit Kindern, nach Italien gehen, so riete ich Schiller sehr, seinen Winter in Dresden zuzubringen.

Leben Sie herzlich wohl, teuerer Freund. Meine Frau grüßt Sie aufs freundschaftlichste. Lassen Sie mich recht bald wissen, wie es mit Ihnen steht. Meine Adresse ist: in der Kärntnerstraße im eisernen Mann, Nr. 1002.

Ihr

Humboldt.

27.

G. (7. Febr. 1798.)[1])

Nur um wenige Tage, wie ich hören muß, haben wir uns in der Schweiz verfehlt. Auf Ihren freundschaftlichen Brief von Wien hatte ich meine Ordre so gegeben, daß Sie mir nicht entgehen konnten, wenn ich in der Schweiz hätte länger ausdauern dürfen. Die üble Jahreszeit kam heran und wir fanden auf unserem[2]) Rückzug die Wege durch Witterung, Kriegs- und Handelsfuhrwesen ärger als man sichs denken kann, verdorben. Nun bin ich wieder in meiner Wohnung angelangt, habe mich von der Zerstreuung so ziemlich erholt, manche Geschäfte bei Seite gebracht, und bereite mich wieder zu meinen Arbeiten. Mein nächster Aufenthalt in Jena wird entscheiden, was zuerst an die Reihe kommen soll. Ich habe eine Menge von Dingen, die ich immer so vor mir hinwälze, wie Sie wissen, und wovon denn eins nach dem andern, wie es Zeit und Stimmung erlauben, vollbracht wird. Auch auf der Reise habe ich wieder manches neue konzipiert, das denn auch zu seiner Zeit reif werden mag. Erhalten Sie meinen Arbeiten Ihren Anteil.

Schiller geht mit seinem Wallenstein sachte fort, ich habe davon noch nichts gesehen, wie ich denn auch leider bisher noch immer an Weimar gefesselt war.

Meyer hat schöne Sachen mitgebracht, seine schriftlichen Bemerkungen sowohl als seine Kopien bringen uns einem reineren Begriff der Kunstgeschichte immer näher.

Indem wir nun in unserm beschränkten Zustande so fort leben, genießen Sie alles, was das ungeheure Paris Ihnen täglich und stündlich anbietet, und sind deshalb nicht wenig zu beneiden. Schiller hat mir Ihren Brief mitgeteilt und ich bitte Sie auch gelegentlich um einige Nachricht von Ihrem Lebenswandel und von so manchen Gegenständen, die mich, wie Sie wissen, interessieren.

Vielleicht kommen Ihnen ein paar Bücher vor, die ich in Deutschland noch nicht finden konnte und die ich sehr zu besitzen wünsche. Hier sind die Titel:

Nouveau Systême de l'Univers. Sous le titre de Chroa-Genesie, ou Critique de prétendues découvertes de Newton par M. Gautier, Paris 1750, im größten Duodez,

Examen du Systême de M. Newton Sur la lumière et les couleurs. Par M. J. Metophile. A Euphronophe, chez G. Saphendore 1766. 12.

Sollten Sie diese Bücher finden, so gibt es ja wohl einmal eine Gelegenheit, sie mir herauszuschicken.

Ich habe nach meiner Rückkunft meine sämtlichen Arbeiten in diesem Fache wieder revidiert und arbeite nun vor allen Dingen das Schema aus, wonach ich die Erfahrungen vortragen will. Die Geschichte der Farbenlehre kann sehr interessant werden, sie ist auch wieder, wie natürlich, die Geschichte des menschlichen Geistes im kleinen.

Die Felsen des Gotthardts haben auch die mineralogische Liebhaberei wieder in Bewegung gesetzt, so daß es mir auch von dieser Seite an mancher Unterhaltung an trüben Wintertagen nicht gebricht.

Fänden Sie einige hübsche Stücke von dem Montmartrer Gips und von dem sogenannten krystallisierten Sandstein von Fontainebleau um einen leidlichen Preis, so würden Sie

mir dadurch ein Vergnügen machen, doch versteht sich, daß es ohne Ihre Beschwerde geschähe.

Dagegen sende einstweilen, was ich habe,[3]) in der Ueberzeugung, daß Sie mit Ihren Gedanken oft bei uns und unsern Arbeiten sind und daß uns doch das Landsmännische näher liegt als das Fremde.

Schreiben Sie doch ein Wort, wie es mit den eroberten Kunstsachen steht? und was davon aus Italien angekommen und aufgestellt ist? Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin, der ich die beste Gesundheit zum Genuß so mancher herrlichen Gegenstände wünsche. Leben Sie recht wohl und lassen Sie uns mit Freuden der Zeit entgegen sehen, die uns wieder auf deutschem Grund und Boden zusammenführen wird.

28.

W. (Paris, Anfang April 1798.)

Verzeihen Sie mir ja, mein teuerer Freund, daß ich Ihren freundschaftlichen Brief vom 7. Febr. erst jetzt, also so spät beantworte. Aber eine Arbeit, für die ich Sie bald um einen freundschaftlichen Anteil bitten werde, und die ich von Woche zu Woche gänzlich zu beendigen hoffte, und mit der ich, wie es so zu gehen pflegt, doch noch nicht ganz zustande bin, dann eine Unpäßlichkeit, die mich beinahe drei Wochen lang um alle gute Stimmung brachte, waren an dieser Verzögerung schuld.

Ihr Brief und das Gedicht, das ihn begleitete, haben mir eine außerordentliche Freude gemacht. Es hatte mich so tief geschmerzt, daß wir Sie in der Schweiz verfehlt hatten, und nun war dies Blatt die erste Nachricht, die ich wieder unmittelbar durch Sie selbst bekam. Ich sehe mit inniger Freude daraus, daß Sie wohl und tätig sind, und beides

bestätigt mir Brinkmann,[1]) dem Sie durch Ihre gütige Aufnahme äußerst glückliche Tage gemacht haben. Wohl sagen Sie mit Recht, daß uns das Vaterländische näher liegt als das Fremde, und wie nahe liegt mir alles, was von Ihnen und Schiller kommt, aus dem Kreise, auf den ich alles beziehe, und der im strengsten Verstande mein besseres Dasein bewahrt.

Ihr Amyntas ist unglaublich schön. Auch hier ist es Ihnen wieder so vorzüglich gelungen, die feinsten und schönsten Empfindungen, mit denen nur unsere Zeit vollkommen sympathisieren kann, in ein so echt antikes Gewand zu kleiden. Mir wenigstens führt der Anfang dieser Elegie immer die Theokritischen Zyklopen zurück; und wie zart ist das Ganze empfunden, wie dichterisch und kräftig gesagt! Die Stelle: Soll ich nicht lieben die Pflanze u. s. w. macht einen wunderbaren Effekt. Nie wäre es möglich, die Innigkeit, mit der ein Wesen dem andern einverleibt wird und diese fremde Nahrung, dies fremde Leben zu seinem eigenen macht, kräftiger und wahrer zu schildern. Die Anwendung, die so kurz und doch so gut vorbereitet ist, ist sehr gut behandelt, und die Verse sind Ihnen mehr als vielleicht je geglückt.

In Rücksicht auf die Verse muß ich noch einmal auf Ihren Hermann zurückkommen. Ich weiß nicht, ob Sie mit Brinkmann über Prosodie gesprochen haben; er ist aber sehr fest und geübt darin, und so wenig ich ihm auch gerade viel dichterisches Talent einräumen möchte, so hat er kein kleines Verdienst in der Reinheit und Leichtigkeit jeder Art der Versifikation. Er hat Ihren Hermann unglaublich studiert, und da ich in seinem Exemplar einige Verse angestrichen sah, so forderte ich ihn auf, das Gedicht einmal ganz durchzugehen, die prosodischen Kleinigkeiten, die ihm aufstoßen würden, anzumerken, und zu versuchen, wie man ihnen vielleicht durch leichte Versetzungen abhelfen könnte. Ich selbst will das nämliche tun, und wenn Sie erlauben, schicken wir Ihnen unser grammatikalisches Machwerk in kurzem. Da Sie mir

ausdrücklich sagten, daß ich mir ein durchschossenes Exemplar halten möchte, so denke ich, ist Ihnen dies nicht unlieb. Auf alle Fälle bekommen Sie eine reichliche Gelegenheit, über unsere Pedanterie zu lachen, wie Schiller so oft über die meinige getan hat. — In der Tat aber ist Brinkmann für das Amt eines solchen prosodischen Wächters wie geboren. Er versteht nicht nur die Sache, sondern besitzt sehr viel Genauigkeit, so daß ihm nicht leicht eine Unrichtigkeit entgeht; und seine eigene Uebung macht, daß ihm leichter andere Wendungen einfallen. Die beiden letztern Eigenschaften zum wenigsten gehen mir ab.

Mein armer Agamemnon ist leider nur um eine Szene in Wien und um einige Verse erst hier vorgerückt. Ich hoffe auf bessere Stimmung in den schönen Sommertagen. Aber überhaupt ist auch Paris nicht gemacht, dichterische Stimmungen (wenn ein armer Uebersetzer auch von solchen reden darf) herbeizuführen.

Von meiner andern Arbeit sage ich Ihnen nicht eher, als bis sie unter Ihren Augen ist.

Das Wichtigste aber, was ich eigentlich als eine Frucht des hiesigen Aufenthalts ansehen kann, geht mir nur erst im Kopfe herum und bleibt vielleicht ewig dort. Es ist das Studium des französischen Nationalcharakters und die Vergleichung mit dem deutschen. Denn in der Tat bin ich noch sehr ungewiß darüber, welcher von beiden mir, wenn ich eine Zeit damit fortfahre, so lebendig und klar werden wird, daß eine Darstellung auch für andere möglich wird. Wir haben gewöhnlich so viel von interessanten Gegenständen gesprochen, daß ich, glaube ich, nie gegen Sie meine beiden großen Pläne, eine Schilderung unsres Jahrhunderts und die Gründung einer eigentlich neuen Wissenschaft: einer vergleichenden Anthropologie, erwähnt habe. Aber auf alle Fälle kann es Ihnen nicht entgangen sein, daß ich überall hauptsächlich auf die Kenntnis des Menschen im einzelnen, und zwar auf eine

solche ausgehe, die empirisch genug ist, um vollkommen wahr zu sein, und philosophisch genug, um für mehr als den jedesmaligen Augenblick zu gelten. Ich konnte meine Reise an keine andern Ideen anknüpfen, und obgleich dieselbe eine ziemlich zufällige Veranlassung hatte, so mußte ich suchen, sie dafür und so systematisch als möglich zu benutzen.

Der französische Nationalcharakter gibt mir in dieser Rücksicht nicht wenig zu tun, und so leicht und begreiflich er auf den ersten Anblick scheint, so mancherlei Schwierigkeiten zeigen sich in der Nähe. Ueberhaupt ist es unglaublich, was es heißt, ein einziges Objekt der Natur zu erforschen. Wenn man nur irgend das Auge besitzt, das allein den guten Beobachter machen kann, so fühlt man, wie alles mit allem zusammenhängt, wie in jedem Punkte die gesamte Natur ist. Wer muß davon mehr überzeugt sein als Sie. Gerade darin scheint mir der einzige Grund zu liegen, warum Sie in Ihren naturhistorischen Bemühungen immer noch sich selbst so wenig Genüge leisten, scheinbar so wenig fortrücken. Aber bei moralischen Gegenständen ist noch die große Schwierigkeit mehr, ihr eigentliches Wesen von ihrer zufälligen Beschaffenheit in der Zeit, ihre wirkliche Eigentümlichkeit von ihren möglichen Fortschritten zu unterscheiden, die Linien zu bestimmen, aus denen sie nicht herausweichen können, und ihnen doch nicht Grenzen zu stecken, über die sie nicht hinausgehen können, die die Menschheit schon darum nicht kennt, weil sie dieselben nicht kennen darf.

Ehe ich mit meinem Begriff eines Nationalcharakters zufrieden bin, muß ich also etwas finden, das ebenso wohl mit der gewöhnlichen Wirksamkeit als mit den fehlerhaften Ausartungen und den gelungensten Energien übereinstimmt, etwas Gemeinsames, das ich in allen einzelnen Teilen der menschlichen Beschaffenheit und Tätigkeit als sich selbst gleich wiedererkenne; etwas endlich, das sich mit jeder Art indivi-

dueller Charaktere verträgt, aber jeden so modifiziert, daß dadurch alle eine allgemeine Aehnlichkeit erhalten.

Es ist nicht möglich, auch vor dem vollendeten Studium nicht gewisse vuen zu haben, nicht schon vorläufig nach dem bloßen Takt einiges festzusetzen, und so habe auch ich einige solche Ideen über den französischen Charakter. Es scheint mir auffallend, daß in demselben mehr *Verstand* als Geist, mehr außer sich aufs *Leben* gerichtete, als eigentlich in sich gekehrte und künstlerisch gestimmte Einbildungskraft, mehr Heftigkeit und *Leidenschaft* als Empfindung herrscht. Es scheint mir ferner eine sehr wichtige Eigenschaft desselben, daß er schlechterdings nicht *pathetisch* ist, und daß dieser Mangel des Pathetischen durch eine entgegengesetzte Anlage, durch eine immer rege Beweglichkeit und Leichtigkeit des *Temperaments* bewirkt wird. Insofern er also ein wirklicher *Temperamentscharakter* ist, unterscheidet er sich von dem deutschen, da der Deutsche einen so allgemeinen, oder wenn Sie wollen, so keinen Charakter hat, daß *Deutsch* und *Nicht-Deutsch* für eine allgemeine Klassifikation der Nationalcharaktere gelten kann. Als durchgängig *unpathetisch* steht er dem *englischen* entgegen, da ein Engländer in der Tat alles, auch die unbedeutendste Kleinigkeit, mit Pathos tut.

Es ist nicht zu berechnen, wie hoch sich derselbe durch diese Freiheit von allem Pathos schwingen kann. Er genießt, wenn Sie mir ein anfangs wunderbar scheinendes Gleichnis erlauben wollen, dadurch des ganzen Vorzugs, den die Komödie vor der Tragödie hat. Es ist blos, daß er dadurch da gut fortkommt, wo das Pathetische sich schlechterdings nicht einmischen darf, sondern es ist wunderbar, wie das Entgegengesetzte sogar nun, nur gut behandelt, gut gerät, wie pathetisch das Pathetische in dem Munde dessen wird, der gar keine Anlage hat, es zu sein. Seitdem ich darauf Acht gebe, sind mir ganz einzelne Beispiele davon in Büchern sogar aufge-

stoßen. Aber auf der andern Seite ist es auch schwer einzusehen, wie sich dieser Charakter von den Fesseln losmachen kann, die ihn an die Wirklichkeit ketten und ihm allen idealischen Aufflug verwehren, wie er besonders die Hindernisse besiegen wird, die ihm eine so beschränkte Sprache entgegensetzt.

Sie sehen, wie viel ich zu tun habe, wenn ich nur diese wenigen Ideen entwickeln und rechtfertigen will, wie sie nur durch die Vergleichung mit allem, was einer solchen Eigentümlichkeit ähnlich und unähnlich ist, Licht, nur durch die genaue Kenntnis alles dessen, was diese Nation je getan, gedacht und geschrieben hat, die nötige historische Bestätigung erhalten können.

Daher sehe ich es auch nur als eine Art Sisyphussteins an, den ich so vor mir hinwälze, und bei dem ich mich glücklich genug schätze, wenn er mir nicht zu oft und zu tückisch entrollt.

Aber statt dieser Allgemeinheiten hätten Sie, liebster Freund, vielleicht lieber etwas über Paris und die hiesige Lage besonders gehört. Allein ich schmeichelte mir, daß es Ihnen nicht uninteressant sein würde, zu wissen, womit ich gerade beschäftigt wäre, und da eben jetzt nichts einzelnes Interessantes vorgefallen ist, so ist es in der Tat schwer, über Paris im ganzen zu reden.

Um das Politische, wissen Sie, bekümmere ich mich nicht. Also ist es nur das Literarische und Artistische, wovon ich Kenntnis habe. Die Stadt und was der Reisende so seinem Beruf nach sieht, sind neuerlich so oft beschrieben worden, daß mich ekelt, nur daran zu denken.

Von dem Literarischen kann Sie nur das Fach der Naturhistorie und Physik hier interessieren; nur Ihre Bemühungen in diesen Fächern könnten hier eine Ernte, aber gewiß auch eine reichliche finden. Am meisten, bilde ich mir ein, würden Sie im Jardin des plantes sein, der durch seine schöne Lage,



den Umfang der Anstalt, den Reichtum der darin enthaltenen Sammlungen und die Gelehrsamkeit und man kann hinzusetzen, die Gefälligkeit der darin wohnenden Gelehrten einzig in Europa ist. Freilich muß man nicht so schöne Gewächshäuser und eine so sorgfältige Wartung der Menagerie verlangen, als in Schönbrunn, dazu sind hier noch die Mittel nicht vorhanden. Aber das Museum ist unbeschreiblich reich. Es ist mir eingefallen, daß es Ihnen vielleicht lieb wäre, einzelne Notizen über einige seltene Skelette zu haben. Wäre dies, so bitte ich Sie, mich nur davon zu benachrichtigen. Sowohl ich selbst, als der Dr. Fischer, den Sie kennen und der bei mir ist, würden hierin Ihren Wunsch sehr leicht befriedigen können. Der gefälligste und tätigste Mann in dieser Anstalt ist Cuvier, der zugleich vollkommen gut Deutsch weiß. Er hat sehr interessante Arbeiten über die Physiologie der kaltblütigen Tiere gemacht und will eine ausführliche anatomia comparata herausgegeben. Er liest über dies Fach, und dies Kollegium soll vortrefflich sein. Die beiden Elefanten sind seit einigen Tagen aus Holland angekommen, und zuerst einige Tage lang im Invalidenhause behalten worden, um sie dort zuerst den Verteidigern des Vaterlandes zu zeigen, die sie erbeutet haben. Aus Toulon erwartet man einige Löwen und eine Gazelle, wenn ich nicht irre.

Zu Ihren optischen Beschäftigungen fänden Sie vielleicht in Charles's ungeheurem Apparat manches Dienliche. Der Mann selbst ist ungleich weniger wert, ein bloßer Experimentator, aber sein Instrumentensaal ist leicht der reichste in Europa.

Ihre mineralogische Neugierde würde eine sehr reiche Befriedigung in Dolomieu's Kabinett finden. Er trägt mir auf, Sie freundschaftlichst zu grüßen. Er erinnert sich noch immer mit großem Vergnügen Ihres gemeinschaftlichen Aufenthaltes in Rom mit ihm. Ich fragte ihn, wo ich wohl die Stücke, die Sie wünschen, bekommen könnte, und er will mir einige



schicken, die er Sie als ein Andenken aufzubewahren bittet. Es ist ein äußerst braver Mann, den ich sehr viel sehe.

In der Chemie ist Fourcroy, Berthollet und besonders Vauquelin ausnehmend tätig. Der letztere hat mehrere neue Entdeckungen gemacht, die auch unstreitig schon in deutschen Journalen angekündigt sind. Fourcroy ist mehr Systematiker, aber dies in einem hohen Grade, als Erfinder. Sein Vortrag ist außerordentlich schön. Er gibt jetzt seine Théorie de la chimie heraus, die 6—8 Bände ausmachen wird, aber erst der erste Teil eines großen Werks: Système des connaissances chimiques au commencement du 19me siècle, ist.

Die schöne Literatur würde Sie wenig interessieren. Wirklich fehlt hier die Flamme des Genies. Die meisten Produktionen sind sehr matt, und alle bleiben weit hinter dem zurück, was eine strenge Kritik mit Recht fordern kann. Von der Theorie der Dichtungsarten hat man schlechterdings keinen Begriff, und einen einzigen jungen Dichter ausgenommen, habe ich auch niemand gefunden, der nur ein Bedürfnis danach bei sich spürte.

Von deutscher Literatur bildet man sich ein, hier viel zu wissen. Sie glaubt man sogar sehr zu kennen und zu lieben. Chenier hat Ihren Werther sogar in eine, aber noch nicht gedruckte Tragödie verwandelt. Aber man darf nur ein bischen zuhören, um zu finden, wie es mit dieser Kenntnis und Liebe steht. Ich habe mir fest vorgenommen, daß durch mich nie eine deutsche Zeile (es müßte denn bloße Gelehrsamkeit sein) hier bekannt werden soll. Die Franzosen sind noch zu weit von uns entfernt, als daß sie uns da, wo wir auch nur anfangen, eigentümlich zu werden, begreifen sollten, so weit, daß die Verschiedenheit der Sprachen ordentlich als ein kleines Hindernis dagegen erscheint. Die Anzeige Ihres Hermann im Magasin encyclopédique haben Sie wohl gelesen. Sie war nicht übel. Sie ist vom jungen Schweighäuser.



Ueber die italienischen Kunstwerke möchte ich Ihnen gern viel sagen. Aber leider weiß ich darüber nicht am meisten. Bis jetzt ist bloß das hier, was die Lombardei verloren hat, also meist Gemälde. Der Ort, wo diese insgesamt, sowie auch die, welche man noch erwartet, aufgestellt werden sollen, ist die Galerie des Louvre, die ungeheuer lang (ich denke 1440 Fuß) ist und das Louvre mit dem Palais des Tuileries verbindet. Es ist ein einziger Saal, oben rund gewölbt, mit Fenstern von einer Seite. Daran stoßen noch zwei Säle, die auch ziemlich groß sind. Seit wir hier sind, ist die Einrichtung so, daß nur Fremde und Künstler, diese aber alle Tage hingehen können. Anfangs wurde immer in der großen Galerie gearbeitet. Mehrere Stücke waren schon aufgehängt, andere standen an den Wänden herum, und da man immer dann beschäftigt war, so änderte die Dekoration beständig und man sah immer neue Sachen. Dies waren nun die lombardischen (Bologna mit eingerechnet), die holländischen und die hiesigen aus Versailles und der Galerie du Luxembourg. Als Bonaparte ankam, wollte das gesetzgebende Corps ihm eine Fête geben und wählte diese Galerie, die in seiner enceinte liegt, dazu. Die Künstler schrien, aber es half nichts. Nun wurde die ganze Galerie auf einmal leer gemacht und nach diesem Tage blieb das Ganze für jedermann, bis vor etwa sechs Wochen, geschlossen. In dieser Zeit ist ein Teil der Gemälde in dem einen der an die Galerie stoßenden Säle, jedoch nur provisorisch und nur um die Neugierde des Publikums fürs erste zu befriedigen, aufgehängt worden. Dieser Saal ist überaus schön und da er das Licht bloß von oben empfängt, und also göttlich beleuchtet ist, so wird man in der Galerie diese Gemälde nie in gleich gutem Lichte wiedersehen. Dieser Saal ist eigentlich für die Exposition der Arbeiten lebender Künstler bestimmt, und in wenigen Wochen werden die jetzigen Gemälde abgenommen und die der lebenden Maler hingestellt werden.

An der Galerie selbst wird zwar ununterbrochen, aber freilich aus Mangel an Geld nicht mit aller nötigen Vigueur gearbeitet. Man wird sie in zwei Teile abteilen, in einen für die Italienische und einen andern für die Niederländische, Französische und das wenige, was man von der Deutschen Schule hat. In dem zweiten der an die Galerie stoßenden Säle ist ein Teil der Handzeichnungen berühmter Meister aufgehängt. Da man deren eine sehr große Menge hat, so wird man mit ihnen, wenn ich nicht irre, von drei zu drei Monaten abwechseln. Auch sind, seit wir hier sind, einmal Hautelisse-Tapeten nach Rafael aufgestellt gewesen.

Was und wieviel besonders von italienischen Kunstwerken jetzt hier ist, ist genau nicht zu sagen, da es nicht zusammen aufgestellt ist, auch kein Verzeichnis, das öffentlich bekannt wäre, davon existiert. Damit Sie doch aber einigermaßen übersehen können, wieviel man schon hier besitzt, schicke ich Ihnen die beiden Kataloge der jetzt ausgestellten Zeichnungen und Gemälde mit. Wenn dies auch der kleinste Teil des ganzen Vorrats ist, so ist es doch unstreitig der schönste. Der Apollo und alles, was zugleich mit ihm kommt, hat, wie Ihnen bekannt sein wird, in Arles überwintert. Nach einem Briefe der Aufseher darüber, den ich im National-Institut habe vorlesen hören, hat man alle mögliche Sorgfalt dafür getragen. Jetzt soll es aber unterwegs sein, und wird in zwei Monaten hier erwartet. Sobald der Gott diese Mauern begrüßt hat, schreibe ich es Ihnen.

Die wichtigste Frage über diesen Gegenstand ist die: ob die bis jetzt angekommenen Bilder durch den Transport, die Behandlung hier und die Restauration verloren haben oder nicht? Um sie aber ganz zu beantworten, müßte man sie einzeln vorher genau gekannt haben. Einige Personen, die in diesem Fall sind, bejahen es nun zwar geradezu. Allein wie schwer ist es, hier zu unterscheiden, wieviel die Einbildung und der Parteigeist dabei tun. Auch ist es schon eine so

natürliche Eitelkeit, immer zu sagen, daß eine Sache nicht mehr das ist, was sie sonst war, da man sie ehemals kannte. Die Heilige Cäcilia war, ehe sie hier gereinigt wurde, äußerst schmutzig und hat jetzt ein gewisses rotes Kolorit bekommen. Aller Schade ist also wohl nicht abzuleugnen. Aber ich glaube bei weitem nicht, daß es so viel ist, als viele behaupten wollen.

Von jetzigen Künstlern haben wir noch wenig gesehen. Selbst bei David waren wir noch nicht, weil er von sehr diffizilem abord ist, und auch krank war. Sollten Sie oder Meyer, da wohl keiner von Ihnen hier war, wünschen, etwas Genaues über einzelne hiesige Bilder, z. B. die Refaels oder Rubens zu wissen, so wird meine Frau Ihnen gern darüber schreiben. Sagen Sie es mir nur in Ihrem nächsten Briefe.

Gewiß ist es, daß, wenn alles, was man hier hat, gehörig eingerichtet ist, diese Galerie die einzige in der Welt sein wird; und ich kann nicht leugnen, daß eine so ungeheuere Vereinigung so vieler Kunstsachen doch schon für die Einbildungskraft etwas sehr Erhebendes hat. Dies versöhnt mich einigermaßen mit dem Verlust, den Italien leidet.

Von Naturalien und Manuskripten wird mit dem nächsten Transport gleichfalls eine beträchtliche Menge von dorther erwartet.

Was Ihnen hier zu nicht geringem Troste gereichen würde, ist, daß man so erstaunlich sicher vor dem Ich und dem Nicht-Ich herumgeht, als wären diese furchtbaren Gespenster gar nicht in der Welt. Fichtes alter Turm am jenaischen Stadtgraben kommt mir ordentlich manchmal wie ein Feenschloß vor. Aber ich wette, Sie würden, wenn Sie hier wären, sich danach sehnen. Mir wenigstens geht es so.

Die Bücher werde ich Ihnen zu verschaffen suchen.

Diesen Brief, die Steine und Katalogen gebe ich Vieweg aus Berlin, der hier ist, mit. Den Brief und die Katalogen



soll er Ihnen von Berlin oder Braunschweig aus schicken, die Steine erst von Leipzig. Er will nun auch bald anfangen, die neue Auflage des Hermann zu drucken, vielleicht schicken Sie ihm einige kleine Aenderungen dazu.

Meine Frau grüßt Sie herzlich. Leben Sie innigst wohl, und vergessen Sie Ihre abwesenden Freunde nicht.

H.

29.

G. 16. Juli 1798.

Ihren freundschaftlichen Brief habe ich seiner Zeit richtig erhalten, so wie mir auch die schönen Mineralien glücklich zugekommen sind, für welche Gabe ich Herrn Dolomieu meinen besten Dank zu entrichten bitte.

Bei meiner Ankunft hier überraschte mich Schiller mit Ihrem Aufsatze über Hermann und Dorothea, wir lasen den größten Teil zusammen und, nachdem wir verschiednemal unterbrochen worden, habe ich den Schluß für mich allein gelesen und nach Anleitung des Inhalts und der Uebersicht manche einzelne Teile wiederholt, und nun sei Ihnen dafür sogleich der schönste und beste Dank gesagt.

Daß Sie Ihre Teilnahme für mich und meine Arbeiten auch mit in das merkwürdige Land nehmen würden, durfte ich hoffen, daß Sie aber ein so fortgesetztes Nachdenken meinem Gedichte widmen sollten, daß Sie sich entschließen könnten, eine so große Arbeit, als diese Entwicklung ist, in einer Zeit zu unternehmen, die Ihnen so mannigfaltige andere Genüsse anbot, konnte ich auch nicht zum fernsten ahnden, und diese Erscheinung ist mir nun um so erfreulicher, als sie mir beweist, wie innig Sie der Kunst, Ihrem Vaterlande und Ihren Freunden angehören.

Ich will Ihnen gern gestehen, daß mich Ihr Studium meines Gedichtes, wenn Sie auch nicht ganz so günstig davon zu urteilen geneigt gewesen wären, doch beschämt haben würde, wenn ich nicht zugleich gedächte, daß es Ihnen mit angehört und Sie also eine Art von Neigung wie zu einer eignen Arbeit gegen dasselbe fühlen müssen. Es ist nicht eine Höflichkeit, die ich hier sage, denn Sie wissen selbst, wie sehr wir in dem Kreise, in dem wir nun schon eine Zeitlang zusammen leben, uns wechselseitig auszubilden unaufhörlich gearbeitet haben.

Dem sei nun, wie ihm sei, so habe ich Ursache, mich zu freuen, daß gerade meine Arbeit Sie veranlaßt hat, diese wichtige Materie durchzudenken, mit sich selbst darüber einstimmig zu werden, und eine lebhafte Kommunikation mit uns und andern zu eröffnen.

Auch diese Ihre neue Schrift, in welcher Sie uns einen solchen Schatz von Ideen und Beobachtungen überliefern, soll Ihnen künftig doppelt wert sein, wenn Sie durch die Tat erfahren, daß Sie in mehr als einem Sinne auf mich gewirkt hat. Mein lebhafter Wunsch ist der, bald wieder an eine neue epische Arbeit gehen zu können. Ich habe zeither sehr viel über diese Dichtungsart gedacht, und Ihr Aufsatz hat nicht allein alles wieder aufs neue und von verschiednen Seiten erregt, sondern er hat mich auch auf gewisse wichtige Punkte aufmerksam gemacht, die mir, ob ich sie gleich im Auge hatte, doch erst durch Ihre Ableitung recht wichtig geworden sind. So freue ich mich voraus, daß Sie dasjenige, was Sie billigen und für recht halten in meinen Arbeiten noch immer mehr ausgedrückt und vollendet finden sollen.

Indem ich Ihnen nun diesen praktischen Dank bereite, so wird Schiller Sie umständlicher unterhalten, wie der Theoretiker Ihre Deduktion aufnehmen möchte, wozu mir von dem Himmel das Organ versagt ist.



Nehmen Sie nun auch meinen Dank für die freundschaftliche Art, mit der Sie meiner Mängel erwähnen. Man mag sich noch so sehr zum Allgemeinen ausbilden, so bleibt man immer ein Individuum, dessen Natur, indem sie gewisse Eigenschaften besitzt, andere notwendig ausschließt.

Alles dieses, wie vorsteht, war schon vor drei Wochen geschrieben und ich hatte noch manches hinzuzufügen, indessen bin ich zwischen Weimar und Jena wie ein Ball hin und wieder geworfen worden, und muß nur schließen, damit der Brief, wie er ist, fortkomme.

Ich lege eine Elegie[1]) bei, damit meine Prosa wenigstens einigen Beistand habe. Sie kannten ja wohl unsere junge Schauspielerin, die schöne und angenehme Becker; sie starb, als ich diesen letzten Herbst in der Schweiz war, und ich widmete ihren Manen dieses Gedicht.

Leben Sie recht wohl, grüßen die Ihrigen recht herzlich und strafen Sie mich nicht durch ein allzu langes Stillschweigen.

Sie haben, wie ich aus einem Briefe an Schiller[2]) sehe, der Kantischen Philosophie mitten in Paris energisch genug gedacht. Da Sie denn doch einmal ein so erklärter Deutscher sind, so wünsche ich, daß Sie noch mit Brinkmann eine Prosodie unserer Sprache zustande brächten, die sich auch von Paris her datierte, es wäre kein geringes Verdienst, besonders um Poeten von meiner Natur, die nun einmal keine grammatische Ader in sich fühlen.

Uebrigen würde mein Brief sich recht bunt endigen, wenn ich von dem was ich bisher mit Willen und Unwillen getrieben habe, Rechenschaft geben sollte. Sagen Sie mir doch ja bald, wo Ihr Herr Bruder sich befindet, und ob man nicht etwas von seinen Fortschritten erfahren kann.

In den Naturwissenschaften scheinen wir uns bald recht gut einzurichten. Scherer, der aus England zurück ist, etabliert sich in Belvedere, er wird wohl Rittern[3]) als Mitarbeiter zu

sich nehmen, und Schelling[4]) kommt als Professor nach Jena. Sie sehen, daß wenn Sie dereinst aus der Welt der Welten in unser intermundium zurückkehren, Sie uns, nicht ganz degarniert von dieser Seite, finden können.

Seit einigen Wochen habe ich die magnetischen Phänomene nach meiner Art auf- und zusammengestellt. Schiller nimmt an diesen Studien immer mehr Anteil, und Sie wissen, was sein Anteil heißt.

So viel für heute, leben Sie wohl und genießen die ganze Fülle des Gastmahls, bei dem Sie sich gegenwärtig befinden, und überzeugen Sie sich, daß unsre magre Kost, zu der Sie denn doch dereinst zurückkommen werden, wenigstens herzlich gern gegeben werde und in manchem Sinne heilsam sei.

Grüßen Sie alles, was Sie umgibt.

Weimar, d. 16. Juli 1798.

30.

W. Paris, 18. März 1799.

Sie müssen mich für sehr undankbar halten, mein teuerer Freund, daß ich so unendlich lange geschwiegen und Ihren lieben gütigen Brief unbeantwortet gelassen habe. Es ist mir eben so mit Schiller und Körner ergangen und es hat nicht an Vorwürfen gefehlt, die ich mir selbst darüber gemacht habe. Aber die Reue führt so selten zur Besserung und dann liegt in dem Reisen selbst etwas, das die häufigere Mitteilung durch Briefe verhindert. Es ist nicht die Entfernung bloß, es ist bei weitem mehr der angenehmere Gedanke des bevorstehenden Wiedersehens. Nur indem man die Reise als etwas bald Vorübergehendes ansieht, kann man es ertragen, eine längere Zeit hindurch ohne wechselseitige Mit-

teilung zu bleiben. Daß ich mich darum in Gedanken nicht weniger mit Ihnen, mit dem, was Sie treiben, was Sie interessiert, beschäftigt habe, bedarf gewiß keiner Versicherung. Wie Sie sogar die Beschränktheit meiner Natur kennen, müssen Sie fühlen, daß mir alles, was mich außerhalb Deutschlands umgeben kann, doch immer heterogen bleibt, und was mich an Deutschland knüpft, was ist das anderes, als was ich aus dem Leben mit Ihnen, mit Schiller, mit dem Kreise schöpfte, dem ich nun schon seit beinahe zwei Jahren entrissen bin. Wer sich mit Philosophie und Kunst beschäftigt, gehört seinem Vaterlande eigentümlicher als ein anderer an, dies habe ich auch noch hier an Alexander und mir erfahren. Ich war vielleicht ebenso gern, vielleicht noch lieber in Paris, als er, allein er war unendlich weniger fremd hier. Mitteilung und Erwiderung fanden für ihn kaum nur ein Hindernis. Philosophie und Kunst sind mehr der eigenen Sprache bedürftig, welche die Empfindung und die Gesinnung sich selbst gebildet haben, und durch die sie wieder gebildet worden sind.

Die feinsten und doch bedeutendsten Nuancen, das, was in der Sprache kaum noch Symbol genannt werden kann, geht bei jeder Uebertragung verloren, und selbst wenn es nicht verloren geht, macht es einen schwächern Eindruck. Läßt sich daher zugleich annehmen, daß jede Nation ihre eigene Sprache ausschließender ausbilden und daß alle gerade in der Philosophie und Kunst Fortschritte machen werden, so muß gerade mit der zunehmenden Leichtigkeit allgemeiner Mitteilung das innigere Verstehen verschiedener Nationen schwerer und das Bedürfnis danach allgemeiner werden. Jede muß bestimmtere Charakterzüge annehmen, und ihre Verschiedenheit muß zunehmen, wie sie denn offenbar in diesem Jahrhundert bereits zugenommen hat.

Die Eigentümlichkeit deutscher Bildung und wie sehr wir in der bessern Ansicht der Kunst unsern Nachbarn vorgeeilt

sind, davon sind mir noch neuerlich Ihre Propyläen[1]) ein auffallendes Beispiel gewesen. Für alles, was Sie in den beiden ersten Stücken (die mir bis jetzt allein zu Gesicht gekommen sind) teils ausführen, teils berühren, hat man hier so gut als gar keinen Sinn. Noch so zweckmäßig übersetzt, würde man es kaum verstehen und ihm vielleicht noch weniger Geschmack abgewinnen. Sie erheben sich z. B. mit Recht gegen Diderots wirklich anarchistische Grundsätze in der Kunst; aber wenn man die Menschen und ihre Arbeiten hier sieht, und dann hinzudenkt, daß es vor dreißig Jahren hierin noch ärger war, so begreift man wenigstens, wie dieser Abweg für Diderot näher lag, als ein anderer. Dieser Aufsatz über Diderot hat mich vorzüglich interessiert. Ich hatte gerade die ganze neue Ausgabe seiner Werke (in 15 Bänden) gelesen, als ich dazu kam, und die in der Tat auffallende Erscheinung, daß Diderot einem oft so künstlerisch gebildet vorkommt, und dann doch offenbar zum Künstler (in jedem Verstande des Worts) so untauglich ist, hatte mich dergestalt frappiert, daß ich selbst angefangen hatte, etwas über ihn zu schreiben. Wirklich ist mir nie ein Subjekt vorgekommen, an dem sich das wahre Wesen einer echt künstlerischen Einbildungskraft besser, durch die Darstellung des Gegenteils, zeigen ließe, als er. Es käme nur darauf an, die Eigentümlichkeit seines Geistes, die besondere Art der Phantasie, die ihn zu einem seltenen Menschen macht, die Geistestätigkeit, in der er Virtuose ist, bestimmt und deutlich auseinanderzusetzen. Ist es Ihnen nicht auch aufgefallen, daß er an keiner Stelle das ist, was er gerade an dieser sein sollte? Wenn er philosophiert, so macht er Bilder, statt Begriffe zu zergliedern; wenn er dichtet, so läßt er seine Person räsonnieren, statt handeln; wenn er Gemälde beurteilt, so behandelt er sie als Gedichte, und die Gestalten des Dichters trägt er auf die Leinwand über. Einer Kunst schiebt er immer unvermerkt die andere unter und doch ist er schwerlich gemacht,

als parteiloser Richter über allen zu stehen. Denn er fühlt, wie es scheint, ebenso wenig ihre Eigentümlichkeit, als das, was sie alle zur Kunst macht. Die eigentliche, tiefe Wahrheit der Dinge, die auf der Bedeutung ihres Ganzen, ihrem Zusammenhange untereinander und vorzüglich ihrer Beziehung auf unsere Vorstellungs- und Anschauungsweise beruht, ist ihm durchaus fremd. Er ergründet sie nicht als Philosoph, er stellt sie als Dichter nicht dar, er fühlt sie nicht in den Meisterwerken der Kunst. Aber auf die Wahrheit, die man als Natur der Künstelei und als Wirklichkeit den Zeichen entgegensetzen kann, ist sein ganzer Sinn, seine Phantasie, sein Geist gerichtet, und darum bleibt er immer eine merkwürdige Erweiterung des französischen Charakters. Darum ist er gerechter gegen das Altertum und das Ausland, und selbst wohltätig für die Kunst, da er, wenn er gleich ihrer Gesetzmäßigkeit schadet, wenigstens ihre Freiheit rettet. Zugleich aber zeigt den echten Charakter seiner Nation die fast ausschließliche Ueberlegenheit des Verstandes. Es fehlt ihm die höhere Anschauungsgabe, die bildende Einbildungskraft, von der doch wenigstens ein Teil von den Griechen auf die germanischen Nationen forterbte, es fehlt ihm die üppige reiche Sinnlichkeit der Bewohner des Mittags, er bleibt immer nur räsonnierend und vergleichend. So sehr er auf Natur auszugehen scheint, so ist es nicht auf die Natur an sich und in ihrer positiven Gestalt, sondern auf ihren Kontrast mit der Unnatur, sowie ihm die Wirklichkeit immer nur im Kontrast mit ihren Zeichen erscheint. Seine Stärke besteht wohl allein im Sprechen und Raisonnieren, im beständigen und genievollen Verwechseln aller Bilder und aller Zeichen miteinander, in der seltenen Gabe schneller und allgemeiner Verknüpfung der verschiedenartigsten Gegenstände, in dem Talent, jedem Gedanken Farben zu leihen, und durch jede Farbe den Gedanken hervorschimmern zu lassen, und in dem, was mir in der Tat Genie scheint: dies wunderbare oft willkür-

lich und zwecklos scheinende Spiel auf eine solche Weise zu treiben, daß nicht bloß der unbedeutendere Leser daraus Vergnügen, sondern der bedeutendste eine bessere und fruchtbarere Stimmung schöpft. Ich erinnere mich kaum, je aus einem Diderotschen Aufsatz etwas gelernt zu haben, aber seine Lektüre hat mich immer in eine regere Geistestätigkeit versetzt und dasselbe hat mir auch Schiller oft von sich bezeugt. Diese Wirkung setzt immer Objektivität in dem voraus, der sie hervorbringt, und verrät recht eigentlich Genie, da sie ohne Mitwissen ihres Urhebers entsteht. — Ich weiß nicht, ob es mir gelurger ist, mich Ihnen deutlich zu machen, aber sehr gerne wüßte ich Ihre Meinung hierüber. Wenige Dinge in der Psychologie sind so wichtig und vielleicht keins so schwer, als dic gründliche Erörterung der Einbildungskraft, und die besondere Art derselben, die ich in Diderot zu entdecken glaube, erläutert darum so gut fast alle andern, weil sie sich, meiner Empfindung nach, fast allen andern entgegensetzt.

Auch in jeder andern Hinsicht sind mir Ihre Propyläen eine äußerst willkommene Erscheinung gewesen. Die Kunst bedurfte einer solchen Arbeit, und sie konnte nur von Männern unternommen werden, die selbst mit dem Detail und der Ausführung so vertraut sind. Besonders habe ich bewundert, wie individuell und dem Kritiker brauchbar Sie Ihre Theorien zu machen verstanden haben. Schriften über die bildende Kunst sind sonst gewöhnlich so unbrauchbar für den bildenden Künstler; aber die Ihrige ist überall reich an praktischen Winken, an anschaulichen Beispielen, an einer großen Mannigfaltigkeit von Tatsachen. Selbst die Grundbegriffe der Kunst, ihre höchsten Gesetze, haben Sie, ohne ihrer Reinheit zu schaden, in eine unmittelbar verständliche Sprache übersetzt, und ich zweifle, daß sich in diesen beiden Stücken irgend etwas fände, wovon der Künstler nicht gleich die Anwendung vor sich erblickte. Ueberaus reich an glücklichen Bemerkungen hat mir der Aufsatz über die Wahl der Gegenstände geschienen.

Nur weiß ich nicht, ob Sie nicht in Rücksicht der historischen ein wenig zu streng urteilen, wenn Sie verlangen, daß sie zugleich von den Motiven der Handlung Rechenschaft geben sollen. Da jedes historische Gemälde notwendig immer zugleich Charakterbild ist, da es außerdem, wenn es der Maler gut behandelt hat, schon dem bloßen Auge interessante und angenehme Stellungen und Gruppen darstellt, so dünkt mich, ist es genug, wenn es übrigens insofern durch sich allein verständlich ist, daß die physische Handlung vollkommen daraus klar wird, und daß diese auch schon an und für sich sinnlich oder moralisch bedeutend ist. Die historische Bedeutung kann dann freilich nicht viel mehr hinzufügen, als die Figuren unter den einmal bekannten Namen dem Gedächtnis fester einzuprägen.

Ihre Beiträge zum Almanach[3]) haben uns ein sehr großes Vergnügen gewährt. Vor allem die größere Elegie, die unaussprechlich anziehend ist. Sie hat schon in der Erfindung, der einzelnen Schönheiten nicht zu gedenken, eine so echt antike Wendung, daß sie die große Rührung, die sie hervorbringt, gerade auf den schwer zu treffenden Punkt des echt Künstlerischen zurückbringt. Wenn Ihnen, wie man mit Grund hoffen darf, das Schicksal vergönnt, noch lange so, wie Sie bis jetzt getan haben, theoretisch und praktisch fortzufahren, so glaube ich, darf man sich versprechen, das wahre Wesen der Kunst, besonders die feine Grenze, wo sie mit der Natur zusammenstößt und sich von ihr entfernt, klar und bestimmt zu erblicken, und geliegt dies, so geht damit zugleich eine neue Epoche für die Kunst an. Kein großer Dichter wirkt anders, als durch eine vermöge der Kunst erhöhte und eigen zubereitete Natur; aber aus Ihren Werken strahlt noch außerdem ein gewisser magischer Widerschein der Kunst selbst (im höchsten Verstande des Worts) zurück. Ich habe oft darüber nachgedacht, wie diese Erscheinung psychologisch zu erklären sei. Ihre Beschäftigung mit der bildenden Kunst

hat unstreitig großen Anteil daran, allein sie ist selbst mehr eine Folge als eine Ursach dieser Geistesstimmung. Wenn es erlaubt wäre, in dem Genie eine zeugende und eine bildende Kraft zu unterscheiden, so würde ich Ihnen ein Uebergewicht der letztern zuschreiben. Und sollte nicht in dieser Trennung dennoch einige Wahrheit liegen? Ist nicht Shakespeare und unter uns Klopstock heftiger und voller ausströmend, wie die Dichtung der Griechen, die sich ruhig und still aus sich selbst entfaltet? Muß nicht diese letztere auch vollendet die Spuren dieses bildenden Geistes an sich tragen? und ist jenes unmittelbarere Bewußtsein der Kunst in den Werken der Alten etwas anderes als das lebendigere Gefühl der Wirksamkeit und der Gegenwart ihres alles beseelenden Kunstsinns? — Ueberraschend und wunderbar zugleich ist es, diese echt griechischen Produkte neben den modernen Balladen zu sehen. Sie haben einen eigenen und sonderbar anziehenden Ton, vorzüglich die vom Mühlbach, die eine ganz eigene Herzlichkeit und Naivität besitzt.

Schiller schreibt mir, daß Sie Retifs Mr. Nicolas[4]) sehr lieben und etwas von dem Mann selbst zu erfahren wünschen. Seine Armut, Kränklichkeit und Sonderbarkeit machen es schwer, ihn zu sehen, doch habe ich vor mehreren Monaten einmal einen Abend ziemlich allein mit ihm zugebracht, und kann Ihnen wenigstens von seinem Aeußern sagen. Er ist klein aber fest und stark gebaut. Sein Gesicht ist sehr auffallend und verrät deutlich, daß er aus einer Provinz stammt, die sich, wie es mir vorkommt, durch freie, offene und kräftige Naturen auszeichnet. Es ist ein mäßig langes Oval, mit hochgewölbter Stirn, einer großen gebogenen Nase und feurigen schwarzen Augen. Trotz seiner ungewöhnlich starken schwarzen Augenbraunen, von denen das eine lang über das Auge herüberhängt, hat er dennoch nichts Wildes oder Hartes in seiner Physiognomie; aber sehr viel Freimütigkeit, offene Heiterkeit, gutmütige Redlichkeit und ein unbeschreibliches

Feuer. Diesem Ausdruck entspricht auch seine Art zu reden. Er spricht viel, laut, mit Heftigkeit und ohne allen Rückhalt. Seine Unterredung ist interessant, weil sie seinen Charakter, der so entsetzlich mit allem kontrastiert, was man sonst hier sieht, lebendig malt. Die Stärke mit der er sich ausdrückt, die Heftigkeit, in die er gleich gerät, überrascht. So sagte er von einem Menschen, der bei einem sehr schlüpfrigen Roman, den er ihm vorgelesen, kalt geblieben war: „C'est une âme de bois. Mais je déteste depuis tout, ce qui est blond. Ce sont des âmes molles, des âmes d'éponges", und was der Beiwörter mehr waren. Dem alten Mercier,[5]) der zugegen war, und der nun freilich sehr weit von aller Energie entfernt ist, sagte er, ich weiß nicht mehr bei welcher Gelegenheit, ordentlich mit einer Art von zorniger Ungeduld: „Mais ayez donc, ayez, je Vous en prie, une fois de grandes idées." Die Innigkeit, mit der er von seiner Mutter, von seinem Vater, von seinen Jugendjahren spricht, rührt; eine Art sentimentaler Schwärmerei (so erzählte er mir unter anderm eine Vision, die er in der Kirche zu Auxerre gehabt) reißt hin. Ueberhaupt findet man die Züge wieder, die man in seinen Schriften kennt, die starke und noch immer rege Sinnlichkeit, die Freimütigkeit, den Familienstolz u. s. f. Dagegen aber ist mir der Inhalt seines Gesprächs nur wenig anziehend gewesen. Trotz einer großen Beweglichkeit der Einbildungskraft hat er doch, wie es scheint, keine große Geistestätigkeit. Sein so erfahrungsreiches Leben hilft in der Unterredung nicht aus, da er immer da nur, wie er auch oft tut, sagen kann, was man besser in seinen Schriften liest, und außerdem verfällt er nur zu leicht in zwei Gegenstände, die nichts weniger als fruchtbar oder belehrend sind. Der eine ist seine jetzige beschränkte Lage, die ihn gleich zu weitläufigen Erzählungen vermeintlicher Kabalen und Verfolgungen seiner Feinde, der Buchhändler und der andern Schriftsteller (eine Krankheit der Einbildungskraft, die hier gewöhnlicher als

bei uns scheint) verleitet. Dem äußern Anblick nach scheint seine Armut in der Tat groß und beklagenswert. Er ist äußerst dürftig und ganz altmodisch gekleidet, schreibt, wie man erzählt, seine Manuskripte auf Papiere, die er auf der Straße zusammensucht und dann zu Hause trocknet u. s. w. Indes behaupten andere, daß hieran auch eine Art zynischer Verwöhnung schuld sei. Der zweite Lieblingsgegenstand seiner Gespräche sind seine philosophischen und physikalischen Systeme. Diese scheinen auf den ersten Anblick mehr zu versprechen. Wenn er einem sagt, daß die Seele aus 210 Elementen (nicht mehr und nicht weniger) bestehe, daß aber ihr, sowie aller Geister und der Gottheit ursprüngliches Element das Salz sei; daß der Tod nur eine Rückkehr in das allgemeine oder vielmehr Totalleben ist u. s. f., so erstaunt man allerdings zuerst, aber läßt man sich auf die Gründe dieser Behauptungen ein, so fällt die Verwunderung gar sehr. Wenigstens ist es mir nicht gelungen, in der Ausführung dieser Paradoxen auch nur kühne, subjektiv und psychologisch interessante Behauptungen und Wendungen zu finden. Sein ganzes physiko-philosophisches System hat er in drei Werken, jedes von vier Bänden, die indes alle noch Manuskript sind und bei seinem Mangel an Mitteln, sie drucken zu lassen, es wohl immer bleiben möchten, auseinandergesetzt. Ihre Titel heißen: „Mille et un développemens“, „Les lettres des tombeaux“, L'enclos des oiseaux.“ Sie haben alle eine dichterische Einkleidung und sind zugleich Romane. Das erstere führt seinen Titel recht eigentlich. Denn er hat jeden Morgen ein Kapitel geschrieben, und da er, wie er mir selbst sagte, oft nicht wußte, was er darin sagen sollte, so hat ihm die wiederholte Durchlesung des zunächst vorhergehenden immer einen leicht weiter zu entwickelnden Stoff gegeben. Er hält dies Werk für so wichtig, daß er mir versicherte, es müßte nicht nur auf Kosten der Regierung, sondern der Menschheit gedruckt werden. Dieser und anderer Sonder-

barkeiten ungeachtet, wäre es indes gewiß sehr dankbar, diesen wirklich seltenen Mann öfter zu sehen; nur ist das beinahe eine unmögliche Sache. In seinem Hause geht es, wie man mir allgemein sagt, seiner häuslichen Lage wegen gar nicht an. Man muß ihn also in einem Kaffeehause aufsuchen, in dem er meist täglich Schach spielt. Da findet man sich in einer engen Stube mit einer Menge von Leuten zusammen, und diese Umgebungen verleiden einem unleugbar in hohem Grade den Genuß des Gesprächs mit ihm selbst. Dies Kaffeehaus scheint übrigens ein Rendezvous noch anderer Dichter und Gelehrten, die, wenn sie Retif an Genie nicht gleichkommen, ihm wenigstens in der äußern Lebensart ähnlich sind. Er zeigte mir Komödien- und Tragödiendichter, von denen sonst niemand je gehört hat. Aber da habe ich Ihnen so viel von einem Abend erzählt, daß Schiller, wenn er dies vielleicht liest, diesen Abend mit der berühmten Stunde vergleichen wird, die einmal Woltmann mit meiner Frau zugebracht hat. Retifs „Coeur humain dévoilé“ hat auch auf mich einen außerordentlichen Eindruck gemacht. Ich zweifle, ob es sonst noch irgendwo ein Buch geben mag, in dem so vieles, so wahres und so individuelles Leben zu sehen ist. Man kann es keine Dichtung nennen, auch dem Verfasser kaum einmal Dichtungsvermögen darum zuschreiben. In der Tat scheint er dessen nicht viel zu haben, wenn man bedenkt, daß alle seine bändereichen Romane doch großenteils nur Wiederholungen von Szenen sind, welchen einige Wirklichkeit wenigstens zum Grunde liegt. Auf der andern Seite halte ich freilich auch die historische Wahrheit wenigstens nicht durchaus für streng, und möchte das Buch nicht geradezu als Selbstbiographie psychologisch brauchen. Auch geben Retifs Freunde ihm Schuld, daß er Begebenheiten erdichtet und hernach selbst steif und fest glaubt. Aber die eigentliche allgemeine innere Wahrheit, die auf der einen Seite der Natur treuer ist, als die der immer idealisierenden Kunst, auf

der andern aber reicher, mannigfaltiger und übereinstimmender mit sich selbst, als es möglich ist, die nackte historische zu geben, die ist es gerade, die ich in ihm finde. Er hat, was er schreibt, wirklich empfunden, wirklich in seinem Selbst, in seiner Einbildungskraft erfahren, es ist ihm ganz eigentlich Erfahrung und als solche eigen geworden, die äußern Gegenstände mögen auch mehr oder minder anders in der Wirklichkeit gewesen sein, als er sie darstellt. Und in dieser Art so das Leben aufzufassen, so die Charaktere hinzustellen, die Empfindungen so innig und so rührend zu schildern, als z. B. seine Anhänglichkeit an sein Schäferleben, an das kleine Tal, die wehmütige Erinnerung daran durch den Teppich in der Klosterschule geschildert ist, verrät einen Grad eigentümlichen Genies, der um so mehr überrascht, als er hier seltener gefunden wird. Und ist Ihnen nicht auch diese Verschiedenheit der Sitten von dem, was wir uns sonst als französisch denken, aufgefallen? Wo ist der Kreis geblieben, in dem diese Naivetät, diese Unschuld, dieser wirkliche Adel der Gesinnung, diese unleugbare Sentimentalität herrschte, die wir in diesen Schilderungen bewundern? Lebt er noch in diesen abgelegenen Tälern, die nur eine mäßige Entfernung von der so ganz heterogenen pariser Welt scheidet? Oder ist diese Verschiedenheit jener Zeit dem Ablauf eines halben Jahrhunderts zuzuschreiben? In der Tat fühlt man sich durch diese Schilderungen näher an Montaignes als an unsere Zeiten versetzt. Es sind weibliche Charaktere von einer Stärke und Zartheit darin, die man sonst vergebens sucht. So z. B. die Margarethe, die Entdeckung ihrer Schwangerschaft, ihre Trennung von Retif in den Ruinen der Kapelle. Und was haben Sie zu den Spielen und Volksliedern gesagt? Hat nicht das eine von dem Unglück der Stieftochter eine nordische Schwermut, wie ich sie mich in einigen lettischen Volksliedern gefunden zu haben erinnere? Wie man auch über die Wahrheit oder Fabelhaftigkeit dieses Buchs

urteilen mag, so wird der, der es nicht gelesen hat, den französischen Charakter immer mangelhaft und einseitig beurteilen.

Von hier kann ich Ihnen sonst wenig sagen, teuerer Freund. Ueber den Kunstkörper hier, wie Sie es in Ihren Propyläen nennen, ließen sich aufs höchste nur fragmentarische Nachrichten geben. Zwar haben wir, da wir mit den hiesigen Künstlern sehr bekannt sind, die angekommenen Gemälde alle gesehen; indes, da sie bis jetzt teils noch gar nicht, teils nur provisorisch aufgestellt sind, so ist es nicht möglich, jetzt schon das Ganze zu übersehen, und genau, wie viel und in welchem Zustande hier angekommen ist, zu bestimmen. Da jetzt wahrscheinlich auch Florenz seine besten Sachen wird hergeben müssen, so kommt freilich hier ungeheuer viel zusammen; nur ist es schade, daß in der großen Galerie wegen der auf beiden Seiten befindlichen Fenster eine sehr ungünstige Beleuchtung ist. Die französische und flamändische Schule wird in wenigen Tagen vollkommen geordnet zu sehen sein, und nun ist man mit der italienischen beschäftigt. Die Bildsäulen sind noch immer eingepackt; auch hieß es noch vor wenigen Wochen, daß z. B. der Apoll vor dem Herbst nicht zu sehen sein werde. Neuerlich aber hat der Minister des Innern, der ein äußerst tätiger Mann ist, die Sache ernstlich betrieben und man redet von sechs bis acht Wochen.

Ob wir ihn noch hier jetzt sehen werden, ist so wie unsere Abreise von hier noch ungewiß. Vermutlich wenden wir uns in der beinahe absoluten Unmöglichkeit, Italien zu sehen, nach Spanien und bringen den Winter in Valencia zu. Ob wir aber in 4 Wochen oder erst in einigen Monaten abgehen, müssen die Umstände entscheiden.

Mein Bruder reiste, wie Ihnen vielleicht bekannt ist, im Oktober von hier nach Marseille, um von da in die Berberei zu gehen. Die Feindseligkeiten zwischen Algier und Frank-

reich haben diesen Plan vereitelt. Er ist jetzt seit einigen Monaten in Spanien und in diesem Augenblick in Madrid. Er sucht Erlaubnis, nach Mexiko zu gehen, und denkt sich, wenn er sie erhält, in kurzem in Coruna einzuschiffen. Doch wissen Sie, wie ungewiß jetzt alle Plane sind. Er bittet mich sehr oft, sein Andenken bei Ihnen zu erneuern.

Ich lege diesem Briefe einige Szenen des Agamemnon bei. Es ist alles, was ich hier habe zustande bringen können. Sie glauben nicht, wie schwer sich so etwas hier, auf so unantikem Boden, arbeitet. Da Sie einmal dieser Arbeit eine so gütige Teilnahme geschenkt haben, so bitte ich Sie recht herzlich um Ihr leitendes Urteil über dies Stück. Ich bin selbst nicht recht damit zufrieden, und die Furcht, mehr zu verderben, hat mich mit abgehalten, ernstlicher weiter zu gehen. — Meine Frau grüßt Sie herzlich. Wie unendlich freuen wir uns der Zeit, wo wir wieder in Ihrer Nähe sein werden. Tausend Grüße an Schiller!

H.

Ich ließ diesen Brief einige Tage liegen, weil ich Hoffnung hatte, ihn mit einem Reisenden abgehen zu lassen; da dies aber fehlgeschlagen ist, muß ich ihn schon der Post anvertrauen. — Der Apoll ist leider, wie mir eben Pajou sagt, seiner Erlösung nicht so nahe als ich dachte. — Ihre Briefe, lieber Freund, seien Sie so gütig, immer hierher, aber unter Brinkmanns Adresse à Mr. de Brinkmann de la légation Suédoise à Paris rue de Grenelles nro 103 zu schicken. Ich erhalte sie so auf jeden Fall. Grüßen Sie Schiller und Meyer herzlich von uns allen und leben Sie wohl.

31.

G. 26. Mai 1799.

Ihr lehrreicher Brief, den ich vor einiger Zeit erhalten, forderte mich allenthalben zu einer Antwort auf. Ein anderer

an Schillern[1]) erinnert mich meiner Schuld und ich eile, Ihnen zu schreiben, ehe Sie sich noch weiter von uns entfernen.

Ich lobe sehr Ihren Entschluß, nach Spanien zu gehen, denn wer einmal fremde Literaturen genießen, sich von der bewohnten Welt einen Begriff machen, über Nationen, ihren Ursprung und ihre Verhältnisse denken will, der tut wohl, manche Länder zu bereisen, um sich ein Anschauen zu verschaffen, das durch keine Lektüre erregt werden kann.

Ich weiß es sehr gut an mir selbst, mit welcher unterschiednen Einsicht ich einen Italienischen Schriftsteller, oder einen Englischen lese. Der erste spricht zu mir gleichsam durch alle Sinne und gibt mir ein mehr oder weniger vollständiges Bild; der letzte bleibt immer der Gewalt der Einbildungskraft mehr ausgesetzt, und ich bin nie ganz gewiß, ob ich das Gehörige dabei denke und empfinde. So hat mir auch mein Aufenthalt zu Neapel, und meine Reise durch Sizilien eine gewiß nähere Anmutung zu dem ganzen griechischen Wesen verschafft, sowie mein Aufenthalt in Rom zu dem lateinischen. Wenigstens kommt mir vor, daß ich seit der Zeit die Alten besser einsehe.

Von Frankreich sowohl als von Spanien hoffe ich durch Sie dereinst die großen Lücken, die sich in meiner Kenntnis dieser Länder befinden, ausgefüllt zu sehen. Denn was man durch einen gleichgesinnten Freund erfährt, ist nahezu, als wenn man es selbst erfahren hätte.

Diesen Winter habe ich zwar nicht leidend, jedoch nicht zum besten zugebracht. Indessen haben wir Schillers Wallensteinischen Zyklus auf die Bühne eingeführt und dabei manche Mühe und manchen Genuß gehabt. Doch hat das eigentliche Unangenehme und Unbequeme der Vorbereitung Schiller selbst mir abgenommen. Er hat sich in Absicht auf Gesundheit und Stimmung bei dieser Tätigkeit sehr wacker gehalten und durch diesen neuen und von allen Seiten schweren Versuch gar viel gewonnen.

Man hat auch bei diesem Unternehmen gesehen, daß man eigentlich alles wagen kann, sobald man mit Genie, Geist und Ueberlegung wirkt. Das erste Stück, Wallensteins Lager, hat die Menschen nicht allein sogleich mit dem Reim ausgesöhnt, sondern sogar dessen Bedürfnis erweckt und durch seine Lebhaftigkeit eine gute Sensation gemacht. Das zweite, die Piccolomini, hat den Beifall aller erhalten, welche es ganz hören konnten, oder mochten, diejenigen aber, denen es entweder an dem Grade der nötigen Aufmerksamkeit gebrach, oder die durch äußere Umstände teilweise zerstreut und gehindert waren, oder wer sonst etwa nicht den besten Willen hatte, beschwerte sich über die Länge und den Mangel an Handlung; alle aber mußten der einzelnen Ausführung und dem reichen Gehalte des Stücks Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Wallenstein zuletzt hat alle Stimmen vereinigt, indem er aus den vorbereitenden Kelchblättern wie eine Wunderblume unversehens hervorstieg und alle Erwartungen übertraf. Ich freue mich in Ihre Seele zum voraus auf die Stunden, in denen auch Sie dieses Genusses teilhaftig werden.

Ihre Arbeit über meinen Herrmann und Dorothea, für die ich Ihnen nochmals danke, habe ich nun in schönem Drucke vor mir und nehme die einzelnen Kapitel nach und nach wieder vor. Inwie fern ich davon profitiere und in meinen Arbeiten vorschreite, sollen Sie selbst beurteilen, wenn Sie dereinst zurückkommen und eine größere epische Arbeit, wo nicht vollendet, doch im Gange finden, von der ich gegenwärtig nicht einmal den Stoff anzuzeigen wage, damit nicht Ihre freundschaftliche Sorge rege werde: ob ich mir nicht etwa gar Ikarische Flügel zubereite.

Gar erfreulich ist es mir, daß wir uns bisher auch durch die Propyläen mit Ihnen unterhalten konnten.

Es ist freilich gewissermaßen eine traurige Arbeit, da wir sonst Hoffnung hatten, diese Stoffe, von denen meist die

Rede ist, in Gegenwart der Kunstwerke selbst auszuführen, und dadurch der Behandlung noch mehr Leben, Wahrheit und innern Zusammenhang zu geben. Doch was uns an Objekt abgehen mag, gewinnen wir reichlich durch Schillers Mitarbeit. Wir drei[2]) haben uns nun so zusammen und ineinander gesprochen, daß bei den verschiedensten Richtungen unserer Naturen keine Diskrepanz mehr möglich ist, sondern eine gemeinschaftliche Arbeit nur um desto mannigfaltiger werden kann. Wir haben seit einiger Zeit angefangen, Plane und Entwürfe zusammen zu machen, welches den großen Vorteil gewährt, daß nicht etwa bei einem vollendeten Werk Erinnerungen vorkommen, die man entweder nur mit beschwerlichen Abänderungen nutzen kann, oder die man wohl gar wider seinen Willen ungenutzt liegen lassen muß. Wenn das vierte Stück der Propyläen Sie noch in Paris antrifft, so wird eine Art von kleinem Roman in Briefen, unter dem Titel der Sammler und die Seinigen,[3]) der auf diese Weise entstanden ist, Ihnen gewiß einiges Vergnügen machen, um so mehr, da Sie die Individuen kennen, von denen sich dieses wunderliche Werkchen herschreibt.

Es ist nun auch eine Abhandlung auf dem Wege, über den Dilettantismus[4]) in allen Künsten, versteht sich den praktischen. Es soll darin dargestellt werden sein Nutzen und Schaden fürs Subjekt sowohl als für die Kunst und für das Allgemeine der Gesellschaft. Die Geschichte desselben, sowohl in Deutschland als im Ausland, wollen wir nicht übergehen. Sie sehen wohl, daß dieses auch nur eine Skizze werden kann, die Sie dereinst mit auszuführen eingeladen sind. Haben Sie doch die Güte, mir etwas von dem praktischen Dilettantismus in Spanien, von welcher Kunst es auch sei, zu melden. Vielleicht schreiben Sie mir bald etwas über die Franzosen und wohin sich bei diesen die Neigung und Tätigkeit der Liebhaber richtet.

Ueberhaupt war ich schon in Versuchung, von einigen



Stellen Ihrer Briefe in den Propyläen Gebrauch zu machen, sowohl derer an mich, als an Schillern; indem so manche Uebersicht und Schilderung sich darin befindet, die man dem größern Zirkel mitteilen möchte.

Ihre Nachricht von Retif hat mir ganz besonderes, sowie auch unserm engern Kreise Vergnügen gemacht. Vielleicht haben Sie künftig die Güte, die Stellen, von denen es Ihnen nicht unangenehm wäre, wenn man sie abdrucken ließe, vorn herunter mit einem Strich zu bezeichnen.

Haben Sie wohl schon von einer Ausgabe vernommen, die von Wolfs Homer[5]) veranstaltet wird? La Garde in Berlin ist Verleger. Der Text soll in Kupfer gestochen werden, dazu will man bildliche Vorstellungen, sowohl in großen Platten, als in einzelnen Vignetten hinzufügen. Das Unternehmen ist sehr groß und wir werden wahrscheinlich einigen Einfluß darauf haben, indem Prof. Meyern schon deshalb ein Antrag geschehen ist, und ich auf eine bestimmtere Anfrage, einen Brief von Prof. Wolf erwarte.

Bei dieser Gelegenheit wird die Lehre von den zu behandelnden Gegenständen wieder stark zur Sprache kommen, wobei man, wie Sie recht wohl bemerken, von dem strengen Grundsatz des Selbstaussprechens zwar ausgehen, aber nicht streng dabei verharren darf. Es würden wenig ganz reine und vollkommene Darstellungen möglich sein, auch wird man nicht einmal einen vollständigen Zyklus schließen können, sondern man wird, in mancherlei Rücksichten, sich hin und her bewegen müssen. Dabei wird die Regel, die Sie in Ihrem Briefe festsetzen, sehr leitend und dirigierend sein, daß nämlich wenigstens die physische Handlung vollkommen klar werde, und diese auch schon sinnlich und moralisch bedeutend, nicht weniger angenehm sei, daß man aber den eigentlichen Beweggrund und die nähere Bestimmung aus dem Gedicht zu erfahren habe.

Ich mache daher einen dreifachen Unterschied von zulässigen Bildern in diesem Falle: 1. ganz selbständige Bilder, 2. Bilder, die Teile eines selbständigen Zyklus ausmachen (von diesen beiden könnte man sagen, sie werden a u s dem Gedicht genommen), 3. Bilder z u dem Gedicht. Diese haben das Recht nur insofern selbständig zu sein, daß sie gut aussehen, die Neugierde reizen, und, sobald man von dem Gegenstand unterrichtet ist, vollkommen befriedigen.

Wir werden uns freilich in acht nehmen, uns in so ein schwieriges und von mancher Seite beschwerliches und gefährliches Unternehmen einzulassen; ohne über den Sinn und Plan sowohl mit Prof. Wolf als mit dem Verleger vollkommen einig zu sein. Ist Ihnen oder Ihrer lieben Frauen etwas erinnerlich von Vorstellungen aus dem Homer, die Sie irgendwo gesehen und die eine gute Wirkung getan, so lassen Sie mich doch etwas davon erfahren.

P r i m a t i c c i o hat in Fontainebleau die Odyssee gemalt; wahrscheinlich sind diese Bilder gestochen worden. Könnten Sie ein Exemplar davon irgend finden, so würden Sie mir ein besonderes Vergnügen machen, wenn Sie mir es bald zuschickten. Und nun noch eine Anfrage! Wüßten Sie wohl einen Weg, wie man den Maler D a v i d und einem andern, der, wenn ich nicht irre, R e n a u d heißt, beikommen könnte? um in der Folge, wenn die Sache im Gange ist, etwa auch eine Zeichnung von jedem zu erhalten. Sind die Preise sehr hoch, die sie auf ihre Arbeiten setzen, und könnten Sie mir etwa, werter Freund, jemanden in Paris verschaffen, der zu so einer Konnexion und Negotiation geneigt und geschickt wäre?

Nun habe ich noch zweierlei Gesuch für die Zukunft:

Wenn Sie Frankreich durchreisen, so bemerken Sie doch: ob Sie von den geplünderten Schätzen aus Italien irgend etwas auf ihrem Wege antreffen, es sei von welcher Art Kunstwerke es wolle, und notieren Sie das einzelne; weil



es immer sehr interessant ist, wenigstens einem Teil des Verlorenen wieder auf die Spur zu kommen.

Dann wünschte ich, Sie oder Ihre liebe Frau machten es sich zum Geschäft, alles was Sie in Spanien antreffen, recht genau zu bemerken, es seien nun alte oder moderne Arbeiten, damit wir erführen, was sich daselbst zusammen befindet, und welche Gestalt der Spanische Kunstkörper eigentlich habe. Es würde ein schöner Beitrag für die Propyläen sein.

Wenn Sie mir künftig schreiben, so haben Sie doch immer die Güte, mir etwas von Ihrem Herrn Bruder zu melden, dem ich die glücklichste Reise wünsche und dem ich mich gelegentlich bestens zu empfehlen bitte. Bei seinem Genie, seinem Talent, seiner Tätigkeit ist der Vorteil seiner Reise für die Wissenschaften ganz inkalkulabel, ja man kann behaupten, daß er über die Schätze, deren Gewinst ihm bevorsteht, künftig dereinst selbst erstaunen wird. Wäre es möglich, von Zeit zu Zeit etwas von seinen Entdeckungen zu erfahren, so würde es uns sehr erfreuen und fördern und unsere Hoffnung nähren, seine Rückkunft dereinst zu erleben.

Finden Sie in Spanien etwa eine kleine Smaragdstufe, die dort so gar selten nicht sind (es ist schöner weißer Kalkspat, auf welchem die kleinern oder größern sechsseitigen Säulenkrystalle aufsitzen), so würden Sie mir eine Gefälligkeit erzeigen, wenn Sie mir eine mitbrächten. Ein paar Louisd'or möchte ich wohl allenfalls dafür anwenden. Weder die Stufe noch die Krystalle brauchen groß zu sein, wenn sie nur deutlich und besonders an ihren Zuspitzungsflächen wohl erhalten sind.

Da Sie, bei Gelegenheit des Kotzebueschen Stücks, etwas über das Drama äußern, so fällt mir ein, was wir neulich bei Durchlesung der Euripidischen Stücke zu bemerken glaubten: daß sich nämlich zu der Zeit dieses Autors der Geschmack schon offenbar nach dem, was wir Drama nennen, hinneigte.

Die Alkeste ist auffallend von dieser Art, sowie der Jon, die Helena und mehrere. Nur wird dort durch ein Wunder das Unauflösliche gleichsam beiseite gebracht; bei uns muß die Rührung statt des Wunders eintreten. Wenn Euripides das Sujet von Menschenhaß und Reue behandelt hätte, so wäre zuletzt Minerva hervorgetreten und hätte dem alten Hahnrei auf eine vernünftige Weise zugesprochen, und so hätte er sich denn wahrscheinlich in sein Schicksal ergeben.

Für die Mitteilung des Stücks vom Agamemnon danke ich recht sehr, es ist sehr löblich, daß Sie in der großen Zerstreuung eines auswärtigen Lebens nur daran festhalten, wo doch der Grundpfeiler aller ästhetischen Bemühungen steht.

Für heute muß ich schließen, damit der Brief fortkomme, denn ich gehe morgen früh nach Weimar ab, und wenn ich ihn mitnehme, so bin ich nicht sicher, daß er nicht noch eine Woche liegen bleibt. Leben Sie recht wohl und reisen Sie glücklich. Schiller ist auch im Begriff, an Sie zu schreiben.

Lassen Sie sich doch, ich wiederhole es, auf Ihrer Reise nichts entgehen, was auf Kunst Bezug hat, schreiben Sie mir es bald und geben mir die Erlaubnis, in den Propyläen davon Gebrauch zu machen.

Grüßen Sie Ihre liebe Frau, und ehe Sie Frankreich verlassen, so schreiben Sie mir nur ein Wort, damit wir Sie im Geiste aufsuchen können.

Jena, am 26. Mai 1799.

32.

W. Paris, den 18. August 1799.

Herr von Buch[1]), der Ihnen vielleicht, liebster Freund, aus einigen mineralogischen Schriften bekannt ist, reist morgen nach Deutschland zurück und fragt mich, ob ich ihm nichts mitzugeben habe. Ich eile, diese Gelegenheit zu benutzen,

um Ihnen auf einen Auftrag zu antworten, den Sie mir in Ihrem letzten Briefe gaben und eine Zeichnung beizulegen, die auf diesen Auftrag Bezug hat. Sie wünschten neulich zu wissen, ob wohl David oder Regnault sich damit abgeben würden, Zeichnungen zu dem Wolfschen Homer zu machen? wie teuer diese Zeichnungen werden würden? und an wen Sie sich wegen der Negotiation wenden könnten?

Ich habe geglaubt, Ihnen einen Gefallen zu erzeigen, wenn ich diese Erkundigungen selbst unmittelbar einzöge; ich habe sie vielleicht bestimmter eingezogen, als es Ihre Absicht war; ich hoffe indeß, daß Sie mein Verfahren nicht mißbilligen, da es Sie in keine andere Verlegenheit, als in die einer Antwort setzen kann.

An Regnault[2]) habe ich mich gar nicht gewandt. Aus Ihrem Briefe sehe ich, daß Sie ihn nur wenig kennen, und mir, gestehe ich, haben seine Arbeiten nicht gefallen. Weder dem Revolutionsgemälde, was in Versailles hängt und ja wohl in Meyer[3]) beschrieben ist, noch einen neuen Herkules, der die Euridice zurückbringt, habe ich Geschmack abgewinnen können. Ob Sie seinen in Kupfer gestochenen Chiron und Achill mehr lieben, als ich, weiß ich nicht. Aber sollte es auch sein, so bin ich mit Regnault so gut als gar nicht bekannt.

Dagegen habe ich mit Gérard[4]) und David[5]) gesprochen. Ich weiß nicht, ob Sie Gérard kennen. Allein nicht bloß meinem, sondern meiner Frau und aller der Kunstverständigen und Kunstliebhaber, die uns hier umgeben, Urteile nach, ist er nach David jetzt hier der genievollste Maler, er übertrifft David selbst, wie ich gewiß glaube, in sanften, lieblichen und gefälligen Gegenständen und hat wahrhafte Liebe für die Kunst, so daß er gewiß keine schlechte Arbeit macht. Von Gemälden kenne ich, außer einigen wunderschönen Porträts, nur Amor und Psyche, das auf der vorigjährigen Ausstellung mit ausgestellt war und jetzt durch Godefroy gestochen wird.

Es ist ein sehr schönes Stück, hat einen wunderlieblichen seelenvollen Ausdruck und stand unter allem, was ich hier außer Davids Sachen gesehen habe, ganz allein und einzig da. Sie finden unstreitig im Mercur des vorigen Jahres, wo, soviel ich mich erinnere, die Ausstellung beschrieben war, einige nähere Nachricht davon. Ein anderes Bild von ihm ist ein Belisar, der von seinem Knaben geführt wird. Man lobt es sehr, ich sah es aber nicht. Gérard ist in der Gewohnheit, Zeichnungen für den Stich zu machen. Etwa die Hälfte der Zeichnungen zu den Kupfern der großen Prachtausgabe des Virgil von Didot ist von ihm, und ich wünschte nur, Sie hätten diese Ausgabe in Weimar, um selbst zu urteilen. Ich wollte zwei oder drei Kupfer einzeln bei Didot[6]) kaufen, und Ihnen beilegen; aber er will sie nicht vereinzelnen. Außerdem hat er Zeichnungen zum Racine usw. und neuerlich zu einer Uebersetzung eines der griechischen Romane gemacht. Von den letztern kam mir neulich eine zu Händen und einer meiner Freunde, Herr Gropius aus Berlin, ein Kupferstecher, der jetzt bei meinen Kindern ist und mich nach Spanien begleiten wird, hat sie schnell durchgezeichnet. Ich lege sie Ihnen bei; es ist Daphnis, wie er am Hochzeitsabende Chloe zu Bett führt, und die Schönheit und Lieblichkeit der Komposition wird auch Ihnen gewiß Freude machen. So viel über den Mann, der mir für Ihre Absicht am tauglichsten schien. Ich vergaß, Ihnen zu sagen, daß er ein Schüler Davids ist und mir also zugleich zu diesem, ob ich gleich ihn vorher schon selbst kannte, Zugang verschaffte.

Ich sprach also mit Gérard über Ihren Plan und er war sogleich nicht abgeneigt, teil daran zu nehmen. Nur wollte er anfangs die Zeichnungen nicht selbst ausführen, sondern nur entwerfen und dann ausführen lassen. Wie ich ihm aber dagegen Vorstellung machte, so versprach er, wenn er nicht mehr als 8—10 zu machen hätte, diese ganz selbst zu beendigen.

Mit David haben er und ich gleichfalls geredet. Allein da ist es nun freilich schlimm, daß David blos die Skizzen machen, die Ausführung aber seinen Schülern und Freunden überlassen will. Wie glücklich David in Zeichnungen dieser Art ist, kann ich überhaupt nicht sagen. Ich habe nie welche gesehen. Im Didotschen Virgil ist zwar eine mit seinem Namen, sie ist aber gleichfalls von Gérard. In Rücksicht der Wahl dieser Sujets würden sie sich einige Leitung, wenigstens Vorschlag gern gefallen lassen. Wenigstens sagte mir dies Gérard von sich, und ich zweifle nicht, daß David auch damit zufrieden sein würde.

Da ich so weit war, erkundigte ich mich nach dem Preis und da ist neulich Gérard zu mir gekommen und hat mir folgende Antwort gebracht. David und er wollten sie gemeinschaftlich übernehmen, und es hinge von dem Verleger ab, wie viel Stücke er bestellen wolle. Sie würden sich selbst auf alle z. B. zu den 48 Gesängen und 2 Titelkupfern auf 50 einlassen. Aber der Preis, den David für das Stück bestimme, sei 1000 Livres (etwas über 40 französische Louisdor.) Sie sehen, daß es nicht wenig ist.

Ich sagte darauf Gérard, daß nach Davids Aeußerung, nicht selbst die Zeichnungnen vollenden zu wollen und bei diesem Preise man vielleicht vorziehen würde, nicht von David und nur von ihm Zeichnungen zu erhalten; und er sagte mir hierauf, daß er dazu nicht abgeneigt sei, daß er aber David als seinen Lehrer und Freund sehr schonen wolle und also bitten müßte, wenn man Davids Forderung zu groß fände, die ganze Sache zuerst unter irgend einem Vorwand z. B. wegen des zu großen Aufwandes abzuschreiben. Wollte man sich nachher um einzelne Zeichnungen an ihn wenden, so wolle er sie, und zwar allein, das Stück für 20 französische Louisdor machen. Nur könne er sich dann nur auf 8—10 einlassen und müsse sich gehörige Zeit ausbedingen.

Nach diesen vorläufigen Verabredungen müßte ich Sie, teuerer Freund, nun bitten:

1. In dem Fall, daß die Sache überhaupt in weitem Felde stünde, Sie sich aber doch vorbehalten wollten, einen dieser Vorschläge anzunehmen, hierher zu antworten, daß das Unternehmen noch jetzt nicht unmittelbar gemacht werden könnte und Sie, wenn es weiter vorgerückt wäre, nähere Nachricht davon erteilen wollten.

2. In dem Fall, daß man gleich entschlossen wäre, sich mit David nicht einzulassen, uns zu antworten, daß man bedauere, nicht eine solche Summe an die bloßen Zeichnungen wenden zu können.

3. In dem Fall, daß man nachher doch noch Gérard dazu benutzen wollte, einige Zeit nachher diesem noch einmal zu schreiben und ihm Zahl und Art der Zeichnungen nebst der Zeit der Ablieferung zu bestimmen.

Ich habe nicht umhin gekonnt, zu sagen, daß Sie an der Unternehmung Interesse nähmen. Auf einen bloßen Buchhändlervorschlag hätten sie sich nicht eingelassen und wenigstens konnte nur die Achtung für Ihren Namen ihnen ein Sporn bei der Arbeit sein. Daher würden Sie mir auch einen Gefallen erzeigen, wenn Sie in Ihrem Namen Gérard antworten und ihm etwas Angenehmes über das, was Sie von seiner Arbeit gesehen oder gehört hätten, sagen wollten. Er ist sehr freundschaftlich gegen mich, und könnte Ihnen selbst vielleicht, wenn Sie einmal ja hierher kämen, nützlich sein. Besonders aber muß ich Sie bitten, im Fall man etwas von Gérard, nicht aber von David wünschte, das erstere in der abschlägigen Antwort nicht merken zu lassen. Gérard ist von einer bis zur Aengstlichkeit gehenden Delikatesse. Seine Adresse ist: Au Citoyen Gérard à Paris au Louvre. — Gérard hat mir zu verstehen gegeben, daß David mit sich auch vielleicht handeln ließe. Vielleicht könnten Sie also, wenn man seine Arbeit wünschte, auch sagen, man könne nicht

mehr als so oder so viel an ein Stück wenden, oder ihn wegen des Preises an den Verleger verweisen.

Ist Ihnen das eigene Schreiben zu weitläufig, so antworten Sie nur mir und ich will dann Gérard schreiben. Es kommt ja hier auf einige Wochen nicht an.

So viel von diesem Geschäft, das mir am Herzen liegt, weil es Sie, unsern guten Meyer, Wolf, dem ich trotz seines Stillschweigens nicht aufhören kann, gut zu sein, und unsern alten ehrwürdigen Freund Homer betrifft. Ich glaube, daß wenn man etwas Vorzügliches machen will, man in dieser Rücksicht sich jetzt hierher wenden muß. David ist doch, soviel ich urteilen kann, jetzt der erste Maler und Componist. Gérard gefällt Ihnen gewiß auch, ob ich gleich noch hinzusetzen muß, daß ich ihn für Heldensujets weniger gut halte, als für kleine und liebliche. Die Kupfer zur Aeneide sind mir viel weniger lieb, als die zu den Eklogen und den Georgicis. Selbst Fügers[7]) Zeichnungen zum Klopstock entsprechen meiner Idee nicht. — Doch ist das freilich mein Urteil, für das ich nicht einstehen will. Prüfen Sie selbst.

Von allem, was dieser Brief über Gérard enthält, bitte ich Sie, keinen öffentlichen Gebrauch zu machen, und die Zeichnung ja nicht aus den Händen zu geben. Sie ist heimlich gemacht, und ich muß Sie auch bitten, ihrer nicht zu erwähnen, wenn Sie ja Gérard selbst schreiben sollten.

Ich schließe hier. Sie bekommen in wenigen Tagen einen weitläufigen Brief von mir, den ich nur nicht Zeit hatte, zu Buchs Abreise fertig zu machen. Grüßen Sie Schiller und Meyer tausendmal!

Unsere Reise hat sich durch Krankheit eines unserer Kinder verzögert. Jetzt beunruhigen uns die Unruhen in Languedoc. Gott weiß, wie es noch wird. Man braucht jetzt wirklich zur Reise außer Lust, Gesundheit, Geld — noch Mut, so schändlich sieht es in Europa aus. — Sollte Herr

von Buch ja nach Weimar kommen, so nehmen Sie ihn mit Güte auf. Er ist mein und Alexanders Freund.

Schreiben Sie mir unter der Adresse: A Mr. de H. à Paris rue neuve George nr. 3 chez le Cit. Fould. Auf diese Weise erhalte ich den Brief, wenn ich auch nicht mehr hier bin, nachgeschickt.

33.

W. Paris, 18. August 1799.

Es geht mir unendlich fatal, teurer Freund; ich sitze noch immer hier und doch wahrlich ohne meine Schuld. Im Frühjahr, ehe sich die politischen Angelegenheiten so sehr verwickelten, zögerte ich, weil ich Hoffnung hatte, einen Reisegesellschafter zu bekommen, dessen Begleitung mir sehr angenehm gewesen wäre; aber als ich merkte, daß es Zeit sei zu reisen, ehe das Reisen unmöglich würde, wollte ich gehen, und da wurde mir mein kleinster Junge krank und hielt mich vier Wochen lang auf. Jetzt war wieder alles zur unmittelbaren Abreise fertig, und nun sind Unruhen in Bordeaux und den umliegenden Departements ausgebrochen, die mich wieder wenigstens einige Tage zu warten zwingen, um zu sehen, welche Wendung dies nimmt, und glücklich genug, wenn ich nicht genötigt werde, meinen Plan ganz umzuändern oder aufzugeben. Aber ich verlasse diesen unangenehmen Gegenstand und beantworte blos Ihren gütigen und freundschaftlichen Brief.

Es freut mich unendlich, daß Sie sich so ernstlich mit Ihren Propyläen beschäftigen. Leider ist hierher noch nicht mehr als das zweite Stück gekommen und mehr habe ich also auch nicht gesehen. Wie wohl Schillern und Ihnen das gemeinschaftliche Arbeiten tun muß, begreife ich vollkommen. Mit herzlicher Freude werde auch ich Ihnen von meiner

Reise einen oder den andern Beitrag liefern, und vielleicht hätte ich es schon von hier aus gekonnt, wenn Sie mir eher davon geschrieben hätten. Doch ist freilich hier keine reiche Ernte zu erwarten, da teils das, was schon ehemals hier war, teils das Neuangekommene sehr bekannt ist. Von Spanien, wenn wir nämlich Spanien noch sehen, verspricht Ihnen meine Frau eine ausführliche Beschreibung aller irgend merkwürdigen Gemälde, vorzüglich derer aus den mittäglichen weniger bekannten Provinzen. Kennen Sie Palominos Leben spanischer Maler[1]) und gibt es eine deutsche Uebersetzung davon? Ich wünsche es wohl zu wissen, da ich im Sinn hatte, in der Beschreibung meiner spanischen Reise (denn nur diese werde ich wohl eigentlich beschreiben können), ausführliche Nachrichten über die Kunst in Spanien zu geben, und ich in dem Grade ausführlicher sein würde, als ich den Gegenstand für unbekannter annehmen könnte.

Ich habe, da mein pariser Aufenthalt nunmehr doch auf alle Fälle sich seinem Ende nähert, noch eins und das andere bisher Versäumte nachzuholen gesucht, und da bin ich zum Teil auf interessante Dinge gestoßen. Unter diesen muß ich Ihnen doch die Gipsabdrücke von den Basreliefs des Tempels der Minerva und des Thesus nennen, die auf Choiseul Gouffiers[2]) Veranstaltung in Athen abgeformt sind, hernach durch Fauvel, der sich noch in Athen aufhält und eine Griechin dort geheiratet hat, während der Revolution nach Frankreich geschickt worden sind, eine lange Zeit in Marseille gelegen haben, endlich aber hier angekommen und restauriert worden sind. Sie stehen jetzt in einem der Säle des Louvre und werden dem Publikum noch nicht gezeigt. Wie sie jetzt zu sehen sind, ist es noch nicht möglich, die Art und die Ordnung der Vorstellungen deutlich zu übersehen; man muß sich jetzt begnügen, die Arbeit der einzelnen zu bewundern. Aber ich verspreche Ihnen eine ausführliche Nachricht davon, selbst wenn ich auch nicht mehr hier wäre, wenn sie geordnet und

gehörig aufgestellt sein werden. Ich habe nämlich neulich erfahren, daß auf dem hiesigen Kupferstichkabinet Originalzeichnungen der Basreliefs der Propyläen sind, welche ein französischer Gesandter Nointelle hat besorgen lassen.

Diese Zeichnungen enthalten mehr als Steward, weil seit der Zeit, da sie angefertigt sind, das Gebäude durch eine Bombe beschädigt worden ist, und Steward erst nachher Athen besuchte. Ein junger Architekt Catel[3] (ein Bruder des Zeichners dieses Namens) aus Berlin, ein Mensch von vielen Fähigkeiten und Geschmack, dem ich dies angezeigt, ist jetzt beschäftigt diese Zeichnungen mit dem Steward zu vergleichen, und wird Ihnen, wenn Sie es erlauben, einen ausführlichen Aufsatz über die Unterschiede zwischen beiden zuschicken. Ich werde ihn bitten, alsdann zugleich nähere Nachrichten über die Basreliefs hinzuzufügen. So viel kann ich Ihnen vorläufig sagen, daß die Zeichnungen auch in antiquarischer Rücksicht merkwürdig sind, und im Kostüme und in den musikalischen Instrumenten neue und mir sonst nie vorgekommene Dinge enthalten. Bis Sie diesen Aufsatz erhalten, bitte ich Sie, dieser Sache noch nicht öffentlich zu erwähnen. Die Basreliefs sind unendlich schön. Auf den ersten Anblick haben sie etwas in neueren Werken Ungewöhnliches, eine gewisse Trockenheit, die einem auffällt. Aber betrachtet man sie genauer, so ist ein Charakter, ein Feuer, ein Leben darin, wie man in unsern Werken vergebens sucht. Da es die Vorstellung der Panathenäen zu sein scheint, so sind mehrere Reiter und Pferde, und die Pferde vorzüglich sind ausnehmend schön, obgleich z. B. die Mähne so wunderbar gemacht ist, daß sie fast einem Hahnenkamme gleicht, und die meisten nur wie auf einem Fuße stehen. Am merkwürdigsten und schönsten sind die Gewänder, doch überlasse ich es Catel, Ihnen dies auseinanderzusetzen. Ich bin zu sehr Laie in dem Technischen der Kunst, um darüber mitzureden.

Es ist mir oft ärgerlich, daß ich mir über Malerei und

Bildhauerei doch kein anderes Urteil als höchstens über die Idee und den Ausdruck anmaßen darf, daß mein Auge und meine Hand ganz ungeübt sind, und mir selbst dann, wenn ich richtig fühle, die Sicherheit fehlen muß, es auszusprechen. Niemand kann so gut, als ich, empfinden, daß es ein mächtiger Unterschied ist, ästhetisch und technisch gebildet zu sein. Ich bin schlechterdings aufs höchste das erste, und überhaupt hat mein Geist immer mehr Hang nach den Punkten hin, wo mehrere Kenntnisse sich verbinden, als wo sie sich schneidend trennen. Denn ebenso bin ich auch tauglicher zur Philosophie, als zur Metaphysik. Ich glaube diesen Mangel zum Teil in der Art meiner Erziehung gegründet zu finden und man sollte junge Leute davor hüten. Es ist vor allen Dingen nötig, irgend etwas rein und entschieden zu sein. — Aber ich breche diese Abschweifung ab. Ich machte sie eigentlich nur, um Sie daran zu erinnern, worauf Sie Ihre Hoffnungen von Beiträgen von mir zu Ihrem Unternehmen einschränken müssen. Wäre ich früher auf den Einfall gekommen, daß Ihnen ein paar Blätter über hiesige Kunstsachen interessant sein könnten, so hätte ich Ihnen einen Aufsatz schicken können, der jetzt schwerlich noch fertig werden wird. Ich war nämlich vor einem Jahr das hiesige National-Museum, das fast nur Büsten und Statuen berühmter Franzosen enthält, durchgegangen und hatte genau auf die Mannichfältigkeit der Physiognomien Acht gegeben. Ich hatte damit Nachsuchungen auf dem an Porträts sehr reichen Kupferstichkabinet verbunden, und seit Ihrem letzten Briefe habe ich meine damals beiseite gelegten Beobachtungen vorgenommen und geordnet. Ich habe mir zum Gesichtspunkt genommen, dem Künstler zur Behandlung der Physiognomien in historischen Stücken einige leitende Ideen zu geben, und besonders gezeigt, welche Veränderungen die Gesichtsbildung der französischen Nation in den verschiedenen Jahrhunderten durchgegangen ist. Es ist dies ein eigener und feiner Gegenstand,

in den sich leicht, wenn man nicht sehr genau auf sich Acht gibt, etwas Grillenhaftes einmischen kann. Ich habe es daher auch nicht gewagt, die Arbeit hintereinander fort zu beendigen, und bin nur bis auf Ludwig XIII. bis jetzt gekommen. Sollte ich es noch endigen, so werde ich einen jungen deutschen Bildhauer Tieck[4]), hier bewegen, über das eigentlich Technische dieser Monumente etwas hinzuzufügen, und Ihnen dann das Ganze, das dann leicht ein paar Bogen betragen kann, zuschicken[5]). . . . .

26. August.

Mein Brief war durch Zufälle, mein Lieber, bis heute liegen geblieben, und ich eile jetzt, nur noch einiges hinzuzufügen, das mir bei nochmaliger Durchlesung Ihres Briefes einfällt. — Sie erwähnen des Wallensteins. Wie unendlich verlangt es mich diesen endlich zu sehen. Wiederholen Sie doch Schillern in meinem Namen meine Bitte, ihn mir, sobald es nur immer möglich ist, zu schicken. Es ist sehr hart, zu entbehren, was andere schon ein halbes Jahr lang genießen. Vor wenigen Tagen erst ist hier eine neue Uebersetzung aller Schillerschen Stücke, außer den Räubern, durch einen La Martellière[6]) erschienen. Ihnen hat der Uebersetzer den Abällino (!) beigefügt. Nach dem Titel sollte man glauben, er hielte auch ihn für ein Schillersches Produkt. Allein bei der Uebersetzung selbst ist der wahre Verfasser angegeben. Das Ganze macht zwei Teile aus und heißt: Le théâtre de Schiller. Wie gut die Uebersetzung ist, kann ich nicht beurteilen, da ich sie blos gesehen habe. Schwerlich aber glaube ich, daß die des Don Carlos so gut sei, als der bekannte Adrien Lezay[7]) eine von diesem Stück, die ich bei Frau von Staël im Manuskript gesehen, gemacht hat. Vermutlich wird diese letztere nun aber nicht erscheinen. In der Vorrede lobt La Martellière Schillern außerordentlich und besser, als man es von Franzosen erwarten sollte. Wo er es aber hergenommen haben mag, daß Schiller (den er hier sehr

pathetisch widerlegt) habe drucken lassen, que sa pièce des brigands soit détestable, weiß ich nicht. Er zeigt zugleich an, daß er eine Umarbeitung des Fiesko in Versen für die hiesige Bühne fertig liegen habe.

Ueber Ihren Auftrag an David, wegen der Kupfer zum La Gardeschen Homer habe ich Ihnen einen eigenen Brief geschrieben, den ich einem Reisenden mitgegeben und der Ihnen unstreitig früher als dieser zu Händen kommt. — Primaticcios Gemälde in Fontainebleau sind gestochen und befinden sich auf dem hiesigen Kupferkabinet. Der Stich ist von van Tulden, aber, wie man mir versichert, schlecht und manierirt. Im Handel habe ich kein Exemplar auftreiben können. Ob übrigens die Originale noch in Fontainebleau vorhanden sind, ist zweifelhaft. Einige leugnen es. Ich selbst kam nicht dorthin.

Von Gérard, über den ich Ihnen in jenem Briefe ausführlich geschrieben, habe ich nunmehr den Belisar gesehen, dessen ich neulich erwähnte. Es ist ein überaus schönes Bild. Belisars Knabe ist von einer Schlange im Fuß verwundet. Der blinde Alte hat ihn auf seinen Arm genommen, und sucht nun mit Hilfe seines Stockes ihn und sich selbst zu retten. Man sieht ihn also, den eben sterbenden Knaben, dessen Kopf auf seine Schulter gelehnt ist, im Arm, dastehen, oder vielmehr, wie er eben im Begriff ist, weiter zu gehen. Er befindet sich am Abhange eines steilen Ufers eines Sees, und also in augenscheinlicher Gefahr herunterzustürzen. Er sichert und sucht seine Schritte mit seinem Stocke und diese Unsicherheit des Trittes ist sehr gut ausgedrückt. Jenseits des Sees liegt ein friedliches Dorf und hinter diesem geht die Sonne unter, deren letzte Strahlen die beiden Figuren prächtig bescheinen. Der vereinte Ausdruck des Schmerzes, der Hülflosigkeit und des innern Mutes und der Seelengröße ist in Belisars Gesicht vortrefflich gehalten und gemäßigt. So tief rührend das Ganze ist, so sehr behält es

doch Würde und Grazie. Es ist nirgends ein Kontrast gesucht und nicht ein Schatten von Manier in dem ganzen Bilde. Vielmehr hat es eine Harmonie und Ruhe' die ich mich kaum in irgendeinem andern modernen Bilde gefunden zu haben erinnere. Zu bewundern ist es noch, daß dies das erste Bild war, das der noch jetzt sehr junge Gérard öffentlich ausstellte. Einen wunderbaren Einfall hat er zur Erklärung des Vorgangs angewandt. Um den Fuß des Knaben, wo ihn die Schlange gebissen hat, ist diese noch umgewickelt. Dies frappirt, weil es in der Natur kaum denkbar ist, aber ich kann nicht sagen, daß es stört. — Mag es indeß theoretisch erlaubt sein, einen solchen Umstand, gleichsam als zur Ueberschrift dienende Hieroglyphe anzubringen? Die Figuren sind große Lebensgröße. Das Bild gehört dem B. Meyer, der vor einigen Jahren hier holländischer Gesandter war, und hängt noch jetzt im Hause der holländischen Gesandtschaft.

Sie fragen mich, ob von den Schätzen Italiens im Innern Frankreichs etwas anzutreffen sei? — Einiges wohl, aber für einen Reisenden bleibt es, wenn er sich nicht länger aufhält, wohl versteckt. Was nämlich da ist, ist von Privatleuten in Italien akquiriert und also jetzt zerstreut. So z. B. (doch bleibt dies unter uns), weiß ich, daß einige schöne Gemälde von dorther in Nancy sind, die der General St. Cyr (der ehemals Maler war) dort für sich hingeschickt hat. Vermutlich gibt es so mehreres. Doch weiß ich historisch nur dies einzige Beispiel.

Alexander ist, wie Sie jetzt gewiß schon wissen, den 5. Juni von Coruña auf einem spanischen Schiffe unter Segel gegangen. Er reist zuerst nach der Havana, hält sich dort 6—7 Monate auf, geht dann nach Mexiko und dort nördlich bis Californien, endlich südlich bis Peru zurück. Der ganzen Reise denkt er 4—5 Jahre zu widmen. Auf der Hinreise sollte er auf den Canarischen Inseln anlanden. Briefe habe ich noch nicht von ihm haben können. Bei seiner

Abreise trug er mir noch die herzlichsten Grüße an Sie und Schiller auf. Er macht eine einzig schöne Reise und ist ein glücklicher und beneidenswürdiger Mensch. Es ist selten, daß das Schicksal einen Menschen so begünstigt, das zu werden, wozu ihn die Natur bestimmt hat, und noch seltener, daß ein Mensch selbst diese Bestimmung so früh und so ganz findet. Er hat sich nie einen einzigen Augenblick von seinen Lieblingsstudien abbringen, nie auf seinem Wege irre machen lassen, und was ihn darauf erhalten hat, war einzig sein Genie. Bis in seine frühere Kindheit hinein kann ich diesen Charakterzug in ihm verfolgen.

Die Smaragdstufe werde ich nicht vergessen.

Endlich, lieber Freund, ein paar Worte über den Gebrauch meiner Briefe an Sie und Schiller. Lassen Sie aus meinen Briefen alles, was Sie gut finden, und so wie Sie es ratsam halten, abdrucken. Ich nehme nichts aus als das, wobei ich es besonders bemerkte, oder wenn ich vielleicht, was mir aber selten begegnet, etwas schriebe, das jemand einzeln unvorteilhaft wäre und mich bei diesem kompromittieren könnte. Was ich zum Druck bestimmte, anstreichen, kann ich unmöglich. Es nähme mir die Freiheit im Schreiben. Aber lassen Sie es nirgends anders drucken, als in den Propyläen, oder in einem Journal, das unter Ihrer Firma erscheint. An einem andern möchte ich jetzt nicht teilnehmen. Dies sind die einzigen Bedingungen, die ich mir machen muß. Den Namen fügen Sie ja so wohl nicht hinzu; es ist manchmal angenehm, wenn man nicht gleich weiß, von wem eine Nachricht ist.

Meine Frau fügt meinem Briefe[8]) eine Beschreibung des neuen Davidschen Gemäldes zu beliebigem Gebrauche bei. Sie wird Ihnen in eben der Art die von den spanischen schicken. Schreiben Sie uns nur gleich, mein lieber Freund, und sagen Sie uns, was und wie Sie es am liebsten wünschten.

Ich lege noch ein Stück einer Szene aus einer spanischen Komödie bei[9]), die Sie und Schiller vielleicht einen Augenblick lachen macht.

Grüßen Sie Schiller herzlich, aber schelten Sie, daß er gar nicht schreibt. Von innigster Seele

Ihr

H.

Meine Adresse, ich mag noch hier oder schon fort sein, ist: A Mr. de H. à Paris rue neuve George nr. 3 chez le Cit. Fould. Es ist dies mein Bankier, durch den ich die Briefe sicher erhalte.

Noch ein Wort über Belisar: die Schlange scheint getötet. Der Kopf und ein Stück Hals hängt schlaff herab, der Mund geöffnet, und der Schwanz allein bewegt sich noch.

[Auf einem Separat-Oktav-Blatte, ohne Datum, wahrscheinlich zu diesem Briefe gehörig:]

Sie fragen mich in Ihrem letzten Briefe nach dem Dilettantismus in Frankreich. Ich weiß nicht gerade viel davon, indeß kann man, soviel ich weiß, von Liebhaberstudien nur jetzt Musik und Zeichnen nennen. Das letztere besonders treiben jetzt viele Leute, selbst in der Absicht, damit zu verdienen. Das Versmachen und Komödiespielen hat sehr abgenommen und das Tanzen selbst ist minder häufig. —

Beim Zeichnen ist mir eingefallen, daß Sie vielleicht gern einige Nachrichten von einem Menschen hätten, der eine eigene Lehrmethode erfunden haben will und jetzt hier sehr viel Schüler hat. — Ich lege Ihnen hier eine Beschreibung seiner Methode bei, die ich Sie ausdrücklich bitte, irgendwo, wenn Sie es auch für die Propyläen nicht schicklich finden, in einem der Böttigerschen Journale abdrucken zu lassen[10]).

Man hat hier sehr viel über diese Methode gespöttelt, und Forestier (so heißt der Mann) ist, als Künstler, nicht geachtet. Ich selbst mag nicht darüber urteilen, weil ich es

nicht genug verstehe, aber die Fortschritte aller seiner Schüler sind bewundernswürdig, so viel kann ich Ihnen versichern, und dies ist gewiß ein Faktum. Ich habe mehrere, die nie gezeichnet hatten, nach einigen Monaten Unterricht große Köpfe, z. B. nach Rembrandt und recht gut kopieren sehen. — Ich weiß nicht, wie Sie über die Sache urteilen, aber wie es auch sein möchte, so muß ich Sie bitten, diese Beschreibung entweder ohne alle, oder ja nicht mit ungünstigen Bemerkungen begleitet drucken zu lassen. Ich habe sie von einem Manne, den ich sehr achte und der Forestier liebt. Ist die Sache einmal bekannt, so mag hernach darüber geurteilt werden, wie man will. Verzeihen Sie diese Bitte, aber ich kenne Ihre Güte für mich, um sie so zu wagen.

Ich lege noch eine Zeichnung — Iris, wie sie Priam geleitet, den Leichnam des Hektor loszukaufen — bei. Sie ist von einem Deutschen, von Catel, der jetzt hier ist. Er wünschte sie Ihnen vorzulegen, um vielleicht dadurch das ungünstige Urteil auszuwischen, was die Kupfer zu Hermann und Dorothea bei Ihnen erweckt haben könnten. Sagen Sie mir doch Ihr offenes Urteil über diese Komposition. Gefiele sie Ihnen, so möchte er sich Ihnen zu Arbeiten, auf die Sie vielleicht Einfluß hätten und wofür man kein noch höheres Talent finden könnte, empfehlen. Mir scheint er nicht ohne Fähigkeit und er ist ein fleißiger und bescheidener Mensch.

Soviel für heute. Adieu!

Ich erschrecke, indem ich sehe, wie schlecht dieser Brief geschrieben ist. Aber ich habe wirklich nicht Zeit, ihn abzuschreiben. Beinah möchte ich Ihnen raten, ihn, ehe Sie ihn lesen, abschreiben zu lassen. Meine Hand verdient wirklich wie eine Chiffre behandelt zu werden[11]).

34.

G. 16. September 1799.

Auf Ihren langen und interessanten Brief, für den ich recht lebhaft danke, will ich nur in der Geschwindigkeit einiges erwidern.

Haben Sie die Güte, die Nachricht von den Atheniensischen Basreliefs zu beschleunigen; es ist dieses ein Gegenstand, der mich immer sehr interessiert hat und von dem ich gar gern näher unterrichtet zu sein wünschte. Sollte es aber möglich sein, einen Abguß von einem einzigen Reiter und einer einzigen bekleideten Figur zu erhalten, so würden Sie mich äußerst glücklich machen. Man ist in Paris leider überhaupt mit den Kunstwerken nicht sehr sorgfältig, man erlaubt Gemälde durchzuzeichnen usw. Da nun diese Stücke restauriert werden und also Gips bei der Hand ist, beschädigte Dinge vielleicht gar selbst wieder geformt werden, so käme es darauf an, ob man nicht irgend etwas erhaschen könnte. Ja das geringste Fragment würde mir eine außerordentliche Freude machen.

Schreiben Sie nur ja recht viel, ich will es schon zu dechiffrieren suchen; sollte es Ihnen gleich sein, so wäre Ihre lateinische Hand freilich um einen guten Teil lesbarer[1]).

Ihre Anmerkungen über die französische tragische Bühne geben mir eine sehr lehrreiche Unterhaltung, indem ich sie diktiere, um in den Propyläen davon Gebrauch zu machen.

Dank sei Ihnen und Ihrer lieben Gattin gesagt für die Beschreibung der beiden Gemälde. Die Franzosen sind doch wunderliche Naturen! Ueber die gewählten Gegenstände und über die Motive der Ausführung lassen sich sonderbare Bemerkungen machen. Fast keine Spur vom Naiven ist mehr übrig, alles zu einer gewissen sonderbaren gedachten Sentimentalität hinaufgeschraubt. Der Belisar, wie er am Abgrunde steht, ist das Symbol der Kunstweise, die sich auch

vom rechten Weg an den Abgrund verloren hat. Schade, daß man mit so viel Talent so irren kann.

Haben Sie ja die Güte, wenn Ihnen etwas merkwürdiges der Art vorkommt, und gönnen mir eine Beschreibung davon.

Den Brief, den Sie einem Reisenden mitgaben, habe ich noch nicht erhalten. Vielleicht kommt er bald. Schiller ist eben hier und legt vielleicht etwas bei. Er hat ein Quartier gemietet und wird einen Teil des Winters hier zubringen. Ich hoffe davon Gutes für ihn, für das Theater und für die Sozietät.

Daß Fichte von Jena abgegangen ist, werden Sie schon wissen. Erst machten sie im philosophischen Journal einen albernen Streich, indem sie einen Aufsatz, der nach dem hergebrachten Sprachgebrauch atheistisch genug war, einrückten. Da Fichte nun unrecht hatte, wurde er zuletzt auch noch grob gegen das Gouvernement, und so erhielt er seinen Abschied. Er hält sich jetzo in Berlin auf.

Uebrigens scheint mir aus dieser Schule, wenigstens für die Gegenwart, wenig Freude und Nutzen zu hoffen. Diese Herren kauen sämtlich ihren eignen Narren beständig wieder, ruminieren ihr Ich. Das mag denn freilich ihnen und nicht andern genießbar sein.

Kant hat sich nun auch gegen Fichte erklärt und versichert, daß die Lehre unhaltbar sei. Darüber ist denn diese Schule auf den alten Herrn äußerst übel zu sprechen.

Herder hat sich in einer Metakritik auch gegen Kanten aufgemacht, wodurch denn, wie billig, allerlei Händel entstehen.

Viel anderes habe ich nicht zu sagen, und Sie sehen wohl, daß die Deutschen verdammt sind, wie vor alters in den kimmerischen Nächten der Spekulation zu wohnen. Wenigstens fällt mir nicht leicht ein Kunstwerk von Bedeutung ein, das in dieser Zeit erschienen wäre.

Ich beneide Sie um Ihre Abende im französischen Theater

und um den Anblick so manches guten alten und neuen Kunstwerks.

Zu uns verirrt sich allenfalls einmal ein guter geschnittener Stein an dem Finger eines Reisenden, übrigens müssen wir uns mit dem Literarischen und Historischen begnügen. Ich studiere gegenwärtig die Zeit, in welche Winckelmann und Mengs kamen, und die Epoche, die sie machten.

Meyer grüßt schönstens, er war diesen Sommer produktiver als ich. Unser Schloß, das sich nunmehr dem Ausbau nähert, wird ihm Gelegenheit zu einigen größern Arbeiten geben. Er hat indes manche artige Zeichnung ausgeführt, zu Begleitung eines und des andern Buches.

Was Sie bei Gelegenheit eines erhöhteren Kunstausdrucks von Voßen und seiner Rhythmik sagen, davon bin ich mehr als jemals überzeugt, nur schade, daß ich kaum erleben kann, daß die Sache ins Gleiche kommt. Wäre ich 20 Jahre jünger, so sollte es an mir nicht fehlen, lebhaft mitzuwirken, denn es kommt ja nur darauf an, daß man die Maximen annimmt, sich davon penetriert, sein Studium darauf richtet und in der Ausführung daran festhält.

Ich habe jetzt mit dem besten Willen die Georgiken wieder angesehen. Wenn man die deutschen Verse liest, ohne einen Sinn von ihnen zu verlangen, so haben sie unstreitig vieles Verdienst, was man seinen eignen Arbeiten wünschen muß; sucht man aber darin den geistigen Abdruck des himmelreinen und schönen Virgils, so schaudert man an vielen Stellen mit Entsetzen zurück, ob sich gleich, insofern das Ganze wohl verstanden und manches einzelne auch geglückt ist, ein tüchtiger Mann und Meister zeigt.

Auch die Abhandlung über das Versmaß in der Vorrede hat etwas mystisches und ich verstehe sie jetzt noch nicht ganz. Vor 10 Jahren, da das Buch herauskam[2]), suchte ich mich daraus zu unterrichten, und es wollte noch weniger gehen als jetzt.

Wenn wir einmal wieder zusammenkommen, so wollen wir diese Materie recht durcharbeiten, und wenn uns die Muse beisteht, auch noch etwas zu diesem Endzwecke wirken.

Da ich jetzt meine kleinen Gedichte, zusammengedruckt, herausgebe[3]), so habe ich Gelegenheit, etwas an den Elegien und Epigrammen zu tun. Es ist mir dabei wirklich angenehm zu sehen, daß ich weiter gekommen bin, wofür ich Ihnen vorzüglich dankbar sein muß.

Amalie Imhof hat ein kleines episches Gedicht, die Schwestern von Lesbos[4]), geschrieben; der Gegenstand ist artig, die einzelnen Motive meist sehr glücklich, das Ganze hat ein blühendes jugendliches Wesen, nur können Sie leicht denken, daß die Ausführung etwas locker ist, und der rhythmische Teil ist wie natürlich nicht der preiswürdigste.

Indessen steht das Ganze immer auf einer respektablen Stufe, und es will was heißen, daß unsere Weiber sich so ausbilden. Es wird einen Teil des Schillerischen Almanachs ausmachen. Wenn Sie noch länger in Paris bleiben, so schreiben Sie mir doch, wie ich es Ihnen, ohne daß es zu viel Porto macht, schicken kann.

35

G. (28. Okt. 1799.)

Das Packetchen, welches Sie Herrn von Buch mitgegeben haben, darin der Brief vom 28. August datiert ist, habe ich vor ohngefähr 14 Tagen in Jena erhalten und finde nun erst einen ruhigen Augenblick, um Ihnen dafür danken zu können. Wie soll ich, wertester Freund, Ihre Tätigkeit und Pünktlichkeit genugsam rühmen? Sie widmen von Ihren kostbaren Stunden mehrere meinen Angelegenheiten und geben mir so völlige Auskunft, als ich nur wünschen kann.

Es ist mir sehr angenehm, daß ich durch Ihre Anfrage mit den Herren David und Regnault in ein solches Ver-

hältnis komme, daß ich allenfalls in der Folge mich direkt an einen oder den andern wenden könnte.

Was die gegenwärtige Unternehmung betrifft, so ist sie freilich noch nicht so weit vorwärts gerückt als ich wünschte. Man arbeitet zwar, so viel ich weiß, an dem Stich des ersten Gesanges, allein wie es scheint nur zur Probe, und unsere Anstalten zu künftigen Kupfern haben auch nur bisher in Anfragen und Vorbereitungen bestanden.

Daneben ist man denn freilich in Deutschland, die Zeichnungen so hoch zu bezahlen, nicht gewohnt. Den Geschmack unseres Publikums kennen Sie, der mit einem gewissen Schein bald zu befriedigen ist. Und übrigens bezahlt das Publikum auch wohl ohne zufrieden zu sein. Ich fürchte daher, daß die hohen Preise der Pariser Künstler den Verleger abschrecken werden, um so mehr da die Ausführung nicht einmal von derselbigen Hand sein soll. Indessen kommt alles auf eine mündliche Unterredung mit dem Buchhändler an, die vielleicht auf der Ostermesse stattfindet, da sich denn manches wird näher bestimmen lassen.

Haben Sie Dank für so manche interessante einzelne Nachrichten, die in Ihrem Briefe enthalten sind.

Danken Sie auch Herrn Catel für das Ueberschickte. Er zeigt in seinen Arbeiten ein schönes Talent, nur sieht man daran, möcht ich sagen, daß er in der Zerstreuung der Welt lebt.

Der einzelne Künstler kann sich freilich nicht isolieren, und doch gehört Einsamkeit dazu, um in die Tiefe der Kunst zu dringen und die tiefe Kunst in seinem eignen Herzen aufzuschließen. Freilich keine absolute Einsamkeit, sondern Einsamkeit in einem lebendigen reichen Kunstkreise.

Die Welt trägt sich mit lauter falschen Maximen, weil sie bloß vom Effekt reden kann; des Künstlers Maximen müssen die Ursachen enthalten, und es sind tausend Umstände, die ihn hindern, ihrer habhaft zu werden.

Doch ich verliere mich ins allgemeine, da ich Ihnen noch für Ihre besondere und schöne Belehrung über das französische tragische Theater zu danken habe. Ich kann es jetzt sowie in meinem vorigen Briefe nur unvollkommen tun, ob ich gleich diese Zeit her mich lange mit Ihrer Arbeit beschäftigt habe, indem ich sie abdiktierte, um sie in dem fünften Stücke der Propyläen drucken zu lassen.

Dieser Aufsatz, welcher sehr zur rechten Zeit kam, hat auf mich und Schiller einen besondern Einfluß gehabt und unser Anschauen des französischen Theaters völlig ins Klare gebracht. Durch eine sonderbare Veranlassung übersetzte ich den Mohamet des Voltaire ins Deutsche. Ohne Ihren Brief wäre mir dieses Experiment nicht gelungen, ja ich hätte es nicht unternehmen mögen. Da ich das Stück nicht allein ins Deutsche, sondern womöglich für die Deutschen übersetzen möchte, so war mir Ihre Charakteristik beider Nationen über diesen Punkt ein äußerst glücklicher Leitstern und ist es noch jetzt bei der Ausarbeitung. So wird auch die Wirkung des Stücks auf dem Theater Ihre Bemerkungen, wie ich voraussehe, völlig bekräftigen.

Meinen Brief vom 16. September werden Sie erhalten haben. Ich bin neugierig, ob es möglich sein wird, meinen dort geäußerten Wunsch, Abgüsse von ein paar Stücken des athenienſischen Frieses zu erhalten, wirklich erfüllt zu sehen.

Haben Sie die Güte, mir manchmal, wenn es auch nur kurze Briefe sind, zu schreiben und mir Nachrichten von Künstlern und Kunstsachen zu geben. Ihre Frau Gemahlin und sonst ein Freund legt ja auch wohl irgend ein Blättchen bei.

Das fünfte Stück der Propyläen dankt Ihnen seine vornehmste Zierde.[1])

Unsere Schillern ist mit einer jungen Tochter niedergekommen, sie befindet sich aber in diesem Wochenbett nicht zum besten.



Leben Sie wohl und gedenken Sie meiner, wo Sie auch die Reise hinführt, und lassen Sie mich an dem Reichtum Ihrer Bemerkungen immer einigen Teil nehmen.

Weimar, am 28. Oktober 1799.

36.

W. Madrid, 28. November 1799.

Verzeihen Sie, mein teuerer Freund, daß ich Ihnen in so langer Zeit nicht schrieb, und Sie sogar über das fernere Schicksal meiner Reise ungewiß ließ; verzeihen Sie, wenn Sie auch heute nur einige flüchtige Zeilen erhalten; aber meine Reise ist schnell und der Dinge, die meine Aufmerksamkeit fordern, sind viel; es bleiben mir also nur einige Viertelstunden zum Briefschreiben übrig.

Wir sind endlich, wie Sie sehen, in Madrid. Mitten aus allen Hindernissen, die uns die Zeit und die Umstände in den Weg legten, und trotz der Besorgnisse, die man uns von allen Seiten her über eine Reise durch die mittäglichen Provinzen Frankreichs erregte, haben wir uns auf den Weg gemacht und sind ohne Anstoß, selbst ohne große Mühseligkeiten hier angekommen. Bis zu den Pyrenäen haben wir nur wenig interessante Gegenstände gefunden. Der Weg bis in das Limousin über Orleans (denn dieser war es, den wir nahmen, da der schöne über Blois und Tours durch die Chouans unsicher geworden war) ist so traurig, als man sich nur denken kann. Flache und sandige Felder, ohne alle ergötzende Mannigfaltigkeit, ermüden unaufhörlich das Auge und nirgends wird man auf dieser langen Strecke auch nur durch einen interessanten Gegenstand entschädigt. Das Limousin ist zwar ein hübsches Ländchen, und überrascht den Reisenden angenehm durch seine häufig abwechselnden Berge und Täler, das schöne Grün der Kastanienwälder und das Eigentümliche in der Bildung und Sprache seiner Bewohner,

allein dies ist alles. Eigentlich schöne Gegenden oder merkwürdige Orte darf man nicht erwarten. — Bordeaux ist tot und ohne Leben, der ungeheure Hafen leer von Schiffen, und die Menschen durch diese Stockung in ihrem einzigen Geschäft, dem Handel, mißvergnügt und zurückgezogen. Es gibt bloß das widrige Bild einer Stadt, die ehemals fast nur auf Luxus und Vergnügen berechnet war, und der jetzt die Mittel fehlen, ihn zu unterhalten. Das Einzige, was uns dort anzog, waren, außer der wirklich schönen Lage am Fluß und dem noch immer merkwürdigen Hafen, die Ueberbleibsel des altrömischen Amphitheaters, das man jetzt gemeinhin Palais galien nennt. Zwar stehen nur wenige Bögen noch ganz erhalten, und auch in seinem unversehrten Zustande kann es nie ein außerordentlich schönes Gebäude gewesen sein. Aber es sind immer ehrwürdige Reste des Altertums, es flößt immer eigene Empfindungen ein, wenn man diese alten Bögen über die neuern, niedrigern Häuser emporschauen sieht, und wenn man den innern Platz frei mit Gras und Strauchwerk bewachsen ließe, so würde immer mancher gern von Zeit zu Zeit bei diesen Ruinen verweilen. Aber so baut man neue Häuser in den mittlern freien Platz und es ist nicht unwahrscheinlich, daß in wenigen Jahren keine einzige bedeutende Trümmer mehr davon übrig sein werden. — Von Bordeaux aus gingen wir gerade auf die hohen Pyrenäen, den schönsten Teil dieser Bergkette zu. Die Ufer der Garonne sind reizender, als ich sonst leicht eine Gegend kenne. Ueppige Vegetation und sorgsame Kultur sind hier vereint; man fährt durch einen beständigen und doch immer abwechselnden Garten. Am schönsten und reichsten ist die Vegetation von la Réole bis Agen. Es war ein überaus freundlicher Anblick, den Weg, oft halbe Meilen lang, von Reben, die sich um Ulmen schlingen, eingefaßt, und die blauen Trauben aus dem Grün der Ulmen herabhängen zu sehen. Auch hat eine gotische Kathedrale, von der ich sonst nie etwas gelesen

hatte, außer daß Volkmann ihrer mit zwei Worten erwähnt, die aber gesehen zu werden verdient. Am merkwürdigsten ist darin das Chor und die Stühle der Kapitularen. Es ist das feinste Schnitzwerk, das Sie sehen können, die gefälligsten und geschmackvollsten Verzierungen, und mitunter die launigsten Einfälle. So waren z. B. auf einem Stuhl zwei Affen, die einen Pfaffen, der zwischen ihnen stand, binden, und ähnliche Spielwerke. Ueberhaupt scheint sich in diesem Schnitzwerk in den Chorstühlen die Laune der Künstler in den katholischen Kirchen mehr Freiheit erlaubt zu haben, als man sonst in diesen Orten erwarten sollte. Auf der ganzen Reise habe ich dies bestätigt gefunden. In der großen und prächtigen Kathedrale in Burgos z. B. war außer vielen andern Vorstellungen, wie man sie wohl auf alten Gefäßen findet, besonders eine mit vielem Wohlgefallen wiederholt, zwei Genien, die mit stehendem Schamglied ihre Wasser in ein Gefäß abschlagen, und der heilige Rücken des Priors lehnt an einem Jupiter, der als Stier die Europa entführt. Seltener noch, als dies Schnitzwerk, sind in der Kathedrale von Auch die prächtig gemalten Fensterscheiben. Die sehr hohen Fenster der Kirche sind von oben bis unten mit biblischen Geschichten bemalt und der Glanz der Farben vorzüglich ist außerordentlich. Leicht mag jetzt in ganz Europa nichts ähnliches existieren, wenigstens ist mir nichts bekannt; man sieht wohl sonst einzelne Scheiben, einzelne Vorstellungen, aber hier ist alles so erhalten, daß auch nicht ein einziges Stück fehlt. Ueberhaupt war es mir merkwürdig zu sehen, daß im südwestlichen Frankreich die Kirchen wenig oder gar nicht gelitten haben, da sie im Norden ganz und gar ausgeplündert sind und nur Scheunen oder Ställen ähnlich sehen. Vermutlich wagte man im Süden weniger zu zertrümmern, weil die dort an sich lebhaftere Nation auch fester an ihrem Glauben hing. In den Pyrenäen hielten wir uns etwa 14 Tage auf. Wir ließen unsere Kinder meist in einer

sehr liebenswürdigen Familie in Bagnères en Bigorre, und meine Frau und ich durchzogen indes, meist zu Pferde, einen Teil des Gebirgs. Was aber soll ich Ihnen davon sagen, mein teurer Freund? was von dem Tale von Gavarnie, wo man eine ganze Tagereise auf einem schmalen Wege am Abhange der Felsen macht, immer bald mehr, bald minder tief unter sich den Bergstrom rauschen hört, neben sich die wunderbarsten Felsgestalten erblickt, und mit Erstaunen sieht, wie nicht bloß da, wo der Fluß manchmal das Tal erweitert und wie mit Fleiß einen bequemern Raum zum Anwohnen gelassen hat, sondern bis in beträchtliche Höhe vor den Felsen hin sich noch Menschen angesiedelt haben? Was von dem prächtigen Amphitheater des Marboré, das dieses Tal am Ende beschließt, wo der steile Weg sich in drei Etagen erhebt, von seinem Rücken der Strom herabstürzt und sich oben in die sogenannten Rolandstürme und Rolandsmauer (la brêche de Roland) neigt, die immer mit Schnee bedeckt sind? Was von dem prächtigen Wege von Barrèges bis Pierrefitte, der an den Wänden der steilsten Felsen, durch die sich der Gave nur mit Mühe sein Bett öffnet, für große Wagen gebahnt ist, und obgleich in der Mitte dieses Jahrhunderts gemacht, durch die überwundene Schwierigkeit einem Römerwerke gleicht? Was von dem lieblichen Tale von Cauterets, und dem wildern aber auch interessantern hinter diesem Städtchen, das immer aufsteigend von einem schönen Wasserfall zum andern und endlich an die Ufer eines Bergsees führt, an dessen entgegengesetztem Ende man ein mächtiges, einzeln dastehendes Schneegebirge, den Vignemale, sieht? Wir konnten diese Gegenden nur flüchtig durcheilen, wie gerne wären wir länger darin verweilt, wie gern hätten wir mehr und dieselben öfter gesehen. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie viel Genuß mir diese großen Naturgegenstände, von denen ich so lange entwöhnt war, gegeben, wie tief sie mein Inneres erschüttert haben. Wenn wir aus

unserm innern Wesen herausgehen, gibt es einmal nichts, woran wir die Ideen des Erhabenen, des unerschütterlich Festen, des durch sich selbst Bestehenden festhalten können, als das endlose Gewölbe des Himmels über uns, und die ungeheuren Felsmassen um uns, die, obgleich selbst Geburten der Zeit und ihrer Umwandlungen, ihr doch ewig zu trotzen scheinen. Nur in diesen Massen, die sich drohend und furchtbar zu unserer Seite erheben, wird es dem Menschen recht lebhaft, welche Menge rohen leblosen Stoffs, den er sonst unbemerkt unter seinen Füßen läßt, ihn umgibt, und ihm täglich den Untergang droht, und wenn man nicht einen Blick in den weiten Aether tun könnte, wenn nicht Sonne oder Sterne freundlich herunterschauten, so weiß ich nicht, wie man nicht, von so ungeheuren Gegenständen eingeschlossen und niedergedrückt, in sich selbst vergehen müßte. Auf meine Einbildungskraft wenigstens wirkt nichts so schrecklich, als die rohe Masse, ohne Leben, ohne Organisation, ein bloßer Haufe formlosen ungebildeten Stoffs — Gebirge, das weite, unfruchtbare Meer, ja wenn die Phantasie es recht zu fassen gestimmt ist, selbst die rollenden Weltkörper, deren ewige Gesetze nur um so furchtbarer sind, als ein undurchdringliches Geheimnis sie umschleiert. Diese Empfindungen, dünkt mich, müssen jeden reizbar gestimmten Menschen in einem großen Gebirge begleiten: bald sieht er einen ungleichen Kampf zwischen der rohen Masse der Elemente und der lebendigen Schöpfung eröffnet, bald fühlt er mit innerm Stolze die geistige Kraft in sich, die ihn gegen jede Natureinwirkung stählt und über jede eingeschränkte Sphäre erhebt, bald erblickt er in diesen uralten Gipfeln, mit ruhiger gestimmter Phantasie, nur die stillen Zeugen vieler Jahrtausende, die Grabstätte ganzer Geschlechter von Geschöpfen. In einer solchen Natur können einen nur die einfachsten und höchsten Ideen erfüllen, es sind die letzten Fäden unsers Denkens und Empfindens, die dort zusammenkommen. Da ich keinen

bestimmten Gegenstand der Forschung dort hatte, überließ ich mich um so lieber blos diesen Empfindungen; man fühlt von Zeit zu Zeit ein Bedürfnis sich zu sammeln, und noch mehr, wenn man anderthalb Jahre in dem Gewühl einer großen Stadt gelebt hat. Wie einen aber auch nur ein einziger Tag, in einer solchen Natur zugebracht, davon scheidet, das habe ich erst jetzt recht lebhaft erfahren, und ich bin über mich selbst erstaunt, wie Dinge, an denen ich in Paris den lebhaftesten Anteil genommen hatte, mir da durchaus gleichgültig geworden waren. Der einzige interessantere Mensch, den ich dort sah, war Ramond,[1]) dessen Sie sich wohl von alter Zeit her aus Straßburg erinnern. Wenigstens sagte er mir, daß er Sie mehrmals gesehen habe und Lenzens vertrauter Freund gewesen sei. Er war viel zu wenig mitteilend, um seinen Umgang eigentlich zu genießen, dennoch sah ich ihn immer genug, um manche Bemerkung über das, was eine französische Natur ist, an ihm zu machen. Aus den Pyrenäen reisten wir über Pau nach Bayonne. In Pau ist leider das Schloß, in dem man vor zehn Jahren noch alle Möbel aus Heinrichs IV. Zeit sah, jetzt ganz ausgeleert, und es bleibt nur die sehr schöne Aussicht auf das Gebirge übrig. Bayonne hat nichts Interessantes als das Meer, aber an diesem brachten wir zwei Tage hintereinander einige schöne Stunden zu. Unsere Kinder spielten mit den Muscheln im Sande, und wir konnten uns nicht satt sehen an der schönen grenzenlosen Fläche. In Bayonne ließen wir unsern Wagen stehen und übergaben uns einem sogenannten Coche de colleras, den spanischen Vetturinen, in denen man Schritt vor Schritt mit sechs Mauleseln von einem schlechten Wirtshaus zum andern geschleppt wird. Diese Art zu reisen ist in der Tat höchst widrig und langweilig, besonders wenn, wie es bei Castilien der Fall ist, die Gegenden einförmig und häßlich sind. Die ersten Tage geht es sehr gut. Man reist durch Biscaya, wo Gegend, Kultur und die Menschenrasse selbst gleich interessant

sind. Nie ist mir ein Volk vorgekommen, das einen so echt nationellen Charakter, eine sich schon auf den ersten Anblick so originell ankündigende Physiognomie behalten hat. Selbst die Männer sind zwar gewöhnlich klein, aber fast alle ohne Ausnahme zeichnen sich durch feine und sprechende Züge aus. Es sind nicht starke und ausgearbeitete, es sind leicht angelegte und feine Physiognomien, mehr keck im Ausdruck, als blos mutig, mehr behend als stark, mehr reizbar als leidenschaftlich. In keiner andern Nationalphysiognomie habe ich je etwas ähnliches gefunden, unter keinem andern Volke so allgemein den Ausdruck gerade der intellektuellen Kräfte, und doch deutet nichts in ihrer Bildung auf List oder Schlauheit hin; es ist vielmehr die glücklichste Vereinigung eines feinen Verstandes mit einem geraden und schlichten Sinne. Die Weiber sind bei weitem minder vorteilhaft gebildet; ihre Züge sind minder fein und sprechend; aber alle haben eine großgeschnittene, ernste und sogar strenge Physiognomie, vorzüglich in den großen, schwarzen, wenig gebogenen und sehr häufig in der Mitte zusammenstoßenden Augenbrauen. Vorzüglich auffallend ist bei den Männern die Leichtigkeit und Behendigkeit des Ganges. Es gehört in der Tat nur wenig Uebung dazu, einen Basken gleich im Gange auch von hinten zu erkennen. Was ich indes hier sage, gilt mehr von den französischen als spanischen Basken, und ich glaube die Ursache zu erraten. Der ursprünglich baskische Nationalcharakter hat mehr Aehnlichkeit mit dem französischen als dem spanischen, und mußte sich also in der Nähe des erstern eigentümlicher ausbilden. Wer, was freilich schwer genug sein muß, geläufig ihre Sprache redete, müßte mit Vergnügen und Interesse eine Zeit lang unter ihnen leben, und schon mir that es sehr leid, sie so schnell verlassen zu müssen. Fast noch weniger sah ich die Bearner. Auch sie haben etwas überaus Eigentümliches, weniger Feinheit, aber eine schlanke männlich schöne Bildung. Unter den Basken und Bearnern

findet man, habe ich bemerkt, mehr als sonst in Frankreich und Deutschland die Gesichtsbildungen des 15. und 16. Jahrhunderts wieder. Auch ohne zu suchen treffen Sie häufig Köpfe an, denen Sie nur einen Helm aufzusetzen brauchen, um aus ihnen einen Heinrich IV., einen Connétable de Bourbon oder irgendeinen andern jener Helden zu machen. Um die tolosanische Sprache und ihre verschiedenen Mundarten bis an die spanische Grenze hin habe ich mich, so viel mir die Kürze der Zeit verstattete, genau bekümmert und es wenigstens bis zum Verständnis der wenigen Dichter gebracht, die diese Sprache besitzt. Sie ist offenbar weicher, wohlklingender und gewandter als die französische. Aber dennoch möchte ich nicht, wie man manchmal tut, behaupten, daß es besser gewesen wäre, wenn Toulouse der Hauptsitz der französischen Literatur geworden wäre. Ich möchte nicht sagen, ob sie sich dann je viel über die lyrischen Tändeleien erhoben haben würde, aus denen die lemosinische ganz besteht, und wovon die Italiener und Spanier selbst bei weitem zu viel haben. Ein mehr nördlicher Himmel mußte mehr Stärke und Gehalt geben, wenn er gleich beides mit Härte und Trockenheit erkaufte. Es ist unleugbar, daß auch im guten Sinne des Worts die französische Sprache mehr nordisch ist als ihre Schwestern, und hätte der Zufall der lemosinischen Mundart den Vorzug gegeben, so hätte sie entweder ihre Natur verändern müssen oder die französische Literatur hätte nie mehr Gehalt an Gedanken und Empfindungen bekommen, als die italienische und spanische. Jetzt ist ihr Vorzug darin, selbst in ihren Anfängen, offenbar. Ich habe mich in Paris beschäftigt, die Dichter des 15. und 16. Jahrhunderts zu vergleichen, und auch in diesen, die an poetischem Wert so offenbar den spanischen sogar nachstehen, dennoch so tief menschliche, so rein sentimentale Stellen gefunden, als mir in Italienern und Spaniern nie aufgestoßen sind, wenn Sie von den ersten nur Petrarca und einige andere ausnehmen.

Ich habe es mir zum besondern Zweck gemacht, wenn ich je damit zustande komme, die Resultate meiner Reisebemerkungen zusammenzustellen, den verschiedenen Geist dieser Literaturen in jenen Jahrhunderten zu vergleichen, und ich hoffe dann deutlich darzutun, daß die französische Sprache, trotz ihres gemeinschaftlichen Ursprungs einen ganz und gar verschiedenen Charakter von der ihr so nahen lemosinischen angenommen und daß dieser Charakter hernach den Gang der ganzen Literatur bestimmt hat. Aber die Ursachen davon aufzufinden ist unendlich schwierig, und sehr schwierig schon, nur zu zeigen, in welchen einzelnen Sprachteilen diese Verschiedenheit liegt. Besonders ist es schlimm, daß man zu diesem Behufe eine Menge schlechter und mittelmäßiger Sachen lesen muß, aber die französische Sprache ist auch die einzige, die das sonderbare Phänomen zeigt, daß die schlechten Dichter poetischer sind als die guten. Ganz wunderbar, um zu meiner Reise zurückzukehren, ist das Gemisch von Mundarten in den Pyrenäen, die tolosanische Sprache ist da völlig unrein und hat ganz spanische, ganz italienische und ganz französische Wörter. Z. E. die vier Jahreszeiten heißen primavera, estio, lavor (von der Arbeit), hiver. Wenn man je ernstlich an der Volksbildung in Frankreich gearbeitet hätte, wie doch seit der Revolution nötig gewesen wäre, so hätte eine so unlogisch gebildete Sprache ein großes Hindernis sein müssen. Sogar englische Wörter haben die Eroberungen der Engländer in Guienne dort gemein gemacht. So habe ich mich lange gequält zu erfahren, was eine Notre Dame de Medouse sei, bis man mir sagte, daß es nichts anderes als Notre Dame des prés (von meadow) ist, wie so viele Jungfraun und Heilige auf echt heidnische Weise nach der Lage ihrer Kirchen und Kapellen heißen. — Die Reise durch Castilien ist das Traurigste, das man sich denken kann. Von einer so öden Gegend hat man in der Tat sonst keinen Begriff, nicht bloß, daß Sie lange fahren müssen, um Dörfer

zu finden, sondern seltener noch als selbst Dörfer und Städte sind — Bäume. Das ganze Land ist Eine Fläche und höchstens begrenzen dieselben am Horizont einige gleich kahle Sandhügel. In diesem Lande muß man mehrere Tagereisen machen, und nur selten wird man durch einen interessanten Anblick entschädigt. Nichts ist so wunderbar, als die Gebirge von Pancorbo, die fast den Eingang in Castilien ausmachen. Auf flachem Felde erheben sich nackte und steile Felsen, durch die ein enger Paß geht, von so wunderbaren und grotesken Gestalten, daß, wäre Don Quixote in diese Provinz gekommen, man es ihm hätte verzeihen können, wenn er sie für bezauberte Schlösser gehalten hätte. In der Tat haben einige die Form wahrer Castelle, und es scheint, als ständen sie da, um dem Reisenden einen abenteuerlichen Begriff von dem Lande zu geben, zu dem sie ihm den Zugang verstatten. In Burgos, Valladolid und Segovia sind gotische Gebäude, welche die Aufmerksamkeit des Reisenden verdienen, doch mehr in dem maurischen Geschmack, der weniger groß in den Formen, aber zierlicher und reicher in den Details ist. Nur die Kathedralkirche von Segovia gleicht den großen gotischen Gebäuden in Deutschland und der Lombardei. Bei weitem das merkwürdigste aber auf diesem Wege ist die Wasserleitung in Segovia. Sie ist noch vollkommen erhalten und es ist vorzüglich von einer Seite ein majestätischer Anblick, diese Reihe schöner Bogen zwei beträchtliche Hügel verbinden und zu ihren Füßen die Stadt liegen zu sehen. In St. Ildefonso beschäftigte uns einen Tag lang die Antikensammlung, die auch, außer den schon bekannten Stücken, noch einige nicht verächtliche besitzt. Der Weg von da nach dem Escorial über den Pont de Guadarrama ist darum merkwürdig, weil man über ziemlich hohe Berge fährt, die schon größtenteils mit Schnee bedeckt waren, und von denen man eine weite Aussicht hat. Im Escorial fanden wir den Hof. Wir blieben 10 Tage dort, und seit dem 5. November sind wir hier in Madrid.

Der wichtigste Gegenstand bei einer Reise in Spanien ist der erstaunliche große Schatz prächtiger Gemälde, die hier überall verstreut sind. Der Reichtum des Escorials allein übertrifft bei weitem, was man gewöhnlich davon erwartet, und die Reisebeschreiber, die ich wenigstens kenne, geben nur höchst unvollständige Nachrichten davon. Meine Frau macht sich ein eigenes Geschäft daraus, sie sämtlich, zwar kurz aber doch ausführlich genug, um einen deutlichen Begriff von dem Bilde zu geben, zu beschreiben, sie bestimmt diese Arbeit Ihnen, und der Gedanke, Ihnen damit Freude zu machen, stärkt ihren Fleiß und ihre Geduld dabei. Denn in der Tat ist es eine sehr mühselige Arbeit, und da ihre Gesundheit hier schon mehrmals gelitten hat, so hätte sie wirklich unter einige mit Wahrheit, wie weiland der König von Preußen, schreiben können: in doloribus fecit. Wir lachen dann über die Mühe, die man sich zum Reisen gibt, und freuen uns der Zeit, wo wir uns gemeinschaftlich mit Ihnen und Schiller nun an diese Beschwerden erinnern werden. Im Ernst aber hoffe ich, sollen Sie mit dieser Arbeit recht zufrieden sein. Mehrere, namentlich die Raphaels, scheinen mir in der Beschreibung wirklich sehr gut geraten. Besonders hat meine Frau immer gesucht, einen deutlichen Begriff von der Komposition und der Stellung der Figuren zu geben, und hernach einiges zur Beurteilung des Bildes hinzugefügt. Nur müssen Sie uns erlauben, diese Beschreibungen, bis sie sämtlich vollendet sind, bei uns zu behalten. Es ist unmöglich, auf der Reise selbst alle notwendigen Notizen zusammenzubringen, und man muß selbst durch die Vergleichung anderer Bilder, besonders der spanischen Maler, noch manches berichtigen. Auch wird meine Frau zuletzt noch einiges Allgemeine über die spanische Schule im Ganzen hinzusetzen, und auch die vorzüglichsten Lebensumstände der spanischen Maler aus Palomino und andern ausziehen. Das Ganze wird alsdann ein ziemlich beträchtliches Werk werden, denn schon jetzt hat

meine Frau blos aus dem Escurial und dem neuen Schloß hier über 250 Artikel. Indes, dächte ich, ließe es sich doch teilweise bequem in den Propyläen einschalten, und auf alle Fälle beratschlagen wir gemeinschaftlich den Gebrauch, der sich davon wird machen lassen. Da meine Frau unmöglich allein mit allem fertig werden könnte, so hilft ihr ein junger Mensch, den ich jetzt bei meinen Kindern habe und der eigentlich Zeichner und Kupferstecher ist. So viel ich von seinen Beschreibungen gesehen habe, scheinen sie mir gleichfalls ganz befriedigend. Auch er hat schon eine gute Anzahl. Ich selbst nehme an diesen Arbeiten so gut als gar keinen Teil. Ich habe zu sehr gelernt, wie schwer es ist, nur z. B. in der Poesie ein irgend sicheres Urteil zu haben, um auch über Bilder raten zu wollen. Das Schlimmste ist nur, daß man hier viele Weitläufigkeiten überwinden muß, ehe man zum Sehen gelangt. Außer den königlichen Erlaubnissen, die überall nötig sind, außer den sehr teuern Trinkgeldern, sind dennoch die Schlösser nur sehr wenige und zum Teil unbequeme Stunden offen. Da man aber gegen uns sehr zuvorkommend ist, so finden wir wenigstens bessern Zugang als andere. — Stellen Sie sich indes nur vor, liebster Freund, daß sehr schöne Bilder von Rubens, von Tizian, von Guido Reni hier in dunkle Kammern verwiesen sind, weil man sie unanständig findet, Bilder die (so inkonsequent ist man) nicht mehr Nacktheiten zeigen, als andere, die man ausstellt. Eine göttliche Venus von Tizian, vielleicht die schönste, die existiert, wenigstens gewiß über die in Dresden, hat noch vor wenigen Jahren (doch möchte ich nicht, daß dies bekannt würde) den Flammen übergeben werden sollen, und ist nur mit Mühe gerettet worden.

Ich für meinen Teil suche mir, so viel ich kann, einen anschaulichen Begriff des Landes und der Nation zu verschaffen. Ich lerne so viel Leute kennen, als ich kann, ich gehe der neueren Literatur nach, suche die alte auf u. s. f.

Einen wesentlichen Vorteil dazu gewährt mir das, daß ich der Sprache so weit mächtig bin, um auch allenfalls ein raisonnierendes Gespräch mit Leichtigkeit zu führen. Etwas, das allgemein sehr interessant wäre, Männer von eigenen und originellen Ideen, Leute, die in einer oder der anderen Wissenschaft Entdeckungen gemacht hätten, finde ich selten, aber interessant für mich sind diese Nachforschungen immer, weil sie die Nation kennen lehren, weil man sehr häufig auf Menschen stößt, die sich, trotz aller wirklich unglaublichen Schwierigkeiten, zu einem hohen Grade der Aufklärung emporgearbeitet haben, und endlich, weil einen die biedere Gutmütigkeit freut, mit der man hier aufgenommen und die unaffektierte Gefälligkeit, mit der man behandelt wird. Unter den neuern Dichtern sind einige sehr gute, und für die Poesie ist es gewiß falsch, was man gewöhnlich glaubt, daß das goldene Zeitalter der spanischen Literatur vorbei sei. Moratin[2]) und Melendez[3]) sind auch im Auslande bekannt. Aber noch heute sah ich einen, dessen Namen schwerlich noch jenseit der Pyrenäen erschollen ist, einen gewissen Quintana, von dem ich einige wirklich gute Produktionen kenne, und der ein sehr guter Kopf scheint. Moratin hat neulich den Hamlet übersetzt, aber leider in Prosa. Er hat mich gebeten, ihn mit dem Original zu vergleichen und ihm meine Bemerkungen darüber zu sagen, und ich werde mich jetzt an diese Arbeit machen. Ueberhaupt aber ist man hier gegen Shakespeare, sowie gegen jedes Genie, das die engen Regeln verläßt, ungerecht und ahmt darin, wie in so vielen anderm, leider den Franzosen nach. Das Theater besuche ich nur der Sprache wegen, zu ästhetischen Beobachtungen darüber ist es noch nicht reif. Es trägt noch die deutlichsten Spuren der ersten und rohesten Anfänge des Teaters an sich, und die Stücke werden recht eigentlich dem Publikum vortragirt und nur um den Uebergang von da zur eigentlichen Mimik kennen zu lernen, könnte es wichtig sein. Originelle Vorzüge hat es

indes im niedrig-komischen Spiel; erst gestern sah ich ein Zigeunerstück von einer so volksmäßigen Zierlichkeit, Koketterie und Feinheit, daß keine Schauspielerin keiner Nation es dieser Zigeunerin nachmachen könnte. Sollte ich nach meinem jetzigen Aufenthalte eine allgemeine Bemerkung über Spanien machen, so wäre es die, daß man dies Land so sieht, wie Europa überhaupt im 16. Jahrhundert z. B. gewesen sein muß. Ich sage das nicht sowohl in Rücksicht auf moralische Finsterniß und Barbarei. So wäre das Urteil über Spanien ungerecht und außerdem sehr trivial. Aber vorzüglich finde ich diese Aehnlichkeit darin, daß in Sprache, Sitten und Gebräuchen hier weniger Unterschied zwischen dem Volk und den höhern Ständen herrscht. Es ist mehr schlichte Einfachheit und Natürlichkeit als im übrigen Europa. Es gibt doch keine größere Scheidewand unter den verschiedenen Ständen, als die, welche die feinere intellektuelle Bildung errichtet; und diese Scheidewand fehlt hier. Je später sich eine Nation ausbildet, desto unübersteiglicher dünkt mich diese Scheidewand. Sie existirt kaum in Spanien, weil die Bildung dort ihren Gipfel fast im 16. Jahrhunderte erreicht hatte; sie ist geringer in Frankreich, weil, die übrigen Ursachen auch nicht gerechnet, auch dort die feinere Bildung schon alt ist, sie ist unendlich groß in Deutschland; bei uns ist in der Tat eine intellektuelle Aristokratie, wer nicht zur Kaste gehört, kann auch selbst unsere leichtesten Schriftsteller kaum verstehen. Die Ursach scheint mir nahe zu liegen. Die Bildung in diesen letzten Zeiten ist schnell, sie ist vorzüglich philosophisch gewesen und hat ganz und gar durch Schriftsteller Fortschritte gemacht. In den frühern Zeiten war sie langsamer und sinnlicher; das Volk konnte damals nachkommen; jetzt eilt man ihm ohne alle Hoffnung der Möglichkeit des Einholens voraus. Auch im Mittelalter gab es sogenannte hohe Wissenschaften, Metaphysik und scholastischen Wust. Aber er blieb immer in seiner engen Sphäre. Jetzt,

wo alle Wissenschaften enger verbunden sind, geht auch die Philosophie mehr in alle über, und hat einer einmal mit Beifall ein System aufgestellt, so tönt es dem armen Laien aus allen Ecken wieder, und er muß, wie vor einem verschlossenen Schrank, davor stehen bleiben. Gerade was hätte dazu beitragen sollen, die Wissenschaften populär zu machen, hat die entgegengesetzte Wirkung gehabt. Sonst schrieb man, was schwerer war, lateinisch, und was man in der Muttersprache schrieb, machte man auch für das Volk verständlich. Jetzt fällt diese letztere Bemühung fast ganz hinweg.

Ihre beiden Briefe vom 16. September und 28. Oktober habe ich richtig erhalten und danke Ihnen herzlich dafür. Was die Basreliefs aus Athen betrifft, so steht es damit so: Es war[en], wenn Sie sich recht erinnern, zwei Dinge, die ich Ihnen versprach: 1. eine Vergleichung von Zeichnungen der Basreliefs des Tempels der Minerva, die sich auf der National-Bibliothek in Paris befinden, mit den Stewardschen Zeichnungen; 2. eine genauere Beschreibung der nach Paris wirklich gebrachten Abdrücke. Die erstere ist gemacht und ich habe sie vor mir liegen. Allein ich muß sie erst durchsehen und abschreiben lassen, weil ich nur das einzige Exemplar habe, und dies nicht gern der Post allein anvertrauen möchte. Das zweite ist schwerer, um so mehr, als Sie mehr als Beschreibung, sogar Abdrücke wünschten. Der junge Catel, der die Vergleichung gemacht hat, ist nicht mehr in Paris. Auch war er nicht recht tauglich zu einer irgend guten Beschreibung solcher Kunstwerke. Allein ich habe einen andern Freund von mehr Genie und mehr Kunstkenntnis in Paris, einen jungen Bildhauer aus Berlin, der wirklich viel Talent besitzt, und diesem habe ich aufgetragen, Ihnen zu schreiben und Ihnen womöglich einige Basreliefs abzuzeichnen. Er tut es gewiß, nur ist er kränklich und zögert also vielleichstt etwas. Wegen des Abgusses habe ich ihm gleichfalls Auftrag gegeben, und ihm die Mittel und Wege angezeigt. Allein ich

zweifle, daß er es erlangt. Es wird gewiß schwierig sein, und so manche dazu dienliche Bekanntschaft ich auch wohl hätte, so ist doch so etwas, wie Sie selbst sagen, schriftlich nicht zu versuchen. Im Frühjahr aber komme ich selbst nach Paris und ist alsdann mein Freund Tieck nicht glücklich gewesen, so versuche ich noch mein Heil. An meiner Bemühung soll es gewiß nicht liegen, nur sind gerade die Basreliefs unter Aufsicht eines nicht sehr gefälligen Mannes und den ich nicht persönlich kenne.

Daß Sie meinem Aufsatze über die tragische französische Bühne einen Platz in den Propyläen verstatten, ist mir sehr angenehm und ich danke Ihnen vom ganzen Herzen dafür. Ich wünsche nur, daß ich der deutschen gehörig Gerechtigkeit habe widerfahren lassen. Ich kenne sie, offenherzig gesprochen, zu wenig. Ich besonders habe immer den Fehler begangen, in meinem Vaterlande nur das Beste sehen zu wollen, und auf Reisen geht man jeder Kleinigkeit nach. Es steht mir noch bevor, jetzt in Deutschland zu reisen. Auf Ihren Mahomet[4]) bin ich sehr begierig. Ich habe es immer für unmöglich gehalten, eine französische Tragödie deutsch für Deutsche zu übersetzen. Gotters[5]) Alzire ist, dünkt mich, zu sehr französisch geblieben.

Mit dem armen Ich scheinen Sie mir (ich meine nicht den Hergang, sondern Sie in Ihrem Briefe) nicht glimpflich genug umzugehen. Die Metaphysik ist einmal die Basis alles eigentlichen Denkens, und nun wollten Sie nicht da auch der Sonderbarkeit einigen Spielraum gönnen? Auch verzweifle ich noch nicht an der Haltbarkeit des Fichteschen Systems. Stellen Sie sich nur vor. Ein Professor in Agen (leider sah ich ihn nicht) studiert die Kantsche Philosophie und auch in Madrid ist wenigstens ihr Name bekannt. Wenn ich nicht fürchtete, von Ihnen als ein Missionar verlacht zu werden, so möchte ich Ihnen sagen, daß ich noch heute einem Spanier

die alleinseligmachende Lehre gepredigt habe. Aber auch in der Philosophie haben die Franzosen hier alles angesteckt.

Sagen Sie Schiller, daß es nicht recht sei, mich ganz zu vergessen. Es ist unendlich lange her, daß ich keine Zeile von ihm gesehen habe.

Wir reisen Mitte Dezember von hier nach Cadix ab, und gehen über Granada, Valencia und Barcelona nach Frankreich zurück. Wir sehen mithin noch einen schönen Teil Spaniens. Machen Sie uns ja die Freude, noch in Spanien Briefe von Ihnen zu erhalten. Adressieren Sie sie: à M. le Baron de Humboldt à Madrid, chez Monsieur de Tribolet Hardy, Conseiller d'Ambassade de S. M. le Roi de Prusse calle Cantarranas nr. 6.

Der Schiller hat meiner Frau selbst zu ihrer Entbindung Glück gewünscht. Grüßen Sie ihn und sie und unsern teuern Meyer aufs herzlichste. Von ganzer Seele

Ihr

Humboldt.

Sie zeigen diesen Brief wohl nur Schillern. Vor einem andern als Ihnen beiden möchte ich nicht mit so précocen Urteilen erscheinen. — Verzeihen Sie, wenn er vielleicht teuer ist. Man kann aus Spanien schlechterdings nicht frankieren.

Meine Frau grüßt Sie von Herzen.

Mein Bruder ist in Cumana in Südamerika glücklich angekommen; er ist sehr vergnügt und hat, wie er mir schreibt, interessante Beobachtungen, vorzüglich auf dem Pic de Teneriffa gemacht. Er will einige Monate in Cumana und Carracas bleiben und wird, da sein letzter Brief schon vom 16. Juli ist, wohl jetzt nach der Havana gegangen sein.

Der Smaragdstufe trachte ich nach und denke sie gewiß zu bekommen.

37.

G. 4. Januar 1800.

Ihr lieber Brief aus Madrid ist schon vor einigen Wochen angekommen und ich zaudere nicht länger, Ihnen zu schreiben, wenn ich Ihnen gleich nicht eben viel bedeutendes zurückgeben kann.

Was ich Ihnen schrieb, daß mir Ihre Reise nach Spanien statt einer eignen dahin gelten würde, geht wirklich schon durch Ihren letzten Brief in Erfüllung. Ich bin Ihnen gern durch Frankreich gefolgt, und als ich Sie in den Pyrenäen wandern sah, erinnerte ich mich, daß eine mineralogische Reise durch dieses interessante Gebirg, von einem La Peyrouse[1]), die ich niemals angesehen hatte, unter meinen Büchern stehe. Da fand ich denn Spezialkarten, mineralogische Bemerkungen, auch manches, was sonst dem Reisenden auffällt. Zeichnungen von einzelnen interessanten Gebirgsteilen z. B. aus dem Tal von Cauterets, sogar den Vignemale, in einer zwar erbärmlichen, aber doch nicht ganz charakterlosen Darstellung.

So habe ich auch einige Reisebeschreibungen mit mehrerem Anteil durchblättert. Eine Karte von Spanien ist an meiner Türe angenagelt und so begleite ich Sie in Gedanken und hoffe, daß Sie mich nach und nach immer weiter führen werden.

Sogar habe ich mich den spanischen Schriftstellern wieder genähert und neulich das Trauerspiel N u m a n c i a von Cervantes mit vielem Vergnügen gelesen.

Was Sie uns schicken, soll uns immer willkommen sein, und was Ihre liebe Reisegefährtin für uns aufspart, nicht weniger.

Nun einiges von unsern Zuständen: Schiller ist hier, seine Frau wieder wohl, sie und ihre Schwester werden Ihnen wohl geschrieben haben.

Wir haben diesmal einen sehr dramatischen Winter. Kotzebue ist auch hier. Heute wird Gustav Wasa von ihm gegeben, ein historisches Schauspiel, worin 36 redende Personen vorkommen.

Den 30. Januar wird mein Mahomet gegeben, bald darauf wird wohl die Marie von Schiller aufs Theater kommen, davon wir Ihnen denn die Repetitionen auf künftigen Winter versprechen können.

Der November und ein Teil des Dezember waren sehr schön und gelind, nun haben wir Kälte und Schnee, wie es der Zeit gemäß ist, ohne Unterbrechung. Sie genießen wahrscheinlich jetzt einer sehr angenehmen Witterung.

38.

W. Paris rue et boulevard de Bondy nr. 42, 30. Mai 1800.

Sie erwarteten, mein teuerer Freund, daß ich Ihnen von dem interessantesten Teil meiner Reise seit Madrid eine gleich umständliche Beschreibung gäbe, als von der bis dahin, und in der Tat war es auch meine Absicht. Nur konnte ich leider bis jetzt nicht dazu kommen. Auf der Reise selbst sehen Sie sicherlich selbst die Unmöglichkeit ein. Wir wanderten so schnell, daß ich meine Zeit zum Einsammeln brauchte und selbst mein Tagebuch nur mit Mühe und Not fertig schaffen konnte. Seitdem ich aber hier bin, lebte ich in Unruhe und Sorgen. Unsere gemeinschaftliche Freundin, Frau von Wolzogen, hat Ihnen gewiß die Nachricht mitgeteilt, die ich ihr heute vor acht Tagen von der Entbindung meiner Frau gab. Seitdem wir hier ankamen, beschäftigte uns die Erwartung dieses Ereignisses, und Sie wissen selbst, wie es ist, wenn man eine Begebenheit vor sich weiß, die zweifelhaften Ausgangs ist, und wenigstens gewiß eine große Unterbrechung des alltäglichen Lebens hervorbringen muß. Man scheut sich alsdann vor jeder nicht augenblicklichen Arbeit, man möchte alles anhalten, bis man diesen Stein hinter sich sähe.

Er ist es jetzt und recht glücklich. Auch hoffe ich in einigen Wochen wieder freier zu arbeiten. Nur jetzt macht mir vorzüglich unzähliges Briefschreiben, das sich bei solcher Gelegenheit immer bei mir einstellt, sehr viel zu tun. Doch erhalten Sie noch, hoffe ich, das Erwartete, und Ihre spanische Karte soll nicht vergebens hängen. Teilweise wenigstens führe ich die Beschreibung Ihnen sicherlich fort. Nur müssen Sie wieder nicht mehr als einen Brief erwarten, was die Erinnerung und ein Augenblick gibt.

Meine Frau ist wohl und das Kind auch. Die erstere grüßt Sie innigst. Sie sehnt sich mit mir nach dem Wiedersehen Ihrer aller, das jetzt nur noch durch Monate von uns getrennt ist.

Ich lebe noch hier wie ein Einsiedler, in einer ziemlich abgelegenen Gegend der Stadt, aber in freier Luft, durch einen weiten Hof von deem öffentlichen Spaziergang getrennt und mit einem schattigen Garten. Da mich die Neugierde wenig mehr zu Dingen treibt die ich einmal kenne, und es der Menschen, die ich oft aufsuchen möchte, hier nur einige wenige gibt, die sich meist abends bei mir versammeln, so habe ich kaum ein anderes Bedürfnis, als spazieren zu gehen. Nur das Museum besuche ich noch fleißig; die Antiken habe ich erst einmal gesehen, und den Apoll nur erst von den Hüften an frei außer der Verpackung. Seit einigen Tagen ist er frei, aber man kann bis jetzt nur noch mit einem Konservateur hingehen, und diese Gelegenheit habe ich noch versäumt zu suchen. Gewiß aber ist es, daß keine bedeutende Statue durch den Transport gelitten hat. Das Einpacken erregt Bewunderung, wenn man es sieht.

An Ihren Auftrag, irgendeinen Abguß eines der athenienſischen Basreliefs zu besitzen, habe ich wohl gedacht. Aber es ist, wie es mir scheint, unmöglich. Ich habe mit Pajon,[1]) mit Visconti[2]) und andern gesprochen. Die erste Schwierigkeit ist die, daß diese Basreliefs nicht von diesen Männern, son-

dern von andern abhängen, mit denen ich wenig bekannt bin. Diese indes wäre zu überwinden. Die wichtigere ist die, daß alle mir sagen, es würde nicht vernünftig sein, das Abformen dieser Basreliefs zu erlauben, weil die Gipse selbst schon sehr gelitten haben. Sie setzen hinzu, daß, wenn man Ihren Rat einholte, Sie mit gutem Gewissen es nicht gestatten könnten. Auch ist es nicht richtig, daß man mit den Kunstsachen hier gleichsam mutwillig umgehe; was man davon erzählt, sind meist Uebertreibungen übel unterrichteter Reisender. Von diesen Basreliefs haben zwar die Konservateurs selbst eines, einen Centaur, abformen lassen. Aber es ist nicht allein das unbedeutendste, das Ihnen nicht einmal die Kosten wert wäre, sondern man hat auch dies Wagstück allgemein getadelt. Zu Ihrem Zweck zu gelangen, müßte man mit einer Petition beim Minister des Innern einkommen; dies könnte ich nun leicht, allein dieser würde es nicht zugeben, wenn nicht das Konservatorium ein beifälliges Gutachten gäbe, und dies Gutachten ist es, was aller Versicherung nach nicht gegeben werden kann.

Von einem athenienſischen Basrelief könnten Sie ohne Schwierigkeit einen Abguß erhalten, da es von Marmor ist und Visconti und Pajon, unter deren Aufsicht es sich befindet, mir schon ihre Stimmen dazu versprochen haben. Allein ich kann Ihnen nicht dazu raten. Es ist weder von den Propyläen, noch dem Tempel des Theseus, und zwar gut gearbeitet, aber gar nicht in jenem alten Stil. Es ist eine Reihe bekleideter Weiber, 6—8 Figuren, aber alle ohne Köpfe.

So viel hierüber. Hätten Sie noch einen Wunsch über diese Basreliefs, genaue Anzeige, Beschreibung derselben u. s. f., so schreiben Sie mir nur gleich und ich stehe Ihnen ganz zu Gebote.

Ueberhaupt tut es mir leid, daß ich wirklich, und gewiß ohne meine Schuld, unglücklich mit Ihren Aufträgen bin.

Auch die Smaragdstufe habe ich Ihnen nicht aus Spanien mitbringen können. Ich habe mich an den Professor der Mineralogie in Madrid, einen sehr gefälligen Deutschen, gewandt, und er hat mir gesagt, daß zwar vor einigen Jahren diese Stufen ziemlich gemein gewesen, jetzt aber mit Gelde aufgewogen würden und so nicht einmal sich fänden. Er selbst hatte in seinem Kabinet (und er ist das Orakel aller Sammler in Spanien) nur ein Stück einer Mutterstufe, in der der Kristall nicht einmal mehr sitzt.

Frau von Wolzogen wird Ihnen ein Briefchen von Frau von Staël mitgeteilt haben. Ich werde Gelegenheit finden, Ihnen in 8—10 Tagen ihr neues Werk, das dasselbe begleiten sollte, durch ein paar Dänen zuzusenden, die in der Nähe [von] Weimar vorbeireisen und es Ihnen schicken werden. Nehmen Sie es auch mir zur Liebe mit einiger Nachsicht auf. Die Staël ehrt Sie sehr, und es würde sie sehr freuen, wenn Sie ihr ein paar Worte sagen oder sagen lassen wollten. Ich habe jetzt nur noch etwa 14 Tage mit ihr zusammen hier zugebracht, sie aber täglich gesehen. Ich liebe sie sehr, bei manchen sehr weiblichen Zügen fehlt ihr freilich viel von dem, was wir schöne Weiblichkeit nennen, und bei einem bewunderungswürdigen Verstande ist sie nur selten, was uns geistvoll heißt. Aber sie besitzt eine unglaubliche Gutmütigkeit, bringt selbst mitten im Kreise kleinlicher Verhältnisse, der sie oft umgibt, alles auf Ideen und Empfindungen zurück, läßt der Natur und dem Gefühl ihr Recht, raisonnirt nie, wie hier so gewöhnlich, bis alle Wahrheit mit Stumpf und Stiel vertilgt und alles in Schall und Wort aufgelöst ist, sondern raisonniert sich vielmehr immer auf die Punkte hin, bei denen das bloße Raisonnement nun nichts mehr ausmacht, ist fast immer unparteiisch und vielseitig in ihren Ansichten, und groß und edel in ihrer Empfindungsart. Sie kommt mir immer wie ein freierer Charakter und kühnerer Geist vor, der, seitdem er anfängt, die Fittiche zu bewegen, in dem

Kinderrocke französischer Armseligkeit eingeschnürt ist. Auf gewisse Weise sind zwar ihre Bücher, wie bei allen Menschen, weniger als sie, aber auf andere auch mehr. Denn selten findet man sie im Gespräch so einsam, so ruhig oder so vertieft als in ihren Schriften. Ihre „Leidenschaften“[3]) scheinen mir immer ihr bestes Werk; dies kann natürlich für seinen eigentlichen Gehalt nur schwach sein. Um den Zustand der ganzen Literatur in allen Ländern und Zeiten zu beurteilen, fehlt es ihr natürlich an Philosophie und Gelehrsamkeit zugleich. Sie hat keinen deutlichen Begriff von dem, wohin der Mensch gelangen soll, und sieht alle Literaturen doch eigentlich als Französin an. Sie werden erstaunen, zu finden, wie unrichtig die Griechen behandelt sind. Wir Deutschen erkennen nicht genau, wieviel wir einzig dadurch gewinnen, daß Homer und Sophokles uns nah und gleichsam verwandt geworden sind. Wie sie über die Deutschen urteilen kann, sehen Sie selbst. In manchen Stücken ist es dieselbe Leier, wie weiland der Père Bouhours[4]) ungefähr wie ich noch neulich in Baillets Jugemens des savans fand, les allemans dans leurs écrits restent toujours allemans, Aber es sind auch einige Aussprüche, die mir viel wert sind, z. E.: En Allemagne les idées sont encore ce qui intéresse le plus au monde. Les Allemans n'ont point une patrie politique; mais ils se sont fait une patrie littéraire et philosophique, pour la gloire de laquelle ils sont remplis du plus noble enthousiasme. — Les hommes éclairés de l'Allemagne ont pour la plupart un amour de la vertu, du beau dans tous les genres, qui donne à leurs écrits un grand charactère. Ce qui distingue leur philosophie, c'est d'avoir substitué l'austérité de la morale à la superstition religieuse. En France on c'est contenté de renverser l'empire des dogmes etc. etc. Les Allemans sont éminemment propres à la liberté, puisque déjà dans leur révolution philosophique ils ont su mettre à la place des barrieres usées, qui tom-

baient de vétusté, les bornes de la raison naturelle. Les Allemans s'entendent mieux que nous à l' amélioration du sort des hommes; ils perfectionnent les lumières, ils préparent la conviction; et nous, c'est par la violence que nous avons tout essayé, tout entrepris tout manqué. Ueber Ihren Werther ist eine geistvolle Bemerkung in dieser Schrift. Sie sagt, man tadle Sie, Werthern noch ein anderes Leiden, als die Liebe, gegeben, Erniedrigung seines natürlichen Stolzes durch gesellschaftliche Verhältnisse hinzugefügt zu haben, und fährt dann fort: Goethe voulait peindre un être, souffrant par toutes les affections d'une âme tendre et fière, il voulait peindre ce mélange des maux, qui seul peut conduire un homme au dernier dégré du désespoir. Les peines de la nature peuvent laisser encore quelques ressources: il faut que la société jette ses poisons dans la blessure, pour que la raison soit tout à fait altérée et que la mort devienne un besoin. Könnten Sie besorgen, daß die Rezension dieser Schrift in Literarischen Zeitungen in unparteiische und milde Hände käme, so täten Sie der Staël einen Gefallen.

Ich werde Ihrem Buche eine französische Abhandlung beilegen, die ich hier geschrieben habe, um die Staël und einige
andere mit den Hauptideen meines deutschen Buches bekannt
andere mit den Hauptideen meines deutschen Buches bekannt
zu machen, und die in Millins Magazin abgedruckt ist. Diese Arbeit hat mich interessirt, weil sie mich gelehrt hat, wie man laviren muſt, wenn man in deutscher Richtung mit französischem Winde segeln will, und echt französisch zu schreiben, so viel ichs erreichen könnte, war meine Absicht. Urteilen Sie nun selbst. — Grüßen Sie Schiller, dem ich heute über acht Tage schreibe, und Meyer und alle unsere Freunde herzlich. Im Oktober, denke ich, bin ich mitten unter Ihnen. Vom Herzen adieu!

Humboldt.

Tieck, ein junger sehr talentvoller Bildhauer aus Berlin, von dem ich Ihnen ja wohl schon schrieb, bietet mir an, für Sie Croquis (mehr erlaubt seine Zeit nicht) von den athenienſischen Basreliefs zu machen. Wollen Sie dies und haben Sie etwas dabei zu bemerken? — Mein Teateraufsatz im fünften Stück der Propyläen, den ich selbst noch nicht sah, soll ja im Spectateur dn Nord übersetzt sein. Wie in aller Welt kommt man darauf? — Von Alexander weiß ich nichts Späteres, als den in Millins Magazin abgedruckten Brief vom 4. November.

39.

W.

Hier lieber Freund, das Buch der Staël und 3 Exemplare meines französischen Aufsatzes, alles zu freundschaftlichem Gebrauch.

Bei mir ist alles gesund.

Leben Sie herzlich wohl!

1. Juni 1800.

Ihr

Humboldt.

40.

W. (1800)

Sie wünschen, lieber Freund, daß ich fortfahre, Ihnen etwas Ausführliches über meine spanische Wanderung zu sagen, sowie ich es im Anfange derselben, bis Madrid hin tat; und ich erfülle Ihren Wunsch um so lieber, als ich ohnehin jetzt damit beschäftigt bin, meine auf der Reise gesammelten Materialien noch einmal durchzugehen und mit spanischen und ausländischen Schriften zu vergleichen.

Mir von fremdartigen Eigentümlichkeiten einen anschaulichen Begriff zu verschaffen, war, was ich vorzüglich bei

meinen Reisen beabsichtigte. Um das Ausland wissenschaftlich zu kennen, ist es nur selten nötig, es selbst zu besuchen; Bücher und Briefwechsel sind dazu weit sicherere Hilfsmittel, als eigenes Einholen immer unvollständiger und selten zuverlässiger Nachrichten. Aber um eine fremde Nation eigentlich zu begreifen, um den Schlüssel zur Erklärung ihrer Eigentümlichkeit in jeder Gattung zu erhalten, ja selbst nur um viele ihrer Schriftsteller vollkommen zu verstehen, ist es schlechterdings notwendig, sie mit eigenen Augen gesehen zu haben.

Auch die treuesten und lebendigsten Schilderungen ersetzen diesen Mangel nicht. Wer nie einen spanischen Eseltreiber mit seinem Schlauch auf einem Esel sah, wird sich immer nur ein unvollständiges Bild Sancho Pansas machen; und Don Quixote (gewiß ein unübertreffliches Muster wahrer Naturbeschreibung) wird doch nur immer demjenigen ganz verständlich sein, der selbst in Spanien war und sich selbst unter den Personen der Klassen befand, welche ihm Cervantes schildert. Der andere wird oft, statt der wahren Gestalten, nur Karikaturen sehen, und da er blos die Züge verbinden kann, welche der Dichter abgesondert hervorhob, so werden ihm die meisten ergänzenden und mildernden Nebenzüge mangeln.

Denn darauf gerade kommt es an, jede Sache in ihrer Heimat zu erblicken, jeden Gegenstand in Verbindung mit den andern, die ihn zugleich halten und beschränken.

Wie sichtbar ist dies nicht sogar bei der leblosen Natur! Was ist eine Pflanze, die ihrem vaterländischen Boden entrissen auf fremden verpflanzt ist? Was ein Orangenbaum oder eine Dattelpalme in unsern Treibhäusern und künstlichen Gärten, und was eine in den beglückten Fluren Valencias und in den Palmenhainen von Elche?

Es gibt eine große Menge von Verrichtungen im Leben, zu welchen der blos durch Ueberlieferung erhaltene Begriff



hinreicht, aber wenn Gefühl und Einbildungskraft in uns rege werden sollen, so wird immer mehr und etwas Lebendigeres erfordert. Ueberhaupt begnügen sich wohl alle untergeordneten Kräfte des Menschen, der sammelnde Fleiß, das aufbewahrende Gedächtnis, der ordnende Verstand an dem Zeichen, dem Begriff oder dem Bilde. Aber die höchsten und besten in ihm, diejenigen, welche seine eigentliche Persönlichkeit bilden, die Phantasie, die Empfindung, der tiefere Wahrheits- und Schönheitssinn, bedürfen zu ihrer kräftigern Nahrung auch der Sache, der Anschauung und der lebendigen Gegenwart.

Wenn nur wenige Reisende eigentlich diesen Gesichtspunkt, sich von jedem Gegenstand, der ihre Aufmerksamkeit an sich zieht, ein vollkommen individuelles Bild zu verschaffen, sein Dasein und seine Natur aus den Dingen, die ihn umgeben, und auf ihn einwirken, zu begreifen, und diesen anschaulichen Begriff wiederum andern gleich vollständig und lebendig zu überliefern — wenn, sag ich, nur wenige diesen Gesichtspunkt gefaßt haben, oder doch nur die Beschreibungen weniger in dieser Hinsicht großen Nutzen gewähren, so scheint mir dies nicht sowohl daher zu rühren, daß es ihnen an Empfänglichkeit mangelte, einen fremden Eindruck rein und unverändert aufzunehmen, sondern daher, daß sie sich dieser Empfänglichkeit nicht genug überließen. Bei dem Eintritt in ein fremdes Land fallen dem Reisenden immer eine Menge von Fragen ein, die er sich künftig einmal vorlegen könnte; auf alle sucht er die genügende Antwort, und eigene Erfahrung hat mich gelehrt, daß man darüber oft dasjenige versäumt, was man hernach nie wieder einholen kann. Man vergißt zu leicht, daß man auf einer (nicht zu einer einzelnen Untersuchung bestimmten) Reise, die immer ein Abschnitt im tätigen Leben und allein dem beschauenden gewidmet ist, blos herumstreifen, Menschen sehen und sprechen, leben und genießen,

jeden Eindruck ganz empfangen, und den empfangenen gewahren soll.

Dies habe ich auch zu tun versucht, aber wenn ich mich freilich meistenteils nur an das hielt, was ich selbst sah, so bin ich doch auch oft daneben von dem gegenwärtigen Zustand des Landes in den ehemaligen zurückgegangen, da das Bild des Menschen immer erst in einer Folge von Zeiten vollständig ist. Auch habe ich die Schriftsteller der Nation sorgfältig verglichen, um womöglich auch in ihnen nichts vorbeizulassen, was vorzüglich charakteristisch scheinen konnte.

Wir umfassen mit unserer unmittelbaren Erfahrung nur eine so kleine Spanne des Raumes und der Zeit, und doch können wir es uns nicht verleugnen, daß wir nur dann das Leben vollkommen genießen und benutzen, wenn wir uns bemühen, den Menschen in seiner größten Mannigfaltigkeit, und in dieser lebendig und wahr zu sehen. Sollte es daher nicht der Mühe wert sein, mehr als bisher geschehen ist, Gestalten der Natur und der Menschheit aufzufassen und zu zeichnen? zu sehen, was die erstern wirken und wozu sich die letztern ausbilden können? Freilich gibt es nicht gerade ein einzelnes Fach weder der Wissenschaften, noch der Beschäftigungen, in welchen diese Bemühung unmittelbar eingreifen könnte. Für die Menschenkenntniß, welche das geschäftige Leben fordert, dürfte sogar diese allgemeine den Sinn nur verwirren und abstumpfen.

Aber dem Künstler und dem Menschen überhaupt, jenem um sein Werk, diesem um sich selbst zu bilden, müßte, dünkt mich, ein solcher Versuch höchst erwünscht sein; und ich darf daher hoffen, daß Ihnen meine Schilderungen gerade darum willkommener sein werden, weil sie von diesem Gesichtspunkte ausgehen.

Für heute wünsche ich, Sie in eine Gegend zu führen, mit der wohl nur aufs höchste noch ein paar andere in Europa verglichen werden können, wo die Natur und ihre Bewohner

in wunderbarer Harmonie miteinander stehen, und wo selbst der Fremde sich auf einige Augenblicke abgesondert wähnend von der Welt und den Menschen, mit sonderbaren Gefühlen auf die Dörfer und Städte hinabblickt, die in der unabsehlichen Strecke zu seinen Füßen liegen — in die Einsiedlerwohnungen des Monserrats bei Barcelona.

Ich habe zwei unvergeßlich schöne Tage dort zugebracht, in denen ich unendlich oft Ihrer gedachte. Ihre Geheimnisse schwebten mir lebhaft vor dem Gedächtnis. Ich habe diese schöne Dichtung, in der eine so wunderbar hohe und menschliche Stimmung herrscht, immer außerordentlich geliebt, aber erst, seitdem ich diese Gegend besuchte, hat sie sich an etwas in meiner Erfahrung angeknüpft; sie ist mir nicht werter, aber sie ist mir näher und eigener geworden.

Wie ich den Pfad zum Kloster hinaufstieg, der sich am Abhange des Felsens langsam herumwindet, und noch ehe ich es wahrnahm, die Glocken desselben ertönten, glaubte ich Ihren frommen Pilgrimm vor mir zu sehen; und wenn ich aus den tiefen grünbewachsenen Klüften emporblickte, und Kreuze sah, welche heilig kühne Hände in schwindelnden Höhen auf nackten Felsspitzen aufgerichtet haben, zu denen dem Menschen jeder Zugang versagt scheint, so glitt mein Auge nicht, wie sonst, mit Gleichgültigkeit an diesem durch ganz Spanien unaufhörlich wiederkehrenden Zeichen ab. Es schien mir in der Tat das,

Zu dem viel tausend Geister sich verpflichtet,
Zu dem viel tausend Herzen warm gefleht.

Und wie sollt' es auch anders sein? Die Größe der Natur und die Tiefe der Einsamkeit erfüllen das Herz mit Gefühlen, die selbst der leersten Hieroglyphe bedeutenden Inhalt zu geben vermöchten, und wie wir auch über eine Meinung oder einen Glauben denken mögen, so steht immer als Vermittler zwischen uns und ihm der Mensch, aus dessen Empfindungen er entsprang. In dem Getümmel der Welt vergessen wir

das oft und urteilen rasch und hart darüber ab; aber milder gestimmt in der Stille der Einsamkeit ist uns alles, was menschlich ist, auch näher verwandt. Lange hab' ich mich nicht losreißen können von dem Gipfel dieses wunderbaren Berges, lange hab' ich wechselsweise meine Blicke auf die weite Gegend vor mir, die hier von dem Meere und einer schneebedeckten Gebirgskette umgrenzt ist, dort sich ins Unabsehliche hin verliert, bald auf die waldichten Gründe unter mir geworfen, deren tiefe Stille nur von Zeit zu Zeit der Ton einer Einsiedlerglocke unterbricht. Ich habe mich nicht erwehren können, diesen Platz als den Zufluchtsort stiller Abgeschiedenheit von der Welt anzusehen, wo die gewiß nur Wenigen ganz fremde Sehnsucht, mit sich und der Natur allein zu leben, volle und ungestörte Befriedigung genösse; und sollte nicht billigerweise jeder rein menschlichen Empfindung auf Erden ein von der Natur besonders für sie begünstigter Ort geheiligt sein, zu welchem der Mensch, wenn nicht selbst, doch wenigstens seine Einbildungskraft und seine Gedanken retten könnte.[1])

41.

G. 16. September 1800.

Vorstehendes[1]) war schon vor sechs Wochen geschrieben und blieb in Jena liegen, als ich unvermutet von dort abgerufen wurde. Ich gedachte Ihnen noch manches von unsern literarischen und philosophischen Händeln zu schreiben; will mich aber kurz fassen, damit Sie nur ein Lebenszeichen von mir sehen.

Durch Ihren Montserrat haben Sie uns ein großes Vergnügen gemacht. Die Darstellung ist sehr gut geschrieben, man liest sie gern und man kann sie aus der Einbildungskraft nicht los werden. Ich befinde mich seit der Zeit, ehe ich michs versehe, bei einem oder dem andern Ihrer Eremiten.

Wegen des Drucks bin ich in einiger Verlegenheit. Ich möchte den Aufsatz nicht gern für die Propyläen verlieren; aber ins gegenwärtige Stück geht er nicht mehr und ich weiß nicht, wann ich an das nächste kommen werde.[2]) In dem Merkur wird er auch nicht auf einmal ganz eingerückt werden können; denn es macht gegen 5 Bogen unseres Propyläendruckes. Ich will ihn auf alle Fälle zurückhalten, bis ich wieder Antwort von Ihnen habe.

Ich kann Ihnen nicht aussprechen, wie sehr ich mich freue, die übrigen Teile Ihrer Reisebeschreibung zu sehen. Wenn ein Freund, mit dem wir in den Hauptpunkten der Denkweise einstimmen, uns von der Welt und ihren Teilen erzählt, so ist es ganz nahe als wenn wir sie selbst sähen. Ich suchte gestern den Montserrat in einer spanischen Reise auf und es war eben so gut wie gar nichts. Fast glaube ich, der Reisebeschreiber ist nicht oben gewesen.

Haben Sie recht viel Dank für die übersendete Skizze des Sextus, mit der erläuternden Beschreibung. Auch hier sieht man die wunderbare sentimentale Wendung, welche die französische Kunst dem Geist des Jahrhunderts gemäß, immer mehr und mehr zu nehmen auf dem Wege ist. Es scheint eben durch die Künstler aller Nationen durchzugehen dasjenige ausdrücken zu wollen, was man nicht ausdrücken kann noch soll.

Gleichen Dank für alle Bemühungen, die Sie angewendet haben, mir zu Abgüssen einiger griechischer Kunstwerke zu verhelfen, wir wollen denn unsere Begierde darnach mäßigen und zähmen.

Suchen Sie doch übrigens ja einen Korrespondenten in Paris zu erhalten, damit man zeitig erführe, was in Kunst und Wissenschaft dort vorginge. Es wird zwar alles dies in Deutschland novellistisch und journalistisch herumgeschleift, aber auf eine so fatale und unzulängliche Weise, daß man auf diesem unreinen Weg nichts davon erfahren mag. Ich habe

auf der Leipziger Messe Philiberts Botanik und ein neues physikalisches Lexikon angeschafft, die mir manches zu denken geben, worüber ich aber von Ihnen die näheren Anschlüsse hoffen kann.

Ich lege, damit Sie doch auch das Neuste aus Deutschland erfahren, eine Ankündigung[3]) bei, die, wie Sie wohl gleich sehen werden, von Fichten geschrieben ist. Die Gebrüder Schlegel haben von der andern Seite ein ähnliches Institut, in Cottas Verlag übernommen,[4]) und beide gehen darauf aus, der Literaturzeitung zu schaffen zu machen[5]). Diese hat nun Griesbach an der Spitze der Direktion. Hufeland[6]) ist in der Zeit der großen Händel, welche Wilhelm Schlegel und Schelling erregt hatten, abgegangen.

Schiller ist poetisch tätig, ich bin es nicht so sehr als ich wünschte. Die zur Produktion so nötige Muße fehlt immer mehr je älter man wird. Grüßen Sie Ihre liebe Reisegefährtin. Möge doch eine gute Gesundheit Ihr Geleitsmann bleiben! Haben Sie ja die Güte uns den Zeitpunkt Ihrer Ankunft näher zu bestimmen.

Jena, am 15. September 1800.

42.

W. Paris, 10. Oktober 1800.

Ich habe Ihren freundschaftlichen Brief vom 16. pr[aeteriti] erhalten, mein teuerer Freund, und antworte Ihnen heute mehr, um Ihnen dafür zu danken und Ihnen ein Lebenszeichen zu geben, als weil ich Ihnen gerade jetzt etwas Wichtigeres mitzuteilen hätte. Es ist, dünkt mich, schon sehr viel gewonnen, wenn man in ununterbrochener Gemeinschaft bleibt. Ich bitte auch Sie, mir recht bald wieder zu schreiben; daß mich, was Sie mir von Ihren oder Schillers Arbeiten sagen können, immer aufs höchste interessiert, versteht sich von selbst. Aber auch andere blos historische Notizen

aus der deutschen literarischen Welt sind mir jedesmal sehr willkommen.

Ihr Urteil über das Buch der Staël[1]) hat mich sehr gefreut. Es trägt das Gepräge der Billigkeit, die man ihr selten widerfahren läßt. Wie Ihnen, ist es auch mir immer vorgekommen, als sei ihr der Kreis, in den Erziehung und Bildung unter Franzosen und durch französische Literatur sie gebannt hat, zu enge, als strebte sie sich davon los zu machen, ohne daß dies doch jemals gelingen kann. Es ist ein wunderbares Phänomen, mitten in einer Nation manchmal Menschen zu finden, die einen fremden Geist in diesen Banden der Nationalität tragen, und ich möchte nicht entscheiden, ob hier nicht ein Streit zwischen der angeerbten, bei der Staël also deutschen Eigentümlichkeit und der durch Bildung erworbenen sei. Auch in Rousseau ist, dünkt mich, etwas Aehnliches, nur daß seine größere Geisteskraft weniger die Fesseln sehen läßt, die ihm dieser innere Widerstand anlegt. Wo man sonst französische Schriftsteller findet, die von dem gewöhnlichen französischen Wesen abweichen, wie Diderot, Mirabeau, Mercier (wenn es irgendwo der Mühe wert ist, ihn zu nennen) und Retif, so ist es doch etwas anderes. In diesen scheint mir nur Streit des natürlichen mit dem konventionellen Charakter; in Diderot, Mercier, selbst Mirabeau ist auch viel Fronderie (gerade wie im Politischen war). Da sie nicht Talent genug hatten, die ersten Stufen in der bekannten Art zu erreichen, schufen sie sich eine andere, indem sie diese bestritten. Nur darum borgten sie bei dem Auslande, um die Sache war es ihnen fast nie zu tun.

Der Beifall, den Sie meinem Montserrat geben, hat mich sehr gefreut, und mir erst Mut gemacht, eigentlich an meine Reise zu denken. Ich war furchtsam, weil ich nie etwas in dieser Art versucht hatte. Die Länge, die er im Druck haben wird, erschreckt mich ein wenig. Ich wünschte, Sie sagten in einer Anmerkung, mein Lieber, daß dies Stück eine Probe

einer neuen Reise durch Spanien sei, die in kurzem erscheinen werde, daß aber der Verfasser derselben (Sie mögen mich nun nennen oder nicht) die Absicht habe, alle diejenigen Gegenstände zu übergehen, die schon von andern hinlänglich beschrieben wären, und sich dagegen desto länger bei denjenigen aufzuhalten, von welchen er eine vollkommenere Schilderung, als seine Vorgänger, zu geben im Stande sei. Auch ist dies in der Tat meine Absicht. Da ich nur sehr kurze Zeit in Spanien war, da ich alles Statistische weglassen will und muß, und nichts ist, das nicht schon mehr als blos angezeigt wäre, so muß ich diese Arbeit wirklich mit einiger Kunst behandeln. Ich werde daher einige Punkte (und unter diesen wird leicht immer der Montserrat der vorzüglichste bleiben) herausheben, doch aber das Ganze so verbinden, daß der Leser ein fortschreitendes Bild von dem Lande bekommt, was vor allem dadurch möglich ist, daß ich die verschiedene Gestalt, welche das verschiedene Klima der Natur gibt, sorgfältiger beachte. So kann das Werk Individualität bekommen, und diese ist es doch, die jede Reisebeschreibung haben muß. Vor allem werde ich für nicht allzu große Ausführlichkeit sorgen, damit der Ueberblick schneller und lebendiger sein kann. — Daß Sie dem Montserrat eine Stelle in den Propyläen vergönnen wollen, wird mir sehr lieb sein, und ich bitte Sie ja, ihn so lange liegen zu lassen, als dies nötig ist. Es hat schlechterdings keine Eil. Ich weiß niemand, der jetzt oder kürzlich in Spanien reiste, und selbst so würde ich keine Konkurrenz fürchten, da ich mehr auf meine Ansicht der Sachen, als auf trockene Beschreibung rechne. — Fänden Sie gelegentlich des Schramms von mir zitirtes Brückenwerk, und wollten Sie nachtragen, was nach demselben etwa über die Hannibalsbrücke mehr zu sagen wäre, so würde es mir sehr lieb sein. Auch wünschte ich: Sie könnten Thicknesse's Reise nachlesen und mir sagen, wie seine Schilderung des Montserrats sich zu

meiner verhält. Er soll die ausführlichste unter allen Reisebeschreibern haben, und ich habe ihn leider hier nicht auftreiben können.

Obgleich ich seit dem Montserrat noch kein anderes Stück fertig gemacht habe, bin ich nicht untätig gewesen, sondern habe viel nachgelesen und studiert.

Der junge Bildhauer Tieck aus Berlin, von dem ich Ihnen schon einigemal schrieb, hat in diesen Tagen den Preis gewonnen, der alle Jahre für die angehenden Maler, Bildhauer und Architekten ausgesetzt wird, und ist in der letzten öffentlichen Sitzung des Nationalinstituts gekrönt worden. Eigentlich besteht der Preis in einer zu einer Reise nach Italien bestimmten Pension. Diese hat Tieck, als ein Ausländer, nicht erhalten können.

Auf der diesjährigen Kunstausstellung würden Sie doch ein paar Stunden mit Interesse zubringen. Sie enthält eine beinahe vollständige Musterkarte aller Arten des hiesigen Geschmacks oder besser Ungeschmacks. Ich werde suchen, Ihnen mit Tiecks Hilfe eine kurze Beschreibung davon für die Propyläen zu schicken.

Von deutscher Literatur kommt mir hie und da ein Bruchstück in die Hände, das ich dann mit Begierde ergreife. So bin ich neulich auf ein Stück des Athenäums[2]) gestoßen, das einen Aufsatz über Poesie von Friedrich Schlegel enthält. Ich habe diesen mit großem Interesse gelesen. Der Stil hat etwas durchaus eigenes, eine Sprache, in der zugleich eine scharfe und schlagende Verstandesstärke (in der Art der Lessingschen) und eine große Fülle der Einbildungskraft herrscht. In Absicht der Sachen und des Inhalts hat mir die mystische Dunkelheit und eine gewisse Einseitigkeit im Urteil mißfallen, aber immer muß man, dünkt mich, gestehen, daß diese Zeitschrift dafür, daß sie fast nur das Werk eines Menschen ist, einen, für die Art der Verarbeitung freilich übermäßigen, aber doch seltenen Gehalt hat. Zur Charakteri-

sierung deutscher Art in diesem Jahrfünft gibt sie einen wichtigen Beitrag. — In demselben Stück waren Naturbetrachtungen auf einer Schweizerreise, die mir stellenweis gut gefallen haben. Warum aber schreibt man nicht in Versen, wenn man einmal einen so dichterischen Ton annimmt?

Der Wallenstein hat mich ein paar Wochen hindurch sehr ernsthaft beschäftigt. Es ist ein ungeheures Leben in diesen drei Stücken, eine wirkliche neue Welt. Wir müssen noch oft und viel miteinander darüber sprechen, für einen Brief ist es kein Gegenstand.

Aber wann sprechen wir uns endlich einmal, mein teurer Freund? Auch Sie fragen mich darum; aber die bestimmte Antwort, die Sie wünschen, kann ich leider noch nicht geben. Was uns bis jetzt aufgehalten hat, ist, daß wir unserm jüngsten Mädchen die Blattern einimpfen lassen. Dies hat einmal nicht gefaßt, jetzt ist es wiederholt worden und scheint zu glücken. Auch meine Frau war nicht wohl. Sie litt in unangenehmen Herbsttagen, die wir hier hatten, gar sehr an Flüßen und Zahnschmerz. Sobald wir können, reisen wir gewiß, aber es ist ungewiß [wann], und dieser Monat wird wohl noch darüber vergehen.

Schreiben Sie nur immer auch aufs Ungewisse noch her. Ich sorge dafür, daß keiner Ihrer Briefe fehl geht.[3])

Daß die Allgemeine Lit. Zeitung wirklich zu Grabe zu gehen scheint, würde mir noch mehr leid sein, wenn sie nicht schon lange blos vegetirte. Warum aber auch Fichte und die Schlegels ihre Kräfte noch teilen, ist wunderbar. Fichte habe ich diesen Sommer aufs neue studiert und er hat mir sehr gefallen. Sein Naturrecht ist wirklich ein großes Werk, und auch der Stil hat eine originelle Stärke. Bei der Bestimmung des Menschen habe ich manchmal lächeln müssen. Das relative Ich spielt darin hie und da eine närrische Rolle.

Den Leuten hier gehen deutsche Namen mehr als sonst durch den Mund. Wo man hinhört, kommt doch etwas vor.



Die Uebersetzung Hermanns und Dorotheas[4]) hat doch ein ziemliches Publikum gefunden. Indes muß man in solchen Fällen den Beifall der Franzosen nicht auf eine für sie und ihren Geschmack zu günstige Art auslegen. Auch das Gute gefällt ihnen in dieser Art meist durch eine schiefe Ansicht. In der letzten Sitzung des Nationalinstituts[5]) wurde öffentlich dieser Uebersetzung und dabei Ihrer, Schillers und Klopstocks erwähnt.

Meine Frau grüßt Sie freundschaftlichst. Sehr viel herzliche Grüße von uns beiden an Meyer, die Wolzogen und die Imhoff. Leben Sie innigst wohl!

Ich bin ausgezogen und meine Adresse ist jetzt: rue St. Honoré, hôtel de Vauban, nr. 88 près la place Vendôme.

Von Herzen

Ihr

Humboldt.

43.

G. 19. November 1800.

Nur einen kurzen und flüchtigen Brief, lieber Freund auf Ihre letzte Zuschrift vom 10. Oktober.

Ich kann wohl denken, wie schwer es hält sich von Paris los zu machen. Eine Reise zu endigen ist immer so umständlich als sie anzutreten. Indessen freuen wir uns schon zum voraus Sie wieder zu sehen, und Ihnen in Austausch für die vielen Erfahrungen, von den wunderlichen Uebungen Nachricht zu geben, die in Deutschland das Subjekt bisher mit sich selbst vorgenommen hat.

Schade, daß die kritisch-idealistische Partei, der wir schon so viel verdanken, in sich selbst nicht einig ist, und das Grundgute ihrer Lehre, das ohnehin so leicht mißgedeutet werden kann, mit Uebermut und Leichtsinn zur Schau ausstellt.

Wegen Ihrer Reisebeschreibung habe ich mit Schillern schon gesprochen. Sie werden an uns recht lebhafte Teilnehmer finden.

Den Thicknesse über den Montserrat müssen Sie notwendig lesen und die Vergleichung selbst anstellen. Es ist ausführlich genug, doch scheint mir der Gegenstand durch Ihre Ansicht wieder neu zu werden.

Versäumen Sie ja nicht mir die Nachricht von der Pariser Ausstellung entweder zu übersenden oder sie mitzubringen. Vielleicht hätte Herr Tieck die Gefälligkeit mir bei dieser Gelegenheit einige nähere Notiz von den französischen Künstlern zu geben, auch den Geburtsort, das Alter und was sonst von ihnen merkwürdig ist, anzuzeigen und mit mir, wenn Sie Frankreich verlassen, in eine unmittelbare Korrespondenz zu treten.

44.

W. Paris, 6. Dezember 1800.

Ich habe Ihr Zettelchen vom 19. 9. cr. richtig erhalten, und obgleich eigentlich nichts darauf zu antworten ist, und ich grade jetzt keine Zeit habe, Ihnen etwas eignes zu schreiben so mag ich doch Burgsdorff nicht wegreisen lassen, ohne ihm wenigstens ein Zeichen des Lebens an Sie, mein teurer Freund mitzugeben.

Wir sind noch immer hier und ich habe die Hoffnung fast aufgegeben, Sie vor dem Frühjahr zu sehen. Der Winter, der jetzt vor der Tür ist, macht einer Familie eine Reise durch deutsche und was jetzt fast gleichviel ist, französische Wege unmöglich. Auch hat mich wieder ein häusliches Ereignis betroffen, das mein Fortrücken, sogar in Arbeit und Studien sehr zurückhält. Ein junger Mensch, den ich bei meinen Kindern habe[1]), ist mir vor etwa 3 Wochen plötzlich krank geworden, und nun muß ich den größesten Teil der Zeit

dem Unterricht und der Aufsicht widmen, die er mir sonst abnahm. Unglücklicherweise scheint sein Uebel noch dazu langwieriger Art.

Dies hat auch meine Arbeiten über Spanien zurückgesetzt. Ich bin jetzt eben mit der Beschreibung des Sagunter-Theaters fertig geworden. Sie hat mich unendliche Zeit gekostet. Ich habe mich nicht enthalten können, dabei in das Szenenwesen der Alten einzugehen, und Sie wissen, wohin solche Untersuchungen führen und wieviel Zeit sie fressen.

Thicnesse über den Monserrat habe ich jetzt selbst aufgetrieben und gelesen; aber ich finde nichts in meiner Beschreibung nach ihm zu ändern. In historischen Umständen ist er unrichtig und flüchtig; gesehen hat er mehr als ich, aber es dünkt mich, so trocken und weitschweifig beschrieben, daß ich die Vergleichung mit ihm nicht fürchte. Ueberhaupt kommt es ja wohl bei Beschreibungen auch auf die Art der Ansicht an. Indes fühle ich immer mehr die Schwierigkeit meines Unternehmens. Alle Gegenstände sind schon berührt, manche erschöpft, über viele kann ich wenigstens nichts hinzusetzen. Wenigstens hat alles schon den Reiz der Neuheit verloren.

Ich habe seit längerer Zeit eine Abhandlung über Nationalcharakter und Sprechverschiedenheit und ihren Einfluß im Sinn. Diese umzuarbeiten wünschte ich mir eine glückliche Stimmung. Denn ich möchte darin nicht blos raisonnieren, sondern vom Leben ausgehen und zum Leben immer wieder zurückkehren. Sie würde eine gute Art Frontispiz zu meinen Reisefragmenten abgeben.

An dem Aufsatz über die Pariser Kunst arbeitet Tieck noch. Er soll, denke ich, Ihrer Erwartung entsprechen. Auch wird Tieck sehr gern in Korrespondenz mit Ihnen treten, wenn ich fort bin. Was könnte ihm gleich schmeichelhaft und erwünscht sein? Burgsdorff[2]) wird Ihnen Zeichnungen von ihm zeigen; aber ich wollte Sie sähen eine Kopie die er für

meine Frau von der Madonna della Sedia gemacht hat. Sie ist in der Tat vortrefflich.

Bitaubé hat sich durch Ihren Brief[3]) sehr angenehm überrascht gefunden.

Burgsdorffs Erscheinung wird, hoffe ich, nicht ohne Interesse für Sie sein. Er kennt Paris von der Kunstseite sehr gut, hat viel gesehen, und hat wenigstens gewiß eine nicht gemeine Ansicht der Kunstwerke. Aber Sie selbst werden das nach einigen Stunden Umgangs am besten beurteilen.

Ihr Wort[4]) von den wunderlichen Uebungen die in Deutschland das Subjekt mit sich selbst vorgenommen hat — ist unnachahmlich gut. Wirklich ist es ein Brüten in und über sich selbst, was dort vorgeht. Aber Sie wissen, daß ich, meiner Art nach, dieser Selbstbeschäftigung sehr hold bin. Und wer drei Jahre in Frankreich gelebt hat, könnte sogar ihre Exzesse lieben. Hier fühlt man recht, daß man alles Objekt verliert, wenn man immer nur außenseits herum tappt, ohne je einen Griff in den eigenen Busen zu tun.

Aber leben Sie herzlich wohl. Ich umarme Sie ja bald wieder auf deutschem Boden. Viele freundschaftlichen Grüße an Meyer, Fr. v. Wolzogen und Frl. Imhoff.[5]

Ihr

Humboldt.

45.

W. (11. Nov. 1801.)

Wie fatal, liebster Freund, ist unser Briefwechsel fast ein Jahr gestört gewesen. Ihre Krankheit, meine Reisen, so viele andere kleinere Umstände nicht gerechnet, haben uns ganz aus dem schönen gewohnten Gleise gebracht. Ich hoffte, mich für diesen Verlust in Weimar zu entschädigen. Ich rechnete darauf, vier Wochen ununterbrochen mit Ihnen zuzubringen.

Aber wie wurden alle diese Hoffnungen vereitelt! Sie waren abwesend[1]), Schiller verreiste drei Tage nach meiner Ankunft, ich mußte fort, ohne Sie gesehen zu haben, und nachher hatte ich nicht Zeit wiederzukommen.

Aber genug des Klagens, und weil ich nicht mehr klagen will, so rede ich Ihnen auch nicht von meiner jetzigen Existenz. In einigen Wochen wird sie besser sein, und dann rede ich Ihnen wieder von meinen Beschäftigungen und was Sie sonst von hier aus interessieren mag.

Heute gebe ich nur Gentz diese Zeilen an Sie mit. Er reist in Begleitung seines Bruders[2]) nach Weimar, um Sie und Schiller zu sehen. Empfangen Sie ihn gütig, haben Sie ihn einmal aufgenommen, so werden Sie ihn gern bei sich festhalten. Er gehört zu der Klasse der wenigen, die bei der innigsten Bekanntschaft auch am meisten gewinnen, und der Menge anders erscheinen, als dem Zirkel derer, die sie lange und anhaltend sehen. Ich lebe seit zwölf Jahren in sehr enger Vertraulichkeit mit ihm und immer sind mein Interesse und meine Liebe für ihn gewachsen.

Ich gebe Gentz ein kleines portugiesisches Buch über die Farben.[3]) Es enthält eine Theorie, die mir der Ihrigen sehr ähnlich scheint und ist von dem ehemaligen portugiesischen Gesandten in Madrid, der es mir dort geschenkt hat. Er hat eigentlich mehrere Abhandlungen über diesen Gegenstand geschrieben, die aber alle im Auszug in dieser enthalten sind. In Deutschland ist dieses Werkchen noch, so viel ich weiß, ganz unbekannt. Zwar hatte Professor Herrgen in Madrid die sämtlichen Abhandlungen des Verfassers über diesen Gegenstand übersetzt und an Dietrich in Göttingen geschickt. Er wußte aber, als ich in Madrid war, nicht einmal, ob sie angekommen wären.

Ich zweifle nicht, daß Sie des Portugiesischen mächtig genug sind, diese Kleinigkeit zu verstehen, und im Fall Sie es interessant finden, zu übersetzen. Macht es Ihnen indes

nur einige Mühe, so schicken Sie mir das Büchelchen, das ich übrigens für Sie bestimme, durch Gentz zurück und Sie sollen in acht Tagen eine Uebersetzung neben dem Original haben.

Wollen Sie öffentlichen Gebrauch davon machen, so erlauben Sie mir wohl, Ihnen eine Note über den Verfasser dazu mitzuteilen.

Leben Sie wohl, liebster Freund! Schreiben Sie mir ja recht bald ein Wort. Das Leben verrinnt so schnell und hat keine Freude, als freundschaftliche Berührung und Mitteilung.

Tausend Grüße an Meyer.

Meine Frau trägt mir die herzlichsten Grüße an Sie auf.

Von ganzer Seele

Ihr

11. November [1801]. Humboldt.

Wie sind Sie mit Tieck zufrieden?

D. Grapengießer bittet Sie, einliegendes Buch von ihm anzunehmen und sich seiner dabei zu erinnern.

46.

G. (29. Jan. 1803.)

Es war mir äußerst unangenehm, Sie in Weimar verfehlt zu haben. Wenn man so lange auseinander gewesen ist, gehört eine mündliche Unterhaltung dazu, um sich wechselsweise über die gegenwärtigen Zustände klar zu machen. Von Ihnen haben mir die hiesigen Freunde manches erzählt, aber mich nur um so begieriger gemacht, auch an denen Schätzen, die Sie auf der Reise erbeutet, Teil zu nehmen und die Hoffnung, bald etwas davon zu lesen, war mir um desto angenehmer.

Was mich betrifft, so können Sie leicht denken, daß man

in meinen Jahren nicht leicht etwas Neues angreift, und mein Wunsch darf nur sein, nach einiger Zeit, bei einem freundschaftlichen Examen dergestalt zu bestehen, daß man mich nicht stationär finde.

Daß Sie Herrn Gentz bei mir einführen wollen, dafür danke ich Ihnen bestens. So sehr ein Mann sich auch selbst empfiehlt, so sehr begünstigt die Empfehlung eines Freundes die ersten Augenblicke der Bekanntschaft.

Für die Portugiesische Schrift danke ich recht vielmals, ich kann damit so ziemlich zurechtkommen. Es ist sehr angenehm zu sehen, wie ein Gegenstand, der uns interessiert, die Aufmerksamkeit so manches andern gleichfalls in Bewegung setzt. Dieser Freund begeht den Fehler, dem viele in derselben Materie, sowie den verwandten Fächern ausgesetzt waren; anstatt eine partiale Erscheinung recht zu entwickeln, fundiert er gleich eine Hypothese, einen theoretischen Ausspruch darauf. Anstatt ein merkwürdig Phänomen in Reihe und Glied zu stellen, will er mit demselben, als einer Zauberformel, das ganze Fach erobern.

Sagen Sie mir doch etwas näheres von seinen Lebensumständen! Ich will mich doch in Göttingen ehestens nach jenen Uebersetzungen erkundigen.

Tieck, den Sie ja selbst näher kennen, ist eine Zeit lang bei uns gewesen; als Künstler und Mensch erregt er lebhaftes Interesse. Er besitzt ein schönes Talent, das er treulich ausgebildet hat; nur leidet er gar zu sehr an den affectionibus juventutis, indem er sich ein äußerst heftig absprechendes Urtel erlaubt, das denn doch oft eine große Beschränktheit andeutet. Dieses schadet ihm nicht allein innerlich, indem es ihn für guten, fördernden Rat unempfänglich macht, wie ich bei verschiedenen Gelegenheiten bemerken können, teils äußerlich, in Bezug auf die Gesellschaft, indem er sich ganz ohne Not, Zweck, Widersacher, Feinde und strenge Richter aufregt.

Können Sie hierin etwas auf ihn wirken, so werden Sie ein großes Verdienst um ihn haben; denn er ist, wie ich merke, zugleich sehr empfindlich und mag nicht wohl vertragen, daß es aus dem Walde schalle, wie er hinein gerufen hat. Und freilich ist es eine ganz natürliche Folge, daß man demjenigen, der alle Menschen beurteilt, als wenn sie unbedingt wirken könnten, wenn er selbst produziert, diejenigen Bedingungen auch nicht gelten läßt, welche ihn beschränken, sondern gleichfalls, bei Beurteilung seiner, ein Absolutes zum Maßstab nimmt.

Herrn Doktor Grapengießer danken Sie schönstens und sagen mir, ob wir Hoffnung haben, Sie bald wieder zu sehen. Schreiben Sie mir von Zeit zu Zeit, damit wir uns nach und nach wieder eingewöhnen.

Ihrer lieben Dame den schönsten Gruß.[1])

Weimar, am 29. November 1801.

47.

W. (31. Aug. 1802.)

Sie werden einem Abgehenden verzeihen, teuerer Freund, daß er so unordentlich im Schreiben ist und heute Ihnen nur wenige Worte sagt.

Ich denke den 8. September von hier abzureisen und kann unmöglich Deutschland verlassen, ohne Sie und Schiller noch einmal zu sehen. Ich habe mir daher vorgenommen, von Leipzig oder Zeitz aus, wo ich meine Kinder lassen will, auf zwei, drei Tage mit meiner Frau nach Weimar zu kommen[1]), und eile Ihnen vorläufig davon Nachricht zu geben, damit nicht etwa ein ungünstiges Schicksal Sie eine Exkursion machen läßt, die Sie mir zu Liebe aufschieben.

Es hat mich innig geschmerzt, Sie in so vielen Jahren gar nicht zu sehen. Ich werde es jetzt freilich auch nur auf



wenige Tage; aber auch das ist viel, und vielleicht zieht Sie auch wieder einmal ein schönerer Himmel an.

Herzliche Grüße an Meyer und Schiller.

Mit innigster Freundschaft

Ihr

Humboldt.

31. August 1802.

Auf der Adresse:

An Herrn Geheimrat von Goethe
Hochwohlgeb.
in
Weimar.

In dessen Abwesenheit an Herrn Hofrat Schiller, mit Bitte es zu erbrechen, abzugeben.

48.

Karoline. Florenz, den 11. November 1802.

Humboldt hat heute so viel zu tun, daß er fürchtet, nicht dazu zu kommen, Ihnen, teuerster Freund, zu schreiben und doch wünschte er Ihnen einige Nachricht von unserer Reise zu geben, und trägt mir auf, es zu tun. Sie müssen schon einmal so vorlieb nehmen. Wir sind seit zehn Tagen hier und würden uns in dem freundlichen Florenz sehr wohl und behaglich finden, wenn das Wetter uns nur etwas günstiger wäre. Aber der trostlose ewige Regen macht die Existenz in und außer dem Hause peinlich. Wir eilen jetzt nach Rom und all unsere Wünsche beschränken sich für die ersten Monate auf ein paar kleine warme Zimmer. Wie viel besser sollten Sie und Schiller es haben, wenn Sie sich entschließen könnten, dort zu uns zu kommen. Sie wählten die günstigste Zeit zur Reise, verließen Deutschland nur einen Monat früher, als wir es konnten, und in Rom selbst

fänden Sie ein bequemes und warmes Quartier. Doch denken Sie nicht, daß es uns so schlimm gegangen ist. Von Weimar bis Verona hatten wir nicht einen Tropfen Regen, und seitdem noch oft schöne Tage, warmen Sonnenschein, noch jetzt belaubte Bäume und köstlich grüne Wiesen. Nirgend in ganz Italien fanden wir eigentlich schlimme Wege, kaum ein paar ganz schlechte Wirtshäuser, und selbst die Prellerei der Wirte war mäßig. Die spanische Reise hatte uns alle in Rücksicht der Reiseexistenz sehr milder Gesinnung gemacht. Es gibt allerdings große Aehnlichkeiten unter beiden Ländern, allein wer sich vornimmt, beide zu bereisen, dem wollte ich freundlich raten, mit Spanien anzufangen, teils damit er den Genuß des Fremdartigen in höherm Maße habe, teils aber auch, damit ihm nicht das Schwerste zuletzt bleibe. Der Maler, den wir auf der spanischen Reise bei uns hatten, und den ich hier wieder gesehen, nachdem er indessen auch die Reise durch Sizilien gemacht, hat mir gesagt, daß er mit diesem Lande und Spanien die größte Aehnlichkeit fände. Doch Humboldt wird Ihnen darüber besser und gescheuter schreiben, als ich.

Sie wünschen einige Auskunft über das Kruzifix, das man ehemals hier in einer Gruft aufbewahrte. Wir haben es verschiedene male gesehen, und so viel kann ich Ihnen versichern, daß es sehr essential von dem verschieden ist, welches wir im Escurial sahen. Es ist jetzt in der Kirche San Lorenzo auf dem Hauptaltare aufgerichtet, der letzte Großherzog hat es vor wenigen Jahren dahin bringen lassen. Ueber den Künstler, der es verfertigt, streitet man sich. Die meisten schreiben es Michel Angelo, einige Johann von Bologna, die wenigsten dem Benvenuto zu. Ich wage nicht zu entscheiden, und kann Ihnen bloß meine Empfindung sagen. Es ist durchaus anders gedacht und gearbeitet, als die große Christusgestalt im Escurial. Dieser sterbende, oder eigentlich eben gestorbene Christus ist viel menschlicher als

jener und der ganze Körper trägt sichtbarere Spuren des unendlichen Leidens, in dem er verschieden. Doch ist der Kopf voll des Ausdrucks einer schönen Ruhe, Arme, Brust und Leib bis zu den Hüften sind sorgsam gearbeitet, eine etwas dürftige, aber wahre Natur, um die Hüften schlägt sich eine Binde, die Schenkel und Beine fand ich ganz gemein, dahingegen das spanische Kruzifix durchaus edel, selbst im Tode noch das Gepräge einer hohen Natur trägt. Von Michel Angelo kann man dieses Kreuz unmöglich glauben, wenn man die großgedachten Gestalten auf den Grabmälern in der Nebenkapelle sieht, deren Sie sich erinnern werden; der Arbeit, die ich von Benvenuto gesehen habe, gleicht es gar nicht.

Uebrigens ist das schönste, was wir hier gefunden haben, der Saal der Niobe, doch fehlen zwei Statuen, eine Tochter und der sterbende Sohn. Diese hat der Inspektor der Gallerie mit der Venus (dem Faun und dem Apollin) [das eingeklammerte von Wilhelm von Humboldts Hand], dem Schleifer und den Ringern nach Palermo geflüchtet. Auch die vorzüglichsten Gemälde sind dort und der Inspektor selbst. Der König von Spanien schickt aber eben jetzt ein Kriegsschiff von 72 Kanonen nach Palermo und alles, mit Ausnahme der Venus, wird zurückkommen. — Wir haben in Mailand ein sehr autentisches Verzeichnis aller von den Franzosen in Italien genommenen Kunstwerke bekommen und werden es Ihnen einmal gelegentlich durch einen Reisenden schicken.

49.

W. Terni, den 22. November 1802.

Meine Frau ist unterbrochen worden und wir haben den Brief mit hierher genommen. Meyer hat uns einen göttlichen Rat gegeben, den Weg über Perugia zu wählen. Erst auf diesem Wege haben wir recht deutlich empfunden, in

Italien zu sein. An den Zauber dieser Gegend reicht nichts, und was vor allem in ihnen so unbeschreiblich anzieht und fesselt, ist die milde Stille, die den auszeichnenden Charakter der hiesigen Natur ausmacht. Wir sind überall nur durchgeeilt und haben also auch nur einen Totaleindruck mitnehmen können; doch sind wir in Perugia anderthalb Tage geblieben und haben noch viel Schönes gesehen. Sie erinnern sich gewiß der Frescogemälde im Cambio. Sie schienen mir die vollendetste Arbeit Pietros; die eine der beiden Sibyllen in den Ecken der kleinen Kirche hat eine Feinheit und Grazie der Formen, die in der Tat Raphaelisch ist. Hier denken wir morgen zu bleiben, um den Wasserfall des Velino zu sehen, und den 25. sind wir in Rom. Ich leugne nicht, daß ich mit sonderbaren Empfindungen hingehe. Mein Aufenthalt dort ist nicht mit einer bloßen Reise vergleichbar. Es beginnt mit ihm eine neue Lebensepoche, und vielleicht halten mich diese Mauern, bis mich die Pyramide des Cestius empfängt. Sie aber, Lieber, müssen uns dort besuchen, und Schiller auch. Ich finde die Unbequemlichkeiten dieses Landes doch so mäßig, daß ich nicht verzweifle, sie für Sie ohne große Mühe aus dem Wege zu räumen, und eine lange Wallfahrt müssen Sie doch noch hierher machen. Ueber mich, über Italien, kann ich Ihnen geradezu noch nichts sagen. Es ist noch alles so flüchtig an mir vorübergeglitten, daß ich der Ruhe bedarf. Ich habe nur gesucht, meine Reise sogleich dazu zu benutzen, mir Verbindungen in verschiedenen Städten zu schaffen. In Mailand und Florenz ist es mir gut gelungen, in Perugia habe ich ein paar interessante Menschen gefunden; ich möchte in Rom fortdauernd schnell und genau von allem Literarischen und Artistischen in ganz Italien unterrichtet sein, um womöglich immer ein anschauliches Bild des Ganzen vor Augen zu haben. Fernow bleibt noch den Winter in Rom, was mir ungemein lieb ist. Daß Zoega[1]) es auch verläßt, um in Kiel Professor zu werden, wissen Sie

unstreitig. Unter den deutschen jüngern Künstlern werde ich einige finden, die, wie man mir sagt, nicht ohne Verdienst sind, und auf deren Gefälligkeit ich werde rechnen können.

Daß wir Puccini[2]) nicht fanden, tat mir ausnehmend leid. Er ist mit allen Gemmen, ungeheuer vielen Gemälden und den besten Statuen nach Palermo gegangen, und hat dies ungeheure Wagestück, das nun schon den Verlust der Venus nach sich gezogen hat, die, wie ich aus einem Briefe von Azara an Bodoni gesehen, nicht vom König von Etrurien, sondern von dem von Neapel verschenkt worden ist, wie man sagt, aus persönlichen Absichten, weil man, wie auch die Sachen gingen, den Mann, der diese Sachen um sich hätte, nie vernachlässigen dürfte, unternommen. — Ueber das Kruzifix kann ich dem Briefe mener Frau wenig hinzusetzen. Eine italienische Beschreibung von Florenz schreibt es geradezu dem Johann von Bologna zu. So viel ist gewiß, es gibt keine Art eines Dokuments, das bewiese, daß es von Cellini oder von wem es herrührte. Dagegen müßte ich mich sehr irren, wenn nicht für das im Escurial eine solche Urkunde existierte und in Ponz' Reisen durch Spanien abgedruckt wäre. Nur müssen Sie die spanische und neueste Ausgabe aufschlagen. Ich habe diese mit allen meinen spanischen Büchern bei Herrn von Burgsdorff, dem Sohn, in Ziebingen bei Frankfurt an der Oder gelassen, und Sie dürften nur von ihm in meinem Namen den Teil des Escurials fordern. Sollte nicht auch der italienische Reisebeschreiber von Spanien, den man gewöhnlich den Vago nennt, und der sehr italienisch, antispanisch gesinnt ist, etwas darüber haben? Ich habe ihn einmal durchgeblättert, erinnere mich aber dieses Punktes nicht. — Von Cellinischen Münzen habe ich noch nichts habhaft werden können; ich habe mich zwar in Florenz an einen deutschen Baron Schellersheim[3]) gewandt, der die schönste Sammlung von

Goldmünzen hat, die unstreitig ein Privatmann besitzt, aber vergebens. Ich hoffe jetzt auf Rom.

Nun leben Sie herzlich wohl, mein innig geliebter Freund, und grüßen Sie Schiller und Meyer. Ich schreibe dem erstern gleich nach dem ersten Eintritt in das römische Leben. Meinen Brief aus Mailand[4]) wird er empfangen haben. Schreiben Sie uns bald, und wenn die Mahnung eines abwesenden Freundes etwas vermag, lassen Sie sich das ἀρρητον am Herzen gelegen sein. Wie unendlich oft hat es mich noch in Gedanken beschäftigt. Von ganzem Herzen

Ihr

Humboldt.

50.

W. Rom, 10. Dezember 1802.

Herr Uhden[1]) wünscht, obgleich er schon vor Jahren das Vergnügen gehabt hat, Sie selbst zu sehen, daß ich ihm ein paar Zeilen an Sie mitgebe, und ich erfülle gern seinen Wunsch, weil ich überzeugt bin, daß sein Besuch Ihnen sehr viel Vergnügen verursachen wird. Er hat seinen zwölfjährigen Aufenthalt in Spanien vortrefflich benutzt, eine ungeheuere Menge Materialien und selbst viele Sachen gesammelt, und niemand wird so gut, als er, Ihnen über alles, was Sie nur irgend wünschen, Auskunft geben können. Er war königlicher Resident hier und geht jetzt als Kriegsrat nach Berlin.

Ich schrieb schon neulich an Schiller, daß ich Ihre Aufträge für hier ihm anvertraut hatte; ich konnte sie auf keine Weise in bessere Hände legen. Er wird Ihnen nun ausführlicher davon Rechenschaft geben.

Tausend Grüße an Schiller und Meyer. Leben Sie recht wohl!

Ihr

Humboldt.

51.

W. Rom, 28. Januar 1803 [im Original 1802.]

Ich bleibe genau unserer Verbindung getreu, teuerer Freund, und schreibe Ihnen wieder, obgleich ich auf zwei Briefe, die ich (im Oktober und 10. Dezember) an Schiller einen, den ich (im November) an Sie schrieb, noch keine Antwort erhalten habe. Ich hoffe, daß nur Unregelmäßigkeit der Posten daran schuld ist, aber ich bitte Sie dringend und herzlich, lassen Sie uns unsern Briefwechsel in eine Ordnung bringen, die uns fortdauernd in gegenseitiger Verbindung erhält.

Wir fangen jetzt an, ein wenig eingerichtet zu sein. Wir haben ein Haus, das uns für die innere Verteilung der Zimmer freilich leider noch alles zu wünschen übrig läßt; aber wir genießen wenigstens einer freien und schönen Aussicht auf St. Peter und die ganze Gegend herum. Denn wir sind dicht an dem Obelisk auf Trinità di monte in der Strada Gregoriana, in demselben Hause, in dem vermutlich Meyer noch Uhden gekannt hat. Der Winter macht, daß wir zum Teil noch Fremdlinge in Rom sind, und noch vieles nicht gesehen haben; wir warten jedesmal, um einen neuen Ort zu besuchen, einen klaren und heitern Tag ab, und folgen Ihrem Ausspruche, daß das Leben ja lang ist. Heute, am ersten eigentlich kalten aber auch durchaus heitern Wintertage, waren wir auf dem Palatinus in den Ueberresten der Kaiserpaläste in dem Farnesianischen Garten. Unter allen Hügeln Roms ist er mir der liebste, weil er die am meisten romantische Lage hat, und die Aussicht von dort auf den Aventin und die Hügel und auf der andern Seite auf das Kolosseum ist göttlich. — Von Umgang sind wir nicht verlassen. Meistenteils alle Abend versammelt sich ein Kreis von Deutschen bei uns, für die wir und die Brun eigentlich die einzige regelmäßige Gesellschaft sind. Am interessantesten

ist mir Fernow, weil er am meisten und besten über die Kunstansicht raisonniert. Sie werden einen Aufsatz über Canova von ihm im Merkur lesen, der Sie doch interessieren wird. Nur scheint mir sein Geschmack beschränkt, vielleicht weil er mehr erworben, als angeboren in ihm ist. Er will nirgends aus dem einmal gegebenen Kreise der Antike herausgehen, und doch dünkt mich, ist man nie mit allem Gefühle in diesem Kreise, wenn man die Möglichkeit, auch über seine Grenzen hinauszugehen, nicht wenigstens ahnt. Michel Angelo kommt daher nicht gut bei ihm fort. In seiner Teorie hängt er noch sehr an einigen alten Begriffen, und ich fürchte sehr, er wird sich in Jena mit Schlegelschen und Schellingschen Zöglingen weniger zu Hause finden, als hier mit den Römern. Seine Schilderung Roms[1]), die Sie nun gewiß gesehen haben werden, ist, wenn ich nach einem Stücke, das ich im Manuskript las, schließen darf, eine etwas zu leichte Speise, wie er auch selbst zu fühlen scheint. Canovas[2]) Werke haben bei weitem nicht den Eindruck auf mich gemacht, den ich erwartete. Er mag große Verdienste in einzelnen Teilen der Kunst haben, aber er ist wenigstens nicht das Genie, das die Einbildungskraft anzieht, fesselt und hinreißt. Seine heroischen Sachen gefallen mir gar nicht. Ein Herkules, der den Lichas fortschleudert, dessen Beschreibung Sie im Fernowschen Aufsatz finden werden, ist ein merkwürdig schlecht gedachtes Stück. Am liebsten ist mir seine Gruppe Amor und Psyche, und jetzt arbeitet er ein Monument für die Erzherzogin Christine, dessen Komposition wenigstens gewiß Verdienst hat. Seine Büste Bonapartes hat mich in hohem Grade befriedigt. Zwar finden sie viele nicht ähnlich genug, aber Sie wissen auch, welche hölzerne Aehnlichkeit die Menschen von Porträten zu fordern pflegen. Die, welche ein Kunstwerk haben soll, hat die Canovasche Büste in der Tat, und er hat den Kopf, der ein sehr dankbarer Gegenstand dazu war, durchaus idealisiert. Ob das Original dabei

gewonnen hat, möchte ich nicht entscheiden. Denn unbiegsame und illiberale Härte hat der Gesichtsausdruck bei Canova genug, selbst die tiefe Meditation in dem herabgesenkten Blicke ist mehr die der Leidenschaft, als des Geistes. An intellektueller Feinheit, an der es doch dem Kopfe in der Natur nicht fehlt, hat er verloren, und die Nase ist geradezu unähnlich und zu dick. Allein dies hat Bonaparte selbst so haben wollen, und damit ist der Künstler entschuldigt. Es ist natürlich, daß der große Mann jetzt alle Werkstätten beschäftigt. Bei Massimiliano[3]) sind seine Büsten ordentlich zu Dutzenden, aber unbegreiflich schlecht. Das Urmodell ist dort die, welche der guillotinirte Caracchi gemacht hat. Es ist kaum kenntlich, alt, grob von Zügen, mit einem Worte ganz entstellt. — Eine Statue in Lebensgröße von ihm, wie Canova, macht ein junger Franzose Calaman. Er wird ihn als Achill vorstellen und die Franzosen machen viel Wesens davon. Ich habe ihn noch nicht gesehen. Diese Statue läßt die italienische Republik machen. Weniger bekannt und besucht als alle diese Bildhauerwerkstätten ist die eines Dänen, Thorwaldsen[4]), der eben jetzt einen Jason gemacht hat. Der Held scheint eben von der Erbeutung des goldenen Vlieses herzukommen. Er ist im Schreiten begriffen, trägt in der Rechten, auf die Schulter angelehnt, seinen Spieß, und über dem linken Arme hängt das Fell des Widders. Er ist nackt bis auf den Helm, das Schwert, das er am Wehrgehenk trägt. Das Ganze ist eine überaus kräftige und harmonische Gestalt und die ideale Behandlung des Heros ist, ganz im antiken Sinn, sehr glücklich zwischen der gewöhnlichen Natur und der eigentlichen Göttergestalt in der Mitte gehalten. Es wäre in der Tat äußerst schade, wenn dies wirklich sehr ausgezeichnete Kunstwerk gleich im Gips wieder untergehen sollte. Doch ist es noch ungewiß, ob der Künstler Gelegenheit finden wird, es in Marmor auszuarbeiten. — Von Geschichtsmalern habe ich bis jetzt nur einen, Camuccini[5]), gesehen. Er ist gerade

mit zwei sehr großen, für England bestimmten Bildern, dem Tod des Cäsar und der Virginia beschäftigt. Gegen beide läßt sich sehr viel aussetzen. Allein er hat Zeichnungen von Stücken der ersten Meister, z. B. mehrere Studien nach der Transfiguration, die in der Tat vortrefflich sind. — Eine gleichfalls unglaublich ausgeführte und vollendete Zeichnung hat auch Vicard in diesen Tagen bekannt gemacht. Sie stellt den Papst vor, wie ihm der Staatssekretär das Concordat überreicht. — Von Landschaftsmalern hat für den Moment jetzt Denis[6]), ein Franzose, oder vielmehr ein Belge, den größten Ruf. Bonaparte hat fünf Bilder bei ihm bestellt. Er würde aber schwerlich Sie befriedigen. Es fehlt ihm ganz an Mannichfaltigkeit und Reichtum der Komposition, und vielleicht ebenso sehr an gründlichem Studium. Seine Hauptkunst besteht in Lufteffekten, durch die er eine gleichsam blendende Wirkung hervorbringt und den Mangel an Bestimmtheit verdeckt. — Sein gerades Gegenteil ist Reinhart.[7]) Aus einem Bilde von ihm machte man fünf von Denis und das genaueste Studium aller Details bringt Festigkeit in jedem einzelnen Teile. Aber es fehlt ihm noch die Kunst, diese Teile zu verschmelzen und seine Arbeiten haben meistenteils etwas auffallend hartes. Er ist übrigens, doch ich meine, Sie kennen ihn selbst, ein interessanter Mensch und die Festigkeit in seinem Charakter wird nicht, wie in seinen Bildern, zur Härte. — Ein Holländer Voogd[8]) hat vielleicht weniger Genie als Reinhart, aber macht im ganzen wohlgefälligere Arbeiten. — So viel über hiesige Kunst. Wie ich nach und nach mehr davon sehe, sollen auch Sie mehr davon erfahren. Ich mache meine Künstlerbesuche meistenteils mit Fernow, und das Gespräch mit ihm über das, was wir sehen, hat darum noch ein doppeltes Interesse für mich, weil wir uns wirklich immer in einem für uns beide wohltätigen Gegensatze befinden. Er ist immer von der bildenden Kunst ausgegangen, ich meist von der Poesie. Er hat seine ästhetischen



Grundsätze großenteils aus der Erfahrung, teils der Ansicht der Kunstwerke, teils der Beobachtung der Künstler geschöpft, ich, wie Sie wissen, meist aus Ideen. Beide, Technik und Metaphysik müssen freilich zuletzt ins eins zusammentreffen, aber die Ansichten sind doch sehr verschieden und es setzt daher oft harte Kämpfe zwischen uns. Dem hohlen metaphysischen Wesen in Jena wird Fernows Vortrag sehr wohltun; nur habe ich ihm geraten, sein Kollegium nicht Aesthetik, sondern lieber Archäologie, oder Theorie der bildenden Künste oder auf ähnliche Art zu benennen. Er muß schlechterdings vermeiden, auf die Arena der metaphysischen Fechter zu treten. — Von Friedrich Schlegel habe ich hier nicht günstige Nachrichten aus Paris. Das Nichtgefallen soll bei ihm und den Parisern gegenseitig sein. Von den Hoffnungen, die man ihm in Zeitungen macht, am linken Rheinufer angestellt zu werden, schreibt man mir nichts, und ein Journal unter seinen Händen allein kann schwerlich gedeihen. — Ich sehe aus den Zeitungen, daß Cotta ein Journal unter dem Titel: Miscellen aus Frankreich[9]) ankündigt. Können Sie mir etwas näheres darüber sagen, so ist es mir lieb. Vorzüglich wünschte ich zu wissen, ob Cotta sich ganz streng blos auf Frankreich beschränken will. Da es jetzt kein einziges gutes Journal mehr gibt, nimmt man natürlich an jedem neu aufkommenden einen mehr lebhaften Anteil. — Meine Geschäftslage ist sehr erträglich. Sie beschäftigt mich nur auf eine sehr leichte Weise und läßt mir Zeit genug zum Studium und zum Vergnügen übrig. Wenn ich bis jetzt weniger tat, so waren mehr die Unbequemlichkeiten der ersten Einrichtung und die Zerstreuungen daran schuld, welche die Befriedigung der ersten Neugierde natürlich mit sich bringt. Jetzt werde ich zuerst mein Basken-Werkchen vollenden und der Sommer, den wir in Albano, Ariccia oder Marino zu verbringen gedenken, führt vielleicht auch für den Aeschylus eine glückliche Stunde herbei. Von Herzen adieu! Nun, lieber teuerer Freund! Tausend

Grüße von meiner Frau und die herzlichsten von uns auch an Schillers und Meyer. Möchten wir sie einmal alle hier zusammen sehen. Ein Deutscher im Süden ist immer ein Geschöpf, das sich wohlbefindet. Wenn Sie mir schreiben, schreiben Sie mir doch auch, was um Sie her vorgeht. Das Diktieren wird Ihnen ja leicht!

Ihr

Humboldt.

52.

G. (27. Januar 1803).

Wenn der Januar nicht vorbeigehen soll, ohne daß ich einen Brief an Sie abschicke, so muß ich mich, aus dem Stegreife, einen Abend, da alles in der Komödie ist, entschließen zu diktiren, ohne daß ich eben weiß, was ich zu sagen habe. Denn was könte ich Ihnen sagen, da Sie im Genuß alles dessen sind, über dessen Entbehren ich zeitlebens nicht zur Ruhe komme. Es vergeht kein Tag, daß ich nicht beim Anblick des großen Prospekts von Rom, oder irgend einer andern Karte, besonders da mein Knabe[1]) jetzt römische Antiquitäten studiert, halb unzufrieden ausrufe: Diesen Weg können nun die Freunde machen, wenn es ihnen beliebt! Sie gehen um die Kolossen auf Monte Cavallo, die ich nur noch wenige Minuten in meinem Leben zu sehen wünschte, ganz bequem herum und von da hängt es blos von ihnen ab, sich zu andern köstlichen Gastmalen hinzubewegen, indes wir armen Nordländer von den Brosamen leben, die keineswegs vom Tische fallen, sondern die wir uns noch überdies mit Mühe, Zeit und Kosten zu verschaffen haben. Damit Sie aber geneigt werden, mir zu jeder Stunde auch nur das Augenblicklichste Ihres Zustandes zu melden, so will ich, ohne Bedenken, ob das, was ich schreibe, auch wert sei, ene so große Reise zu machen, hiermit folgendes erzählen:

Eine Indisposition, die mich übrigens an einer leidlichen Stubenexistenz nicht hindert, hält mich seit dem Anfange dieses Jahrs zu Hause; hier sind die 1400 Mionnetischen Schwefelpasten antiker Münzen, für die Anschauung ein großer Gewinn. Ich habe sie so lange angesehen und von allen Seiten betrachtet, bis ich fremder Hilfe bedurfte, dann nahm ich Eckhels fürtreffliches Werk vor, und freute mich an der breiten Erfahrung, an dem schön geordneten Vortrag, an der großen Redlichkeit zum Geschäft und der daraus herfließenden durchgängigen Treue.

Wie angenehm ist mirs, keinen Widerspruch mit meinen eignen Ansichten und zugleich das ganze historische Bedürfnis so kräftig und zweckmäßig dargestellt zu finden.

Hierzu tritt noch Meyer mit seinem scharfen Blick in die Unterscheidungszeichen der Kunstepochen, dadurch denn eine schöne Unterhaltung bewirkt wird.

So sieht es also von dieser Seite, wenigstens im kleinen Format, noch ziemlich leidlich aus! Ferner sind mir einige eigenhändige Radierungen trefflicher Meister diese Tage zugekommen, wodurch ich in die Eigentümlchkeit ihres Naturells und ihrer Studien ganz erfreuliche Blicke werfen konnte, so wie die Kenntnis des Ganzen doch immer dadurch erhalten und aufgefrischt wird.

Die Stunden, in welchen etwas Produktionsähnliches bei mir sich zeigte, habe ich auf die neue Ausgabe meiner Uebersetzung des Cellini verwandt, wozu ich in einem Anhang einiges hinzufüge, das den Zustand damaliger Zeit und Kunst einigermaßen näher bringen soll.[2]) Wenn Sie es künftig einmal in Rom lesen, so haben Sie Nachsicht! Es sind mehr Nachklänge, als daß es der Ton selbst wäre.

Schiller[3]) wird wohl selbst schreiben. Ich habe ihn in mehrern Tagen nicht gesehen, er hält sich auch zu Hause, um eine Arbeit[4]) zu vollenden, die er sehr glücklich angefangen hat.

Meyer hat sich in diesen Tagen verheiratet und ist, wie billig, in seiner eignen Häuslichkeit geschäftig.[5])

So haben Sie also von einem ziemlich einsamen Freund aus Norden, wo es seit länger als 14 Tagen, ohne Schnee, sehr heiter kalt ist, die ersten Nachrichten. Ich werde fortfahren, gegen Ende jedes Monats Ihnen ein Blatt solcher Konfessionen zu schicken und bitte mir das Gleiche aus. Ich weiß von Alters her, daß man entfernten Freunden gar nicht schreibt, wenn man darauf warten will, bis man ihnen etwas zu schreiben hat. Daß ich Ihnen beiden für die Nachrichten von Florenz und für alle freundliche Erinnerung von Herzen danke, versteht sich. Können Sie mir, da Sie wissen, was mich freut, gelegentlich etwas schicken, so werden Sie mich sehr verbinden. Bezeichnen Sie mir nur, ohne Umstände, Ihren Geschäftsträger, dem ich die Auslagen sogleich erstatten kann. Vielleicht nimmt Fernow was mit? Denn man wünscht doch immer wieder, durch etwas Gutes neu gereizt zu werden. Bei meiner Durchreise durch Kassel bemerkte ich einen sehr schönen Kopf in Marmor einer wahrhaften Venus Urania, davon ich jetzt einen Abguß besitze; leider ist das Original beschädigt und der Abguß ungeschickt geformt. Und doch macht er mir große Freude. Wie glücklich sind Sie, in der Nähe so mancher unschätzbaren Originale zu wohnen. Küssen Sie der Minerva Justiniani doch ja von mir die Hand. Wie es jetzt in Rom mit den sogenannten Ciceronen, mit den Künstlern und dem Kunsthandel aussieht, schreiben Sie mir doch ja und gedenken Sie mein auf allen sieben Bergen, so wie im Tibertal, vom Ponte Molle bis nach St. Paul fuor de mura, und über alles erhalten Sie sich gesund.

W., d. 27. Jan. 1803.

Bisher habe ich mich mit den beiden Freunden besprochen, das Fernere soll an die liebe Frau besonders gerichtet sein.



Sie haben mir durch den Bericht über die Gemälde in Spanien einen Schatz hinterlassen, für den ich Ihnen nicht genugsam danken kann. Er wird oft genug konsultiert, wenn die Rede davon ist, wohin manches bedeutende Gemälde gekommen sei. Nun werden Sie aber auch mancherlei Fragen nicht entgehen, die ich aus Rom von Ihnen beantwortet wünschte.

Zuvörderst wollte ich Sie bitten, mir von den lebenden Künstlern einige Nachricht zu geben, und zwar vor allen Dingen von den deutschen. Wer daselbst übrig geblieben, oder neuerlich hingekommen? wie es mit ihrer Persönlichkeit steht und ihren Arbeiten, was sie am besten machen, was sie fertig haben, was sie für ihre Arbeiten, wenn man sie bestellte, bezahlen lassen? Besonders wie es mit Reinhart ist. Sehen Sie sich doch auch nach einem Stuttgarter[6]) um, der sich auszeichnen muß, dessen Namen ich aber vergessen habe.

Ehemals war auf dem Corso ein Kunsthändler, den man den Genuesen hieß, er hatte meist nur alte Sachen. Besteht er noch? und wie siehts in seinem Laden aus?

Ist vielleicht aus dieser Sündflut der Revolution irgendetwas neues der Art entstanden?

Ueberhaupt tun Sie es ja, daß Sie mir, wenn Humboldt auch nicht Zeit hat, alle Monate schreiben, Sie sollen in gleicher Epoche einen Brief von mir haben, der wenigstens meinen Zustand ausdruckt, andere Freunde und Freundinnen werden wieder von andern Seiten die Fäden fortspinnen, die Sie mit uns verbinden.

Daß Frau von Wolzogen zurückgekommen[7]) ist, wissen Sie wohl schon, daß Sie aber von ihrer republikanischen Reise als die entschiedenste Tyrannenfeindin zurückgekommen, ist Ihnen vielleicht noch nicht so ganz klar. Ich muß Sie hiervon benachrichtigen, damit es Sie nicht überrascht, wenn uns die Verfasserin der Agnes von Lilien nächstens mit einer Charlotte Corday in Erstaunen setzen sollte.



Lassen Sie sich es auch nicht verdrießen, mir von Jahrszeit und Witterung eniges zu melden, man mag doch gar zu gern wissen, wie sich der Himmel in fremden Landen aufführt. Bei uns ist nach langer anhaltender Kälte seit gestern die erste Schlittenbahn. Und hiermit meine besten Wünsche für Ihr Wohl.

W., d. 29. Jan. 1803.

53.

G. (14. März 1803).

Der Februar ist vorbeigegangen, ohne daß ich einen Brief an Sie abgelassen hätte. Mein Anhang zum Cellini und dessen schließliche Redaktion hat mir noch viel zu schaffen gemacht. Einige Partien davon, hoffe ich, sollen Sie mit Vergnügen lesen. Diese Arbeit wäre ich nun los und gleich rückt schon wieder manches andere an.

Doktor Chladni war vor einiger Zeit hier. Durch ein abermals neuerfundnes Instrument introduziert er sich bei der Welt und macht sich seine Reise bezahlt; denn bei seinen übrigen Verdiensten um die Akustik könnte er zu Hause sitzen, langeweilen und darben. In einem Quartbande hat er diesen Teil der Physik recht brav, vollständig und gut geordnet abgehandelt. Wenn man sich nach einem höhern Standpunkte umsieht, wo das Hören, mit seinen Bedingungen, als ein Zweig einer lebendigen Organisation erschiene, so ist es jetzt eher möglich dahin zu gelangen, weil eine solche Vorarbeit gemacht ist, die dann freilich von den Nachfolgern noch tüchtig durchgeknetet werden muß.

Die von ihm entdeckten Figuren, welche auf einer mit dem Fiedelbogen gestrichnen Glastafel entstehen, hab ich die Zeit auch wieder versucht. Es läßt sich daran sehr hübsch anschaulich machen, was das einfachste Gegebene unter wenig

veränderten Bedingungen für manchfaltige Erscheinungen hervorbringe.

Nach meiner Ansicht liegt kein ander Geheimnis hinter diesen wirklich sehr auffallenden Phänomenen.

Für das Gehör, im höhern Sinne, hat indessen auch unser wackrer Zelter gesorgt, der durch Kompositionen einiger Lieder von Schiller und mir unsre Winterstunden sehr erheitert hat. Er trifft den Charakter eines solchen in gleichen Strophen wiederkehrenden Ganzen trefflich, so daß es in jedem einzelnen Teile wieder gefühlet wird, da wo andere durch ein sogenanntes Durchkomponieren den Eindruck des Ganzen durch vordringende Einzelnheiten zerstören.

Er hatte uns Hoffnung gemacht, diesen Winter zu kommen, ist aber abgehalten worden, wodurch ich für Genuß, Belehrung und Beihülfe sehr viel verliere.

Wie langsam die Posten gehen, können Sie daraus sehen, daß ich Ihren Brief vom 28. Januar erst heute den 4. März erhalte. Sonst gingen sie nicht länger als 16 Tage.

Sein Sie mir auf dem Berge der Dreifaltigkeit gegrüßt! wo ich selbst so oft hin und wieder wandelte.

Dank für die Nachricht von Künstlern und Kunstwesen. Ich hefte Ihre Briefe besonders zusammen, fahren Sie also ja fort, mich mit den dortigen Zuständen bekannt zu machen, damit ich nach und nach zur ganzen Einsicht gelange.

Zu dem glücklichen Zusammentreffen mit Fernow wünsche ich Ihnen beiden Glück, so wie, daß es von einiger Dauer sein möge. In welchen seltsamen Konflikt Fernow in Deutschland, besonders in Jena, kommen wird, davon haben Sie selbst, ob Sie gleich vor kurzem in diese Komplikationen hineingeschaut haben, keinen Begriff. Die ganze deutsche Masse, der, ich will nicht sagen Theoretisirenden, wenigstens Didaktisierenden vom Gründlichsten bis zum Flächsten, trennt sich in zwei Hauptteile, die leicht zu unterscheiden sind, deren Untertrennungen aber in einem ewigen Wechsel des An-

ziehens und Abstoßens durcheinandergehen, sodaß man beim Erwachen morgens den als Widersacher antrifft, von dessen Teilnahme und Neigung beruhigt man gestern Abend zu Bette ging.

Ich habe den besten Willen gegen Fernow, aber es hängt keineswegs von uns ab, zusammen in gutem Verhältnis zu bleiben. Weil alle die Haufen klein sind, in die sich die Parteien trennen, so ist es ein ewiges hetzen, werben, kompromittieren, wobei niemand gewinnt, als die nichts zu verlieren haben.

Gesegnet also, der auf dem Berge der Dreifaltigkeit wohnet und den solche absurde Bewegungen nicht anwehen.

Sollte Fernow noch reisen, so lassen Sie mir ihn allerlei antiquarische Kleinigkeiten mitbringen, um die schon gebeten habe.

[Am Rande der Schlußzeilen des Konzeptes steht noch a. von des Schreibers Geist Hand: „Ferner war erwähnt 1) Herrn Uhdens, 2) des großen architektonischen Werks, 3) der Venus von Arles[1]), 4) der Braut von Messina[2]), 5) Schlegels Europa, 6) Cottas Journal[3]), abgegangen den 14. März 1803." Sodann b. von Goethes Hand: NB. den 31. März Fortsetzung des Auszuges aus Europa[4]), ein Wort über die natürliche Tochter."]

[Weimar, 14. März 1803.]

54.

[Dem Originale liegt eine Bleistiftzeichnung des Jason von Thorwaldsen bei.]

Kar. Rom, den 20. April 1803.

Teuerster Freund. — Eine eigene Unpäßlichkeit, zu der die dreier meiner Kinder hinzukam, die mir einige Wochen lang, wo nicht eine ängstliche Besorgnis, doch viel Störung gemacht hat, verhinderte mich, Ihren lieben Brief vom 29.

Januar sogleich zu beantworten, und seitdem hat Humboldt einen zweiten vom 14. März erhalten. Wir sind recht beschämt über Ihre Güte, nur diesmal seien Sie nachsichtig, Teuerster. Nie sollen Sie wieder so lange ohne Nachricht von uns bleiben. Aber aller Anfang ist schwer, wie Sie wissen, und besonders ist es schwer, wenn man soeben erst selbst notdürftig eingerichtet und kaum warm geworden ist, einen solchen Schwarm von Fremden zu widerstehen, wie er einen hier in der Fastenzeit überfällt. Ich weiß nicht, ob der Unfug alle Jahre derselbe sein wird, aber diesesmal war es arg. Ich vermute, daß auch Sie an den Nachklängen dieser Reisen leiden werden. Acht bis zehn Reisebeschreibungen garantiere ich Ihnen in den nächsten zwei Leipziger Messen. Nach den überstandenen Unpäßlichkeiten meiner drei jüngern Kinder geht es uns wieder unausgesetzt gut, und Rom, wenn ich mich so ausdrücken darf, wächst mit jedem Tage. Ja mit jedem Tage wird es uns lieber, und das Gewebe, mit dem hier Geist und Sinne umfangen und gebunden werden, wird so vielfach, daß ich kaum begreife, wie man sich einmal losreißen wird. Gesehen habe ich nun beinahe alles hier, aber nur ganz leicht, ich wollte es so, um ein Bild des Ganzen in mir zu haben und um mit mehr Ruhe und Stille alles wiedersehen und betrachten zu können. Auch billigen Sie gewiß meine Sinnlichkeit, die mir nicht erlaubt hat, Galerien, Kunstsachen oder Gegenden in kaltem oder schlechtem Wetter zu sehen. Ich wollte allen Genuß rein haben und es ist mir auch geglückt. Beim kalten Wetter erinnere ich mich Ihrer Frage, ja wir haben auch gefroren, einen Monat lang recht arg und Schnee gehabt auf 12 bis 14 Tage. Aber seit einem Monat schon haben wir auch dafür das köstlichste Wetter und ganz Rom duftet von Orangeblütengeruch. Ich brachte diese Woche mit meinem Mann und Reinhart drei Tage auf dem Lande zu, wo es sehr schön ist, und wo ich mir einen Vorschmack vom Sommeraufenthalt

geholt habe. Reinhart ist mir von allen hiesigen deutschen Künstlern als Mensch der liebste. Sein einfaches, stilles und derbes Wesen flößt Vertrauen und Zuneigung ein und ich vermute, wir werden recht genau bekannt werden. Als Künstler ist er sehr vorzüglich und drückt, wie es mir scheint, seine Individualität auf eine merkwürdig starke Weise in seinen Bildern aus. Sie sind ernst, kräftig und voll, vielleicht sind sie sogar letzteres im Uebermaß. Er hat Anwandlungen von Trägheit, und solch eine Periode hat er gerade jetzt. Allein er hat eben auch jetzt ein fertiges, großes, ganz vortreffliches Bild bei sich, was Lord Bristol gehört, in dem man ihn beurteilen kann. Das Bild stellt einen Wald vor. Es ist unmöglich, schönere, frischere, vollere und doch dabei durchsichtigere Bäume, eine reichere Vegetation in Pflanzen und Kräutern, eine lebendigere und kräftigere Natur zu sehen. Alles ist nach ihr studiert. Er erlaubt sich kein Detail aus dem Kopfe. Seine Bilder haben dadurch eine Wahrheit und eine Fülle, die unbeschreiblich ist. Sie beruhigen, wie das Bild der Natur selbst es tut. Dieses große Gemälde, was etwa 10 Palmen lang und 6 hoch sein kann, hat er sich mit 200 Zechinen bezahlen lassen. Er wünschte es noch einmal zu machen und sagte mir einmal: „Ich würde es jetzt viel besser machen, denn ich habe seitdem noch viel gelernt, auch war ich krank und unbeholfen, als ich es machte und hatte eine schlimme Hand." Die Brun[1]), die aus Kopenhagen hier ist, hat ein kleines Bildchen von R[einhart] um 25 Zechinen gekauft, was er kürzlich gemacht hat und einen Sturm darstellt. Er arbeitet jetzt ungefähr dasselbe Sujet in groß und es scheint ein schönes, ernstes Bild zu werden. Das kleinste hat er radiert und ich will es Ihnen durch die erste Gelegenheit schicken. Außer Reinhart gibt es noch Denis, Voogd, Rode und Wallis, die besondere Aufmerksamkeit erregen. Rode[2]) habe ich noch nicht gesehen. Er will mir nicht erlauben, zu ihm zu kommen, bis das Bild, an dem

er arbeitet, weiter vorgerückt sei, und ich schreibe Ihnen ein andermal von ihm. Wallis wählt seine Sujets meist aus Ossianischen Bildern, sie sind wie diese sehr verhaucht, ziemlich unbestimmt und haben wenig Studium. Aber er verbraucht sehr viel Ultramarin, und erreicht dadurch hier und da sonderbare Lichteffekte. Sein neuestes Bild ist eine Darstellung der Unterwelt, wie die Schatten sich zu dem Lethe drängen, um Vergessenheit aus seinen Gewässern zu trinken, es ist sein bestes Bild — es hat einen gewissen Reiz, aber auch eine gewisse Leerheit. Voogd fühlt inniger und wahrer die Natur, besonders schön sind seine Formen, die Einheit seiner Bilder, das verschmolzen Duftige einer schönen Morgenbeleuchtung; seine Bäume sind aber mager, er sollte diesem Teil der Materie ein ganz eigenes und tieferes Studium widmen, und wenn es ihm glückte, würde er sehr vorzüglich werden. Denis ist sehr Franzose als Künstler, ich meine ein wenig Charlatan. Alles ist in ihnen auf den Effekt berechnet. Was man nicht im ersten Blick von ihnen wegbekommt, wird man nachher gewiß nicht entdecken, denn sie sind eigentlich sehr leer. Sein bestes Bild ist kürzlich nach Wien gekommen, an einen Herrn von Fellner. Es stellt einen Fischzug vor. Die arbeitenden in einem länglichen Kreise stehenden Fischer, die das Netz ziehen, beleben den Vordergrund des Meeres, das heranspielt. Die Aussicht ist Sorrento und die Berge ringsum, die Sie wahrscheinlich selbst kennen. Das Bild der Sonne ist ganz auf dem Gemälde, wie auf einem gewissen Claude, dessen Sie sich wohl erinnern. Der Gedanke ist kühn und glänzend und glücklich ausgeführt, denn der Lichteffekt auf dem Wasser ist vortrefflich. Seitdem hat Denis in ein paar Bildern versucht, den Effekt des Regens in einer Landschaft im Mittelgrunde des Bildes darzustellen, allein meiner Empfindung nach ist es spielend und arm ausgefallen. Außer ihm gibt es noch einen französischen Maler Boguet[3]) hier, der jetzt eben den Uebergang der Fran-

zosen über den Po bei Piacenza gemalt hat. Die Gegend ist Porträt, also reich und flach und es ist zu viel Detail auf dem Bilde, um daß es einen Haupteindruck machen könne. Aber es ist schön gemalt. Dieser selbige Boguet hat eine vortreffliche Copie des herrlichen Claude, die Mühle, in Doria gemacht, dessen Sie sich erinnern werden, und den Gmelin jetzt sticht. Gmelins Blatt habe ich noch nicht gesehen. Sie fragen nach einem Stuttgarter Maler hier in Ihrem Briefe. Es gibt deren zwei. Professor Hetsch,[4]) der ein großes Bild für den Herzog von Würtemberg malt, und sein ehemaliger Schüler Schick,[5]) ein ganz junger Mensch, der zu derselben Zeit, wie wir in Paris waren, drei Jahre dort studierte. Hetsch hat zu seinem Bilde den Theseus gewählt, wie er dem Oedipus die Töchter zurückbringt, es ist über Lebensgröße, aber die Größe macht es nicht aus, es ist schlecht und ungeschickt, die Figuren sind nicht zusammen, die rote Draperie des Theseus überschreit alles Uebrige, der Oedipus hat die Physognomie eines gemeinen Bettlers, die Töchter sind flach und charakterlos; er reist in kurzem ab und macht den Pendant zu seinem Bilde in Wien, und ich beneide nicht der Besitzer dieser Bilder. Schick ist noch sehr jung, es ist ein graziöses, in sich jugendliches Wesen, er hat, ohne schön zu sein, eine schöne Physiognomie, die an eine längst vergangene Zeit erinnert, er glüht in sich von inniger Liebe zur Kunst und wenn ich [an] ihm einen Fehler kenne, so ist es der, daß er zu zögernd im Unternehmen ist. Er möchte es — nicht aus Eitelkeit — sondern aus Respekt für das, was ihm das Heiligste und Höchste ist, gleich ganz gut, ganz vollkommen, ganz ohne Tadel machen, und macht darüber zu wenig. Er ist ordentlich fromm und behandelt die Kunst, wie manche Menschen die Religion. Ich wünsche, daß er gezwungen werde zu malen, und er wird in kurzem viel leisten. Sager Sie mir, ob Sie Camuccini, den Kavalier Santi, sein kolossales Bild, ob Sie Benvenuti kennen, oder ich Ihnen von diesen schreiben soll.

Ich kann nicht endigen, obgleich mich eigentlich die Zeit drängt, ohne Ihnen noch von einem Dänen Thorwaldsen zu sprechen, der seit sechs oder sieben Jahren hier ist. Mein Mann hat, glaube ich, schon von seiner Figur geschrieben. Sie ist seitdem geformt und er fängt sie bereits in Marmor an. Ich lege Ihnen eine flüchtige Zeichnung davon bei, damit Sie eine deutlichere Idee haben mögen. Ich möchte sie vor Ihre Augen hinzaubern können, denn sie ist das schönste, was neuerlich ist gemacht worden. Die Figur ist etwas über große Lebensgröße, ich denke etwa sieben Fuß, wie sie einem Heldencharakter zukommt, der Kopf ist vortrefflich, ernst, jugendlich, still und voll Ausdruck und Würde. Die ganze Gestalt ist durchaus eins, leicht und bewegt, stark, in der höchsten Kraft und ganz, ganz entfernt von jeder Spur von Roheit. Wenn, wie ich es hoffen will, eine schöne Bearbeitung des Marmors nun noch zu allen den Vorzügen, die sie hat, zu dem reinen Verhältnis aller Teile hinzukommt, so wird sie eine vollendete Statue werden. Ein Engländer Hope hat sie bestellt und gibt dem Künstler, der in seiner Bescheidenheit kaum das Notwendigste forderte, 200 Zechinen mehr als er verlangte. Den Marmor mit eingerechnet gibt Hope 800 Zechinen.

Wir sehen Schillers Trauerspiel mit Verlangen und Ungeduld entgegen. Seien Sie menschlich, beide, Sie und Schiller. Wenn Sie durch Fremde Gelegenheit haben, so schicken Sie uns immer etwas. Die deutschen Worte klingen so schön unter italienischem Himmel. Ich bitte Sie, uns Schillers und Frau von Wolzogen zu empfehlen. Ich schreibe heut über acht Tage an letztere. Sagen Sie ihr, daß wir in künftiger Woche die rudolstädter Familie von Neapel zurückerwarten. Humboldt grüßt aufs herzlichste und wird mit nächstem ein Zeichen des Lebens von sich geben. Meyer unsere besten Glückwünsche und Empfehlungen. Leben Sie

wohl und denken Sie, daß wir Ihnen mit treuer Liebe angehören.

Karoline von Humboldt.

Fernow ist noch hier, doch spricht er von seiner Abreise im künftigen Monat.

55.

W. Rom, den 11. Julius 1803.

Fernow[1]) bedarf zwar gewiß keiner Empfehlung bei Ihnen, teuerster Freund, indes bittet er mich um eine Zeile an Sie, und es ist immer angenehm, mit dem Blatt eines Freundes in der Hand zu erscheinen. Er unternimmt ein großes Wagstück, Italien, Rom, das mit jedem Tage in mir tiefere Wurzeln schlägt, zu verlassen, eine Römerin mit sich zu nehmen, sich ganz zu verpflanzen, um nach Deutschland zu gehen, das ihm jetzt fast fremd geworden ist. Aber selbst wenn er manche Wünsche nicht befriedigt finden sollte, so ist er von einem Charakter, der ihm immer durchhelfen wird, fest, selbständig und von immer gleicher Stimmung.

Der bildenden Kunst auch theoretisch mehr Eingang zu verschaffen, wäre er gar sehr gemacht, da er auch Popularität im Vortrage besitzt. Nur fürchte ich, hat er in Jena gar keine Hilfsmittel, die doch hier so unentbehrlich sind. Immer von Statuen und Gemälden zu reden, ohne auch nur je einen Kupferstich zu zeigen, darüber muß der Hörer Ueberdruß empfinden, und der Lehrende verstummen. Ob es ihm aber selbst alsdann gelingen sollte, die deutsche Aesthetik weniger finster und abgezogen zu machen, das wage ich nicht vorherzubestimmen.

Bei so manchen gleichen Richtungen in ihm und Ihnen zweifle ich nicht, daß Ihnen sein Umgang Freude machen wird, und recht sehr werde ich Ihnen verbunden sein, wenn



Sie ihm eine gütige Aufnahme schenken, und sonst dazu beitragen wollen, ihm seinen Aufenthalt angenehm und nützlich zu machen.

Meine Frau, die sich Ihnen freundschaftlichst empfiehlt, wartet mit Sehnsucht auf eine Antwort von Ihnen. Leben Sie herzlich wohl und lassen Sie bald ein Wort von sich hören.

Mit inniger Freundschaft und Ergebenheit

Ihr

Humboldt.

56.

W. Rom, den 25. Februar 1804.

Wir sind sehr gegenseitig ins Schweigen geraten, lieber Freund, und es ist unendlich lange her, daß meine Frau mit Ungeduld einer Antwort auf ihren langen Brief an Sie entgegengesehen hat. Brechen Sie dies Stillschweigen bald, wie ich heute tue, mein Teuerer, und schicken Sie mir bald wieder ein Blatt, wie einigemal bisher. Wenn es auch nur Notizen enthielte, es kommt doch von Ihnen und durch Sie.

Daß es uns nicht wohl gegangen ist, wissen Sie.[1]) Es läßt sich über Ereignisse dieser Art eigentlich nichts sagen, allein ich kann doch sagen, daß ich durch diesen Verlust eine neue Erfahrung gemacht habe. Es war mein erster und hat eine Aenderung in meinen Ansichten und meinem Leben hervorgebracht, weil er mir zuerst eine anschauliche Idee vom Tode gegeben hat, der bisher ganz außer dem Feld meiner Gedanken lag. Ich bin von den ersten Augenblicken nach dem schrecklichen Fall an ruhig gewesen, getröstet werde ich nie sein, es ist einmal eine Lücke, die nichts auszufüllen vermag. — Seit dem Sommer ist es uns auch

widrig mit Theodor gegangen. Er hat den Winter einigemal kalte Fieber gehabt, leidet noch, und es ist endlich beschlossen, ihn wenigstens einige Monate lang dem hiesigen Klima zu entziehen. Meine Frau reist mit ihm und der kleinen Karoline vermutlich in acht bis zehn Tagen schon nach Erfurt zu ihrem Vater und kommt nach Rom erst im Herbst zurück. Sie freut sich unglaublich darauf, Sie zu sehen. Ich wünschte es auch, und denn doch wieder möchte ich, wenn mich auch nichts hielte, doch nicht Rom verlassen. Denn Sie glauben nicht, wie es mich fesselt, wie glücklich, wie heiter und ruhig ich mich darin fühle und wie mir jede Sehnsucht nach einem andern Orte erstirbt. Ich genieße es trotz meiner Geschäfte und ein Spaziergang in die Gegenden, die Sie kennen, stärkt auf Tage und Wochen. Auch bin ich vollkommen wohl und meine Gesundheit leidet so wenig, als die meiner Töchter, die auch alle ebenso blühend und wohl sind, als bei ihrer Ankunft hier.

Das einzige, womit ich noch nicht im Reinen bin, sind meine Studien und literarischen Arbeiten. Sie glauben es in der Tat nicht, welche Zeit mir Geschäfte, Privataufträge, Gesellschaft und Briefwechsel wegnehmen. Ich studiere schon seit langer Zeit darauf, mir immer sichere Stunden frei zu machen, und hoffe jetzt eher zu gelingen [sic!], da ich wirklich vieles, was mir im Wege stand, beseitigt habe.

Ihre natürliche Tochter habe ich mit innigem Anteil und unglaublichem Vergnügen gelesen. Eine solche edle und schöne Sprache kenne ich sonst in keinem deutschen Gedichte, sie übertrifft an klassischer Schönheit und Reinheit vielleicht selbst das, was Sie selbst bis jetzt geschrieben haben. Nur von dieser Seite allein schon wäre dies Stück eine der wichtigsten Erscheinungen unserer Literatur, wenn nicht noch sein eigentlicher Gehalt und die Charakterzeichnung hinzukäme. Aber fast möchte ich über das Vergnügen selbst mit Ihnen hadern, das mir die Lesung gemacht hat. Denn wieviel größer

wäre nicht der Genuß, wenn die andere Hälfte zugleich mit erschienen wäre, und man die Auflösung des schönen Rätsels auf der Stelle gehabt hätte. Sagen Sie mir ja, wie nah die Hoffnung ist, sie zu erhalten.

Ich habe diesen Winter viel mit Dichterlingen, denn Dichter mag ich sie nicht nennen, und Improvisatoren gelebt. Das Improvisieren läßt mich doch selten ganz kalt und ohne Interesse, es hat eine Lebendigkeit des Vortrags, die wir nicht kennen, und ich weiß nicht, warum eine improvisierte und eine studierte Poesie nicht ebenso nebeneinander bestehen könnten, als eine akademische Vorlesung aus dem Stegreif und eine gedruckte Abhandlung. Als Metier zur Parade ist das Improvisieren unausstehlich, aber wenn ein Dichter sich dadurch für sich oder vor Freunden zur größern Poesie stimmte, oder wenn er ein Gedicht, das er vorhätte, gleichsam präludierte, so sehe ich das Unglück nicht. Vielmehr gehört diese große Leichtigkeit poetischer Formen (ich abstrahiere hier sogar vom Inhalt), man möge sie nun dem Geiste der Sprache, dem Temperamente der Nation oder dem Verdienste des Sängers zuschreiben, doch zu den Reizen dieses Landes und dieses Volkes, und ich kann nicht so ekel sein, als die meisten Fremden hier, die diese Art des Dichtens so entsetzlich heruntersetzen. Ich sehe nicht ab, daß sie die höhere und eigentliche ausschließt, ich glaube vielmehr, sie könnte ihr sehr freundlich die Hand bieten. Wie es die Menschen hier treiben, ist freilich entsetzlich. Es ist hier ein junges höchstens siebzehnjähriges und recht hübsches Mädchen, welches Poesie und Improvisieren treibt. Diese ist ordentlich einem Lehrer übergeben und muß nun täglich Ottaven und Sonette machen, bald auf jede von den neun Musen, bald auf die ersten zwölf Kaiser, bald auf Gott weiß was. Jetzt in der Fastenzeit improvisiert sie regelmäßig alle Abend eine Geschichte aus der heiligen Schrift. Ich habe vorgeschlagen, sie doch prosaische Uebersetzungen fremder oder alter Dichter in Reime bringen zu

lassen, wenn sie denn einmal so dressiert werden soll, aber bis jetzt umsonst. Glauben Sie indes auch nicht, daß es mir einfällt, die Mohren zu waschen, nur Experimente mit der menschlichen Natur möchte ich machen und darum lasse ich noch nicht von dieser Kleinen, die wirklich Talent besitzt. Ihr Lehrmeister ist Berardi, den Sie vielleicht kennen, der echte italienische Ramler, nur mit noch weniger Geist und Eigentümlichkeit. Sonst ebenso pedantisch, ebenso eitel, ebenso steif, aber auch ebenso Bravo,[2]) wie man hier sagt, im Ausarbeiten und Feilen seiner Verse. Ich habe ihn neulich improvisieren hören und bin wirklich über die Rundung und mechanische Schönheit seiner Stanzen erstaunt gewesen.

Die italienische Sprache bewundere ich mit jedem Tage mehr. Ich halte sie für bei weitem dichterischer als die lateinische, und so ohne Vergleich über die französische und selbst die spanische erhaben, daß sie allein eine Vergleichung mit unserer aushält. Allein dennoch, bei allen großen, unglaublichen Vorzügen fehlt ihr etwas und (ich scheue mich fast, es auszusprechen) gerade das, was das innerste und geheimste Wesen des Dichterischen ausmacht. Es bleibt doch immer mehr römischer Geist in ihr übrig, und sie ist nicht um den zehnten Teil der griechischen so nahe, als die deutsche. Bei aller Freiheit der Konstruktion, aller unendlichen Fülle ihres Wortreichtums, aller Mannichfaltigkeit dichterischer Formen and alles so überaus großen Wohllautes paßt sie sich der wahren Dichtkunst weniger an, als unsere, sie behält immer eine Neigung zum Epigrammatischen, läßt mehr den Dichter sehen, als die Dichtung, mehr die Kunst, als die Natur. Worin dies im einzelnen liegt, ist schwer zu sagen. Allein dies ist immer so in der Sprache; was in der Masse beim ersten Anblick frappant ist, berührt sich im einzelnen so, daß man es umsonst aufzusuchen glaubt. Auch ist es schwer zu bestimmen, ob es unabänderlich wäre, oder ob es nur daher kommt, daß die vorzüglichsten Dichtungsarten in ihr (Strophe

und Sonett) ihrer Natur nach epigrammatisch sind. Allein die Treuherzigkeit, die Einfachhet und das volle, ohne alle künstliche und an Kunst erinnernde Symmetrie Fortrauschen der Dichtung und des Verses ist ihr fremd. Göttliche Waffen aber, und die ich nicht ohne innige Freude benutze, leiht sie gegen die Franzosen, die genau genommen für sie noch weniger Sinn haben, als für die deutsche. Denn in unsern Dichtern haschen sie wenigstens noch das Sentimentale auf, wenn ihnen auch das Echtpoetische immer fremd bleibt, aber für die Italiener, wenn sie nicht auf Glauben an Tasso, Dante und Ariost nachschwatzen, haben sie gar keinen Sinn. Das wird Ihnen auch an der Staël aufgefallen sein, die überhaupt, meiner Empfindung nach, eine recht unpoetische Natur ist, ohne eine prosaische zu sein. Wirklich gibt es Menschen, die von dem Ergreifenden in der Poesie statt in die Höhe geführt zu werden, zu Boden sinken, auf die sich poetisch wirken, aber in denen sich nichts poetisches erwecken läßt. Dennoch, gestehe ich Ihnen, liebe und bewundere ich die Staël sehr, und bedauere innig, daß ihr Schicksal sie in einen so engen und armseligen Kreis gebannt hat.

Von dem Kunsttreiben hier, mein teuerer Freund, hat Ihnen meine Frau neulich so ausführlich geschrieben, daß ich nichts hinzuzusetzen weiß. Thorwaldsen als Bildhauer, Schick als Geschichtsmaler und Reinhart als Landschaftsmaler bleiben hier unstreitig die ersten unter den Nordländern. Von Franzosen ist neulich der bekannte Guerin[3]) und ein Bildhauer Dupaty[4]) angekommen. Auch mit diesen habe ich schon einige Lanzen zur Verteidigung des italienischen und deutschen Geschmacks brechen müssen. Denn Sie glauben nicht, wie impertinent und vordrängend dieser pariser Geschmack ist, der überall herrschen will. Sie haben ein Geschwätz von Natur, vor dem man aus der Haut fahren möchte, und Ideen, die sie um alle Natur bringen, und daher natürlich auch nicht einmal den Anfang der Bahn zum Ideal brechen.

Mit Aufsuchen, Kaufen, Sammeln, mein Liebster, worauf Sie halten, bin ich unglücklich, und es ist mir hierin auch nicht das Kleinste bis jetzt vorgekommen. Außerdem, daß es viel Zeit und müßiges Herumgehen fordert, setzt es einen Geist voraus, der mir versagt ist.

Daß Riemer[5]) das Glück hat, in Ihrem Hause zu sein, und daß Sie mit ihm zufrieden sind, ist mir überaus lieb. Er ist bei Kindern in vieler Rücksicht trefflich, und es hat mich sehr geschmerzt, daß er nicht hier bleiben konnte. Ich hätte bei Theodors Kränkeln in dieser Zwischenzeit kaum einen eigenen Menschen brauchen können, und jetzt hoffe ich, daß vielleicht die Reise meiner Frau mir zu einem verhelfen soll.

Ich bin so frei, mein lieber Freund, einen Brief an Eichstädt beizulegen, der die jenaische, ich denke auch Allgemeine Literatur-Zeitung[6]) betrifft. Ein gewisser Rehfues[7]) hier, den Sie dem Namen nach unstreitig kennen, wünscht deren Mitarbeiter zu sein, und erbietet sich in diesem Briefe dazu. Ich kenne ihn wenig; indes scheint er ein denkender Kopf und der in Italien Bescheid weiß, und überdies muß ja sein Journal, das hierher noch nicht gedrungen ist, für oder wider ihn sprechen. Ich bitte Sie also nur um gütige Besorgung der Inlage.

Grüßen Sie Schillers und Meyer, mein teurer Freund, und leben Sie herzlich wohl!

Ihr

Humboldt.

57.

G. an Kar. (25. Jan. 1804.)

In wie mancher Stunde habe ich nicht mit wahrer und lebhafter Teilnahme an Sie gedacht, und mich fast eben so oft über den frevelhaften Vorsatz verwundert, den man aus-



sprechen kann, sich in großer Entfernung monatlich zu schreiben. Die Entfernung schließt das Nahe eben aus; wie kann man sich das täglich erfreuende und bedrängende mitteilen, wenn die Stimme so langsam herüber und hinüber klingt, und dann treten die unerwarteten Vorfälle ein, die auf einmal uns außer Geschick setzen und indem man fortfahren will, weiß man nicht, wo man anfangen soll.

Diesmal gedenk ich in Erinnerung an so manches Vergangene, in Absicht auf manches Künftige, Ihnen einen langen Brief zu schreiben, damit der Faden wieder so fortfließe.

Sie haben indessen einen großen Verlust erlitten, von dem ich schweige. Möge alles, was die Natur dem Menschen von Linderungsmitteln solcher Schmerzen zugedacht hat, Ihnen geworden sein und werden; denn sie kann allein das Uebel, das sie zufügt, wieder ersetzen.

Indessen ist Fernow bei uns angekommen, er hält sich wacker und gut; aber ein unglückliches Fieber macht ihm viel zu schaffen. Da es ihm Ernst ist, um das, was er treibt, und er von Hause aus eine redliche Natur ist, so haben wir gute, nützliche und angenehme Zeit zusammen.

Riemer ist bei meinem August und ich hoffe, sie sollen sich recht wohl zusammen befinden.

Schiller geht, nach seiner Art, mit großen Schritten immer vorwärts, sein Tell ist fürtrefflich angelegt und was ich davon gesehen habe, meisterhaft ausgeführt.

Mich selbst hat der in die jenaischen Herren, besonders aber der in die Unternehmer der A. L. Z. gefahrene Schwindelgeist[1]) in die traurige Notwendigkeit versetzt, für diesen antiken Stadt- und Lehrkörper wieder einmal persönlich zu wirken und vorzüglich eine dito A. L. Z. in Jena zu konservieren, zu instaurieren, zu restaurieren, womit ich denn beinahe vier Monate für mich verloren habe; nicht eben daß ich viel tat, aber weil doch alles getan sein will und alles, was man tun muß, Zeit wegnimmt, und darum könnte ich aus dem

letzten Vierteljahr auch nicht einmal mit einem Liedchen dienen.

Indessen hat das Leben manches Interessante gebracht. Prof. Wolf von Halle ist 14 Tage bei uns gewesen, jetzt ist Johannes von Müller[2]) hier, und Fr. v. Staël beehrt uns auch schon vier Wochen mit ihrer Gegenwart.

Die von Fernow mitgebrachten Zeichnungen des verstorbenen Carstens[3]) haben mir viel Vergnügen gemacht, weil ich dadurch erst dieses seltene, freilich in früherer Zeit durch Umstände zurückgehaltene und dann zuletzt auch noch unreif weggemähte Talent habe kennen lernen.

Ein paar große Bilder von Hackert[4]) sind hiehergekommen, die als praktische Nachbildung des wirklichen vielleicht nichts vollkommeneres denken lassen.

Was meine Studien und Liebhabereien betrifft, so weiß ich nicht, ob ich Ihnen etwas von meiner modernen Medaillensammlung in Erz und Kupfer gesagt habe, die von der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts anhebt und sich bis auf die neusten Zeiten erstreckt.

Ich bin bei meiner neuen Bearbeitung Cellinis darauf gekommen; denn da man sich im Norden mit Brosamen beguügen muß, so schien es mir nur möglich, durch Originalmedaillen aus den verschiedenen Jahrhunderten, die doch immer, wie bekannt, sich zur Bildhauerkunst ihrer Zeit anzunähern wußten, irgend etwas Anschauliches über die bildende Kunst zu erhalten, und es ist mir schon sehr, durch Bemühung, Gunst und Glück, gelungen, etwas bedeutendes zusammenzubringen. Erlauben Sie, daß ich ein paar Aufträge und Wünsche beilege.

1. Wegen ein paar alten Medaillen, welche Mercandetti[5]) besitzen soll.

2. Wegen päpstlicher Medaillen, von Innocenz XIII. an incl.; die Hameranischen von Clemens XI. habe ich sehr schön.

3. Wegen einer bei Mercandetti zu bestellenden Medaille, welches letztere ich besonders sowohl Ihnen als Humboldt recht ans Herz lege; weil die Entreprise allerdings ernsthaft ist, wobei am Ende wohl einige Zufriedenheit zu gewinnen, sollte sie aber verunglücken, Geld zu verlieren und Verdruß einzuernten ist.

[25. Januar 1804]

58.

G. (30. Juli 1804.)

Vorliegendes Blättchen Nr 1[1]) hatte ich schon vor Monaten an Ihre liebe Dame geschrieben, sie ist die Zeit hier gewesen und ich habe das Vergnügen gehabt, mich mit ihr zu unterhalten; sie ist, wie ich höre, glücklich in Paris an- und niedergekommen[2]). Möge sie nun auch bald Ihren Herrn Bruder dort umarmen, der für uns gewissermaßen von den Toten wieder aufersteht. Ihr lieber Brief vom 25. Februar ist mir seinerzeit auch richtig geworden und ich merke jetzt, indem ich die lange Pause, worin ich nichts von mir hören lassen, überdenke, in welchen sonderbaren Bewegungen mir diese Zeit verstrichen.

Schillers Tell ist schon eine Weile fertig und gespielt, ein außerordentliches Produkt, worin seine dramatische Kunst neue Zweige treibt und das, mit Recht, eine große Sensation macht. Sie werden es auch bald erhalten; denn es wird schon daran gedruckt.

Ich habe mich zu einem Versuch verführen lassen, meinen Götz von Berlichingen aufführbar zu machen.[3]) Dies war ein fast unmögliches Unternehmen, indem seine Grundrichtung antiteatralisch ist, auch habe ich wie Penelope, nun ein Jahr immer dran gewoben und aufgedröselt, wobei ich viel gelernt, ich fürchte aber, zu dem vorliegenden Zweck nicht alles

geleistet habe. In ohngefähr sechs Wochen denke ich ihn zu geben, und Schiller wird Ihnen wohl ein Wort darüber sagen.

Ist Ihnen denn unsere Jenaische Literatur-Zeitung von diesem Jahr zu Gesichte gekommen? und hat irgend etwas darin enthaltenes Ihr Interesse erregt?

Für die sehr angenehme Nachricht, die Sie mir von einer Improvisatrice geben, bin ich Ihnen sehr dankbar. Dürfte ich wohl davon in dem Intelligenz-Blatt der Literaturzeitung Gebrauch machen? Auf alle Weise würde ich das Gesagte dergestalt modifizieren, wie das Verhältnis zum Publikum, das nicht alles zu wissen braucht, es mit sich bringt. Können Sie mir aus dem Schatze Ihrer Beobachtungen manchmal etwas dergleichen mitteilen, so würden Sie uns eine große Freude machen.

Nach dem Tode von Jagemann ist Fernow bei der Herzogin Mutter Bibliotek angestellt, und sein Verhältnis ist für ihr Haus und die daselbst sich versammelnde Sozietät unschätzbar, er belebt die Liebe zur italienischen Literatur und gibt zu geistreicher Lektüre und Gesprächen Anlaß.

Ueberhaupt ist man in Weimar wie im Himmel, seitdem der Böttigerische Kobold[4]) weggebannt ist; auch geht es auf unserer Schule recht gut. Voßens ältester Sohn ist als Professor angestellt, der von seinem Vater diese gründliche Neigung zum Altertum und besonders von der Sprachseite geerbt hat, worauf doch alles bei einem Schulmann ankommt.

Riemer hält sich in meinem Hause auch recht gut, und ich bin mit den Fortschritten meines Knaben, der freilich mehr Neigung zum Gegenstand als zum Ausdruck hat, ganz leidlich zufrieden.

Das Projekt der Frau von Staël, einen Teil des Sommers hier zuzubringen, ist durch den Tod ihres Vaters[5]) vereitelt worden. Sie hat Schlegeln von Berlin mitgenommen, sie sind zusammen in Coppet und werden wohl gegen den Winter nach Italien kommen. Ein solcher Be-

such muß Ihnen, werter Freund, erfreulicher sein als mancher andere.

Für die Mitteilung der übersetzten Pindarischen Ode danke zum schönsten, sie hat mir und Riemern eine sehr aneneghme Stunde der Unterhaltung verschafft.

Beiliegendes Promemoria[6]) an Mercandetti haben Sie ja wohl die Güte bestellen zu lassen und den Mann etwa selbst über die Sache zu sprechen. Dann haben Sie ja wohl unter Ihren dienstbaren Geistern irgend jemand, der auf die Sache in der Folge ein Auge hätte. Ich möchte gern unserm alten Gönner ein solches öffentliches Zeichen des Dankes gebracht wissen, das auch von seiten der Kunst bedeutend wäre; aber freilich in so weiter Ferne etwas zu bestellen, ist immer gewagt, deswegen ich Sie um freundliche Teilnahme bitte.

Vor allen Dingen kommt es darauf an, daß Mercandetti leidlich fordere. Für seinen Alfieri, den er anbietet, verlangt er drei Piaster, welcher so groß als sein Galvani werden soll. Wenn er nun für die Erzkanzlerische Medaille, welche bestellt wird und nicht größer sein soll, etwas mehr fordert, so darf es doch nicht viel sein, und wenn er verhältnismäßig recht billig ist, so getraue ich mir ihm 200 Subskribenten zu verschaffen, und er macht sich, wie auch schon im Promemoria bemerkt ist, durch diese Medaille in Deutschland bekannter als durch irgend sonst eine Arbeit, woran ihm bei der Suite von berühmten Männern des vorigen Jahrhunderts, die er herausgeben will, viel gelegen sein muß. Verzeihen Sie, daß ich Ihnen zu Ihren vielen Geschäften auch noch diese Last mache; suchen Sie aber doch die Sache dergestalt enzuleiten, daß es nicht viel Hin- und Herschreibens braucht, und daß sich Mercandetti in einer Antwort auf das Promemoria annehmlich erklärt, die Briefe zaudern jetzt unerträglich, einer von Florenz hierher läuft 20 Tage und drüber.

Daß Sie an meiner natürlichen Tochter Vergnügen gehabt, gereicht mir zu großem Troste. Denn wenn ich gegen

meine abwesenden Freunde so lange stumm bin, so ist mein Wunsch durch das, was ich im stillen arbeite, mich endlich auf einmal wieder mit Ihnen in Verhältnis zu setzen. Leider bin ich von dieser Arbeit abgekommen und weiß nicht, wann ich die Folge werde leisten können.

Haben Sie die 20 lyrischen Gedichte gesehen, die in einem Taschenbuche dieses Jahres[7]) von mir herausgekommen sind. Einiges befindet sich darunter, das Ihnen nicht misfällig sein sollte. Vergelten Sie nicht gleiches mit gleichem und schreiben mir bald. Teilen Sie mir manche Bemerkungen über Länder, Nationen, Menschen und Sprachen mit, die so belehrend und auffordernd sind. Versäumen Sie auch nicht mir von Ihrer und der lieben Ihrigen Gesundheit etwas zu melden.

Weimar, 30. Juli 1804.

59.

W. Marino, den 23. August 1804.

Ihr Brief mein teurer Freund, ist nur 14 Tage unterwegs gewesen und ich habe ihn hier am 14. d: richtig empfangen. Am 16. ging ich, meine Post abzumachen, nach Rom, und habe diese Gelegenheit benutzt, mit Mercandetti zu sprechen. Ich habe ihn seine Antwort Punkt für Punkt schriftlich aufsetzen lassen, bin sie mit ihm durchgegangen, und habe ihm bemerklich gemacht, wo Dunkelheiten waren. In dieser Woche wird er seine Antwort nun noch einmal umgeändert, und die Medaillen, die er Ihnen zur bessern Prüfung seiner Geschicklichkeit schicken wollte, eingepackt haben, und morgen, da ich wieder nach Rom gehe, rede ich mit ihm und gebe Ihnen am Ende dieses Briefs auf alles genügende Auskunft. Hier also nur noch zwei Bemerkungen. Ich werde mit Vergnügen jede auf dies Geschäft Bezug habende Besorgung übernehmen, allein die Aufsicht über die

Arbeit kann ich nicht übernehmen, weil ich mich darauf nicht verstehe. Auch weiß ich nicht, welchem der hiesigen Künstler ich dies auftragen könnte. Mir schiene Gmelin der passendste und Gmelin wird es Ihret- und meinetwegen gern tun. Allein Fernow und Meyer kennen das ganze Personal hier und können am besten raten. Zeigen Sie mir also bestimmt Ihre Wahl an. Ich kann Ihnen sonst für nichts einstehen. Zweitens: scheint Ihnen Mercandetti wirklich ein so vorzüglicher Künstler? Mir kommt es, offenherzig gesagt, nicht so vor. Vielmehr, dünkt mich, sind einige Medaillen, die Bonaparte in Paris hat schlagen lassen, viel schöner gemacht. Ob Abramson oder Loos[1]) in Berlin gleich gut arbeiten, weiß ich nicht. Aber die Nähe wäre, schon bei gleicher Güte, ein Vorteil. Wegen Ihrer zu kaufenden Medaillen wundert es mich, daß Sie mir Kamerani [sic][2]) nicht nennen. Er hat eigentlich die ganze Suite päpstlicher Medaillen. Doch kommen Sie durch Mercandetti gleich gut zum Zweck.

Daß die Entfernung durch die Langsamkeit der Mitteilung das Schreiben unangenehm macht, liebster Freund, ist wohl wahr, aber ein Teil dieser Unannehmlichkeit wird doch durch schnelles Antworten gehoben, und wir besonders leben, wenn auch weit entfernt, im Grunde doch in verwandten Kreisen. Mehr oder weniger beschäftigt uns beide doch Altertum, Kunst und deutsche Literatur. Wir brauchen also nur eins zu tun, mein Teurer, wir brauchen wegzusehen von der Entfernung, als einer „die Mitteilung hindernden“, und hinzusehen auf sie, als eine „die Mitteilung doch nicht unmöglich und dagegen notwendig machende“, und haben somit in die Entfernung die Nichtentfernung aufgenommen, und müssen uns nun selbst über den Schein wundern, durch den wir uns entfernt glauben konnten.

Verzeihen Sie diese streng metaphysische Demonstration. Aber es war eine Anstrengung, ein Saltus mortalis nötig, um Sie gleich zu überzeugen, daß ich auf den sieben Hügeln

doch mitten unter den Gespenstern herumwandle, die bei Ihnen spuken; Sie werden nun nicht nach dem suchen, was Sie etwa mit mir verknüpfen könnte, sondern aufs geratewohl ergreifen, was Ihnen nahe liegt, und Sie werden mich dann wieder vielleicht öfter mit Briefen erfreuen. Tun Sie es, wenn Sie können, Sie machen mich sehr glücklich dadurch. Aber tun Sie es nicht, säumen Sie wie jetzt, so lassen Sie nur eine falsche Scham einreißen. Der Augenblick, in dem Sie wieder anfangen, hebt immer die ganze Vergangenheit, in der Sie schwiegen, auf.

Mir geht es sehr gut, mein bester Freund; meine beiden kleinen Mädchen sind sehr wohl, und aus Paris habe ich fortdauernd gute Nachrichten. Nur gehe ich diesen Sommer, meine Geschäfte, die Gott mich bewahren soll, Tätigkeit zu nennen, ausgenommen, ein wenig müßig. Ich glaubte hier auf dem Lande viel zu arbeiten; aber wer könnte am Tisch sitzen in dieser himmlischen Gegend, in diesem Sommer, der schlechterdings nicht heiß ist? Jeden Nachmittag also gehe ich, oder reite ich, zu Pferd oder Esel aus, näher oder weiter, und gehe und genieße so viel und so innig, daß ich doch diesen Sommer zu der am besten angewendeten Zeit rechnen werde. Ich weiß nicht, ob Sie dies Latiner Gebirge und die Ufer des Albaner- und Nemier-Sees recht kennen. Wer verhältnismäßig nur kurz in Rom ist, den zieht Rom mehr an. Aber wer Muße hat, hier alles einzelne zu durchgehen, der findet unbegreifliche Standpunkte, einen Reichtum in einem spannenlangen Raume, der sich immer wieder durch sich selbst von der Phantasie neu befruchtet. Den großen Unterschied zwischen diesen und unsern Gegenden finde ich darin, daß die unsern uns immer entweder aus uns hinaus ins Ungestüme, oder in uns hinein ins Düstere treiben, immer unruhig oder schwermütig, also empfindsam machen. Hier löst sich alles in Ruhe und Heiterkeit auf. Man bleibt immer klar, immer gleichmütig, immer objektiv gestimmt. Die spanischen

Gegenden, habe ich oft bemerkt, wirken im ganzen wie die deutschen.

Ich habe oft darüber und über die ganze Wirkung nachgedacht, die Rom macht, und mich gefragt, wieviel wohl davon objektiv sein mag. Schelling hat, denke ich, irgendeinmal gesagt, daß das klassische Altertum eine Trümmer eines ursprünglichen höhern Menschengeschlechts sei, und etwas wahres liegt darin; jede Vergleichung zwischen modernen und alten hinkt, weil es für uns nicht mehr dieselbe Gattung ist, die beide umfaßt. Ein Vers Homers, selbst ein unbedeutender, ist ein Ton aus einem Lande, das wir alle als ein besseres und doch uns nicht fernes anerkennen, jeder ergreift zugleich und in einem Gefühl mit Götterehrfurcht und mit Heimatsehnsucht. Vieles kommt zusammen, das hervorzubringen; schon das trägt bedeutend dazu bei, daß jene Glücklichen eine Sprache redeten, die für uns nie zum Gepräge des Gemeinen dient. Aber der eigentliche Erklärungsgrund liegt für mich in den Zeiten der Barbarei. Durch das Christentum und den Zustand gesellschaftlicher Wildheit (die Griechen kannten nur eine Naturwildheit), wurde der Mensch so mürbe gemacht, daß natürliche Ruhe, ungestörter innerer Friede auf ewig für ihn verloren war, und beide jetzt uns erst durch einen sauern Sieg erkämpft werden müssen. Man spaltete seine Natur, setzte der Sinnlichkeit eine reine Geistigkeit entgegen, und erfüllte ihn mit nun nie mehr weichenden Ideen von Armut, Demut und Sünde. Wenn er nun so, in seinem Innern zerknirscht durch ein Gemisch gnostischer Spitzfindigkeiten und Schwärmereien, engherziger schreckenvoller Begriffe des Judentums, in seinem Aeußern geschreckt und geplagt durch willkürliche Gewalt, die aber immer mit dem Namen des Rechts (wie keine Tyrannei bei den Alten) Unterwerfung forderte, wenn er so zum ersten mal aufblicken konnte zu jenen Geschlechtern, die in ganz entgegengesetztem Zustande gelebt hatten, wenn er ihre Werke

noch dazu mit allem Zauber der Einbildungskraft umgeben sah, so mußte er niederfallen, wie vor Göttergestalten, und da wir noch immer, nur hier und da geringer, in demselben innern und äußern Zwiespalt fortleben, so muß auch jene Anbetung bei uns fortdauern. Niemand hat je die moderne Welt aus der alten eigentlich deduziert, und niemand kann es. Es ist da eine Kluft, die jeder bemerken muß, wo nur noch das plötzliche Erscheinen des Christentums einen notdürftigen Erklärungsgrund abgibt.

Rom ist der Ort, in dem sich für unsere Ansicht das ganze Altertum in eins zusammenzieht, und was wir also bei den alten Dichtern, bei den alten Staatsverfassungen empfinden, glauben wir im (!) Rom mehr noch als zu empfinden, selbst anzuschauen. Wie Homer sich nicht mit andern Dichtern, so läßt sich Rom mit keiner andern Stadt, römische Gegend mit keiner andern vergleichen. Es ist allerdings also das meiste an diesem Eindrucke subjektiv, aber es ist nicht blos der empfindelnde Gedanke zu stehen, wo jener oder dieser große Mann stand. Es ist ein gewaltsames Hinreißen in eine von uns nun einmal, sei es auch durch eine notwendige Täuschung, als edler und erhabener angesehene Vergangenheit, eine Gewalt, der selbst wer wollte nicht wiederstehen kann, weil die Oede, in der die jetzigen Bewohner das Land lassen, und die unglaubliche Masse der Trümmer selbst das Auge dahin führen, und da nun diese Vergangenheit dem innern Sinne in einer Größe erscheint, die allen Neid ausschließt, an der man überglücklich sich fühlt, nur mit der Phantasie teilzunehmen, ja an der keine andere Teilnahme nur denkbar ist, und dann dem äußern Sinne zugleich die Lieblichkeit der Formen, die Größe und Einfachheit der Gestalten, der Reichtum der Vegetation (die doch wieder nicht überüppig ist, wie in noch südlichern Gegenden), die Bestimmtheit der Umrisse im klaren Medium und die Schönheit der Farben in durchgängige Klarheit versetzt, —

so ist nur hier der Naturgenuß reiner, von aller Dürftigkeit entfernter Kunstgenuß. Ueberall sonst reihen sich Ideen des Kontrastes daran, er wird elegisch oder satirisch. Freilich indes ist es auch nur für uns so. Horaz empfand Tibur moderner, als wir Tivoli. Das beweist sein beatus ille, qui procul negotiis. Aber es ist auch nur eine Täuschung, wenn wir selbst Bewohner Athens und Roms zu sein wünschten. Nur aus der Ferne, nur von allem Gemeinen getrennt, nur als vergangen muß das Altertum uns erscheinen. Es geht damit, wie wenigstens mir und Zoega mit den Ruinen. Wir haben immer einen Aerger, wenn man eine halbversunkene ausgräbt. Es kann höchstens ein Gewinn für die Gelehrsamkeit auf Kosten der Phantasie sein. Ich kenne für mich nur noch zwei gleich schreckliche Dinge, wenn man die Campagna di Roma anbauen und Rom zu einer polizierten Stadt machen wollte, in der kein Mensch mehr Messer trüge. Kommt je ein so ordentlicher Papst, was aber die 72 Kardinäle verhüten mögen! so ziehe ich aus. Nur wenn in Rom eine so göttliche Anarchie und um Rom eine so himmlische Wüstenei ist, bleibt für die Schatten Platz, deren einer mehr wert ist, als dies ganze Geschlecht.

Sie glauben nicht, welchen Aerger ich manchmal in mich fressen muß bei gewissen Fremden, denen keine Villa hier recht ist, die bald zu wenig Schatten, bald zu viel geschnittene [unlesbar] finden, die sich immer wundern, warum die Römer keine englischen Gärten anlegen, und nicht sehen, daß das gerade noch eine der größesten Exemtionen ihres gesunden Menschenverstandes ist, höchstens noch der Partie am See in der Villa Borghese Gerechtigkeit widerfahren lassen, weil da sogar künstliche Ruinen sind, nicht einsehen, daß der Anblick der Campagna mit den vielen Wasserleitungen und Trümmern darin, und den hohen, schön bewachsenen und reichlich bevölkerten Bergen am Ende unendlich größer ist, als wenn nun da eine Menge moderner Landhäuser und Gärten und

Parke wie um Paris, alles verdeckte und verwirrte, endlich klagen, daß um Rom keine Bäume sind, und rein aus Eigensinn die Gegenden nicht besuchen, wo die göttlichsten stehen, die Gottes Erdboden trägt, darauf nach Neapel gehen, in Entzückung geraten und bei der Zurückkunft einen ordentlich mit Gutmütigkeit bedauern, daß man in Rom wohnen muß! Ich konnte Ihnen, mein teurer Freund, dies Bild meiner Leiden nicht schenken. Glücklicherweise treffen sie immir mit den Leiden des Herrn in der Passionswoche zusammen, zu ihnen stoßen die Langeweile der kirchlichen Funktionen und die mir in den Tod verhaßte Musik; so dient mir alles zusammengenommen zur heilsamen Buße und löst sich im Sommer, wo das Phantom der bösen Luft glücklicherweise alle diese ultramontanen Unholde wieder verscheucht, in reinen Genuß auf.

Da ich erst der Aufgrabungen erwähnte, so weiß ich nicht, ob Sie einen Begriff von der Scheußlichkeit haben, die man um den Bogen des Septimius Severus gemacht hat. Man hat ein Loch, wie um die Trajanssäule angelegt, und mit einer Mauer eingefaßt, und dadurch nun nichts gewonnen, als daß man einen sehr mittelmäßigen Bogen und gleiche Basreliefs allenfalls ausmessen kann. Denn an Sehen ist, da von oben immer noch die Hälfte verdeckt ist und unten man immer zu nahe steht, nicht zu denken. Der schöne Eingang auf den Campo vaccino durch den mehr als halbverschütteten Bogen hindurch ist nun ganz verdorben. Jetzt legt man einen gleichen Brunnen um den Bogen des Konstantin an, und gräbt auch im Zirkus Maximus.

Hier in Marino besuche ich fast jeden Nachmittag neue und in Vignen und in dichtverwachsenen Macchien versteckte Ruinen. Merkwürdiges findet sich natürlich selten, aber als Zweck eines Spazierganges kenne ich nichts Unterhaltenderes. Dabei kommt man so am besten in der ganzen Gegend herum, und verfehlt keinen schönen Gesichtspunkt. Manch-

mal freilich mache ich auch ermüdende Fehlversuche und werde zu ziemlich modernem Gemäuer verführt. So ging es mir auch gestern, wo man mich 11 Miglieu weit auf das Castell Ariano über Velletri schleppte und hernach alles neu, nur einiges einigermaßen zweifelhaft war. Aber ich war durch den Weg und die Gegend entschädigt. Denn das Castell liegt, vielleicht höher als Monte Cavo, Cori gegenüber, mit der himmlischsten Aussicht auf das Land und das Meer bis Monte Circello hin. Gleich schön war der Weg dahin, da man über Rocca di Papa und die sogenannten Hannibalswiesen hin den Wald der Fajola fast in seiner ganzen Länge durchmißt.

Ich hatte den Tag zuvor gerade und mit großem Genuß Voßens Abhandlung zu seiner Hesiodischen Karte gelesen.[3]) Von der Gründlichkeit und Gelehrsamkeit seiner Forschungen ist es nicht nötig ein Wort zu sagen. In der Darstellung hat mir der Stil weit mehr als in der Recension Adelungs[4]) gefallen, wo er alle Augenblicke von der Prosa zur Poesie steigt und zurückfällt, aber etwas Ermüdendes behält sein Stil immer. Bei einer Materie wie diese, wo es so viele Mühe kostet, feste Resultate zu finden, sollte man am meisten das unangenehme Gefühl der Verwirrung vermeiden, das aus widersprechenden Zeugnissen entsteht, und dafür hat er wenig gesorgt. Man hat sogar Mühe, seine Resultate festzuhalten. In Schlözers Nordischer Geschichte[5]) gibt es einige treffliche Beispiele von dem, was man in dieser Art leisten kann und leisten sollte.

Ihre Literaturzeitung, mein Bester, lese ich nicht blos, sondern sie ist einer meiner größten Genüsse. Ich halte zugleich die Hallesche (Ihre hält eigentlich der bairische Gesandte, ein Bischof Häffelin, ein unterrichteter Mann und mir in solchen Dingen ein großer Trost hier), und so suche ich mir wenigstens ein Schattenbild deutscher Literatur zu machen. Sollte ich beide Zeitungen, die nicht mehr vergleich-

bar sind, vergleichen so würde ich sagen, daß die Hallesche nun erst vollkommen zeigt, wie philisterhaft sie ist. Die Ihrige liefert weniger eine Darstellung der Schriften (manchmal für den Entfernten, der sie nicht selbst konsultiren kann, zu wenig), als ein Raisonnement über sie. Die meisten Rezensionen sind eigentliche Aufsätze, immer belehrend für sich und oft pikant, sie lesen sich besser und geben mehr Anlaß, selbst zu denken.

Ich habe jetzt bis zu Ende April gelesen. Doch ist eben der Rest bis zum Juli gekommen. Bis dahin hat meinen unbedingtesten Beifall die Rezension der Vossischen Gedichte[6]). Sie ist wirklich genialisch, wahr gesehen, fein ausgedrückt und sehr schön geschrieben. Sie geht leise vorüber, wo man nicht fest auftreten durfte, ohne wirklich Unrecht zu tun, und kommt gemach zu dem Ziel, bei dem man mit aller Gerechtigkeit verweilen kann. Einige metaphysische Recensionen haben mir gefallen, weil sie kurz und bündig die Verschiedenheit der Systeme anzeigen, allein ich weiß nicht, ob eine einzige ist, die ihren Verfasser vollkommen auf der metaphysischen Höhe zeigt. Am meisten misfallen, damit Sie alles wissen, hat mir die Rezension von Schillers Braut[7]). Es ist eine Verwirrung aller Dichtungsarten darin, und zugleich eine Prätension, eine Deklamation über die arme Zeit, die jetzt so oft herhalten muß, die einen anekeln. Von Chor im Schillerschen Sinne scheint der Rezensent nicht einmal die Idee gefaßt zu haben. Er soll nach ihm so eine Art Aushelfer sein, wo die Handlung nicht alles ausspricht, oder ein Milderungsmittel zu starken Eindrucks und Gott weiß was. Daß der Chor die Welt zu den einzelnen Personen der Handlung ist, — selbst das scheint er nicht geahnt zu haben. Daher ihm denn auch die gerade sehr schöne Teilung des Chors ganz wunderbar vorkommt. Im Affekt gesagte und so verstandene Stellen führt er wie aktenmäßige Beweise an, kurz es scheint mir ein wunderlicher Heiliger.

Voßens Rezension von Adelung hat mich sehr gefreut. Ich habe den Adelung hier fast immer in Händen, weil mir viele andere Hülfsmittel abgehen, und sehe täglich mehr seine Mangelhaftigkeit ein, nur hätte ich gewünscht, Voß selbst hätte mehr Fakta angeführt.

Voß muß eigene und viele Materialien über Etymologie haben. Davon sollten Sie ihn vermögen, einiges manchmal der Literaturzeitung mitzuteilen. Am Eingang der Bände stände ein ausführlicheres Raisonnement, und hinter den Strichen am Ende der Blätter eine Menge einzelner Bemerkungen schon an ihrer Stelle.

Mit großem Interesse habe ich die Anzeige der Pestalozzischen Methode gelesen[8]). Nur finde ich den Rezensenten zu nachsichtig. Sagen Sie mir einmal selbst, was aus dem Menschengeschlechte würde, wenn alle Kinder nun 30 Jahre hintereinander nachbeteten: das Auge liegt unter der Stirn, zweimal zwei ist vier, ein Quadrat hat vier gleiche Seiten und so fort. Ich fürchte sehr, indem man besonders die Schulen der niedern Stände verbessern will, räumt man als Unrat gerade das mit weg, was allein Heil brachte. Auch der Bauer und Bettler hat eine Phantasie und ein anderes Gefühl, als das bloße seiner Dürftigkeit und seines kärglichen Genusses, auch in ihm kann und muß etwas Höheres geweckt werden, und bisher wurde es geweckt. Man las in allen Schulen kapitelweise die Bibel. Da war Geschichte, Poesie, Roman, Religion, Moral, alles durcheinander; der Zufall hatte es zusammengefügt, aber die Absicht möchte Mühe haben, es gleich gut zu machen. Aus dieser Quelle schöpfte bis jetzt der gemeine Mann alles, wodurch er mehr als bloßes Lasttier war, und dafür werden ihm alle Systeme der Anschauung keinen Ersatz gewähren. Es ist wirklich ein fürchterlicher Gedanke, dem Menschen die Anschauungen seiner eigenen Glieder zuzählen zu wollen, da man genug zu tun hat, Ordnung in dem Chaos von Anschauungen zu stiften,

die sich von selbst aufdrängen. Die mathematische Richtung zur Hauptrichtung machen, ist gar entsetzlich. Aeußerst gefällig ist aber der Rezensent, daß er zugibt, daß eines der Pestalozzischen Unterrichtsmittel die Sprache ist. Was hat die Sprache mit dem trockenen Benennen der Gegenstände gemein? Die Sprache würde oder könnte wenigstens als Vehikel alles in der Tat leisten, da sie der Form und Materie nach ein Abdruck der Welt ist. Aber dann müßte man nicht wie bisher geschehen, blos Grammatik unter ihr verstehen, und dazu gehörten für die Lehrer selbst Studien, die man jetzt mit Billigkeit nur von wenigen unter ihnen fordenr kann.

Aber ich mache diesem langen Geschwätz ein Ende. Grüßen Sie Schiller herzlich, und den ganzen Kreis unserer übrigen Freunde. — Ob Sie von meiner Improvisatrice Gebrauch machen sollen, kann ich wirklich nicht sagen, weil ich nicht weiß, was ich geschrieben habe. Aber alles ist ja doch (von meiner Seite) namenlos und was Sie tun ist gut getan. Ich selbst habe sie, da ich und sie auf das Land gegangen sind, seit einiger Zeit aus dem Gesicht verloren. Leben Sie herzlich wohl, und gedenken Sie manchmal Ihres abwesenden Freundes.

Humboldt.

60.

W. Rom, den 5. Juni 1805.

Ich freute mich kaum Ihres Briefes[1]), mein innig geliebter Freund, als ich durch Fernow die schreckliche Nachricht von Schillers Tode empfing. Nichts hat mich je gleich stark erschüttert. Es ist das erste mal, daß ich einen erprüften Freund, mit dem sich durch Jahre des Zusammenseins Gedanken und Empfindungen innig vermischt hatten, verliere, und ich fühle jetzt die Trennung, die Entfernung, in der wir in den letzten Jahren lebten, noch schrecklicher. Seinen letzten Brief schrieb er mir im September 1803 über meines

Wilhelms Tod[2]). Er war über meinen Schmerz sehr bewegt, aber was er darin wünscht und hofft, ist in Erfüllung gegangen. Er ist hingeschieden, ohne selbst einen von denen, die ihm zunächst lieb waren, verloren zu haben. Seine schwächliche Konstitution, sagt er, lasse es ihn hoffen. Wäre er selbst nur uns nicht so früh entrissen worden! Jetzt denke ich oft, er hätte die letzten Jahre seines Lebens hier zubringen sollen. Rom würde einen großen Eindruck auf ihn gemacht haben, er hätte das mit sich hinübergenommen. Er hätte sich auch vielleicht länger erhalten, der strenge Winter scheint ihm doch verderblich gewesen zu sein, vielleicht auch die ewige Anstrengung, die nachgelassen oder doch milder gewirkt hätte, wenn er seinen äußern Sinn durch große Umgebungen getragen, seine Einbildungskraft durch eine ihrer würdigere Natur um sich her unterstützt gefühlt hätte. Wie einsam Sie sich fühlen müssen, kann ich mir denken; und doch beneide ich Sie unendlich. Sie können doch sich noch den Ton der Worte seiner letzten Tage zurückrufen, mir ist er wie ein Schatten entflohen, und ich muß alles, was ihn mir lebhaft zurückruft, aus einer dunkeln Ferne mühsam herbeiholen. Wie oft ist es mir eingefallen, daß der Mensch sich leichtsinnig trennt, zerreißt, was ihn beglückt und mutwillig nach dem Neuen hascht. Wenn die wahre Ungewißheit des menschlichen Schicksals den Menschen so lebendig vor Augen stände, als sie es sollte, würde kein Mensch von Gefühl je sich entschließen, die Spanne Landes zu verlassen, auf der er zuerst Freunde umarmte.

Sie, liebster Goethe, sollten jetzt den nächsten Winter in Italien zubringen. Solange Schiller lebte, hätte ich Sie nie recht ernstlich einladen mögen. Sie besaßen sich gegenseitig, keiner von Ihnen hätte für eine lange Trennung Ersatz gefunden. Jetzt, da dies Band zerrissen ist, sollten Sie auf eine Zeit ein schöneres Land, und die Umgebungen suchen, die Ihnen schon aus dem Andenken her so wert

sind. Die politischen Umstände scheuen Sie nicht. Selbst wenn, wie ich nicht glaube, Krieg entstände, kann man, trauen Sie meiner Erfahrung, ruhig genießen, und das armselige Getreibe um sich her ruhig geschehen lassen. Die äußern Unbequemlichkeiten Italiens sollen Sie nicht drücken. Die ersten Wochen wohnen Sie bei uns, richten sich dann mit Muße ein, in dieser Rücksicht hat Rom, wie jede viel von Fremden besuchte Stadt, seit Ihrem Hiersein unstreitig gewonnen. Für Ihre Gesundheit wäre mir auch nicht bange. Das mildere Klima muß Ihnen wohltätig sein, und Sie finden auch künftiges Jahr noch Kohlrausch[3]) bei mir im Hause, der Sie ja, denke ich, in Weimar gesehen hat, und den Schiller sehr liebte. Tun Sie es, mein Bester. Ueber uns können Sie ganz gebieten, so einsam Sie wollen, und so viel in unserer Gesellschaft als Ihnen lieb ist, leben. Wenn Ihnen Rom wirklich noch teuer ist, so lassen Sie sich nicht durch kleine Bedenklichkeiten abhalten. Ein Genuß wie Natur und Kunst ihn Ihnen hier gewähren müssen, verdiente selbst, daß man ihm große Opfer brächte, und wie glücklich Sie uns machten, welchen neuen unbeschreiblichen Reiz Sie Rom für mich geben würden, sage ich Ihnen nicht, weil ich Sie nicht bestechen, sondern nur Ihnen raten möchte, was ich rein und allein auch für Sie unendlich wohltätig halte.

Sagen Sie mir doch bald, ob sich unter Schillers Papieren noch etwas uns unbekanntes erhalten hat? Ich glaube es zwar nicht, es war nicht seine Art, etwas lange liegen zu lassen. Es schmerzt mich jetzt, daß er in den letzten Jahren so wenig prosaisches geschrieben hat. Der Schriftsteller spricht in der Prosa mehr unmittelbar sich selbst aus, und nach ihm, nach einem Laute seines Wesens sehne ich mich. Wie aber in Leben und Kunst alles so ewig unvollendet bleibt! Jedes Schauspiel Schillers ist eigentlich ein neuer Versuch; er ging immer von der Liebe zur Kunst, immer von dem Wunsche, ihr eine neue Seite abzugewinnen, aus, und kaum möchte ich

sagen, daß die große Reihe seiner dramatischen Produktionen ein Resultat darüber vollendet hätte. In jedem ist ein sichtbarer Fortschritt, wenigstens immer einer, durch den man dem Ziel, das er sich vorsteckte, näher kommt; hätte er gelebt, er hätte endlich gewiß klar gesehen und sich bis zum Gipfel hinausgearbeitet; nach ihm, wer kann auf dieser Bahn weiter gehen? in wem ist diese Verbindung kritischer und intellektueller Kraft? Es wäre schrecklich, wenn die deutsche Poesie ihren Zenith schon wieder erreicht haben sollte, da beinahe wir sie entstehen sahen. Und doch ist es gewiß so. Erhalten Sie sich jetzt uns, mein Teurer. Verlieren wir auch Sie einmal, so ist überall Nacht und Verwirrung.

Schlegel war mit der Staël einige Monate hier, und die Staël hat oft und immer mit gleicher Begeisterung von Ihnen gesprochen. Sie ist mir viel werter geworden als sie war. Sie hatte hier mehr Ruhe und Stille, war nicht so umgetrieben von den Geistern, die auch sie plagen und irre leiten, und wenn ihre Regsamkeit, die sonst nur ermüdend ist, die rechte Bahn trifft, ist sie stärkend und wohltätig. Schlegel war hier viel milder, als ich ihn sonst gekannt habe. Er hat durch den Umgang mit der Staël indes doch vielleicht weniger an Vielseitigkeit gewonnen, als an Tätigkeit verloren. Er hat ein unleugbares, aber, so viel ich beurteilen kann, immer subalternes Talent, und seine wahre Sphäre wird er immer nur in Uebersetzungen finden.

Auf die Arbeiten, von denen Sie mir sprachen, bin ich im hohen Grade begierig. Ich habe Cotta gleich geschrieben, sie uns zu schicken. Daß Sie Diderot gewogen bleiben, freut mich sehr. Er ist mir der einzige recht genialische Franzose.

Ich werde Ihnen gegen den Herbst vielleicht durch meinen Bruder, wenn er über Weimar gehen kann, meinen vollendeten Agamemnon schicken. Die Einsamkeit am Albanersee in dem letztvergangenen Sommer hat ihn zu Ende gebracht.

Die Stücke, die Sie haben, habe ich fast ganz umgearbeitet. Das Metrum ist jetzt, glaube ich ziemlich rein, und auch in der Uebersetzung habe ich sehr nachgeholfen. Ich erwarte nun Voßens Prosodie[4]), die ich leider nicht hatte, als ich arbeitete, um die letzte Hand daran zu legen. Ich habe bei dieser Arbeit einen großen Genuß gehabt. Es bleibt das größte Stück des griechischen Teaters, und es wirkte hier in dieser einzig schönen Natur, dieser Gegend voll der größten Erinnerungen, doppelt tief auf mich. Oft dachte ich da noch auf meinen einsamen Spaziergängen in den Wäldern um den Albaner- und Nemiersee, einmal dort mit Schiller und Ihnen zu gehen, da Sie mir doch beide nicht ganz die Hoffnung abgeschnitten hatten. Das eine ist nicht mehr möglich, machen Sie, mein Lieber, das andere wahr. Daß der arme Schiller auch Ihren Faust nun nie vollendet sieht. Wohin ich denke, sehe ich abgerissene Fäden, die nichts wieder anknüpft.

Mein Bruder läßt in Paris einen Versuch einer Pflanzengeographie[5]) drucken, und arbeitet sie hier deutsch aus. Im Gebiete der Erfahrung hat man schwerlich je eine größere Arbeit unternommen. Das Buch ist eigentlich Kommentar zu einer Karte der Tropenländer, auf der die Beschreibung dieser von Grad zu Grad nach allen verschiedenen Rücksichten, welche Physik und Naturgeschichte an die Hand geben, verzeichnet ist. Der Anblick schon wird Ihnen einen großen Genuß geben.

Meine Auslagen für Sie, mein Bester, betragen 6 Scudi 50 Bajochi, welche nach jetzigem Kurs 17 Fl. Reichsgeld (11 zum Karolin) machen. Wollen Sie dies Cotta bezahlen, mit dem ich immer in Rechnung stehe, so werde ich Ihnen sehr verbunden sein.

Leben Sie recht wohl, und schreiben Sie mir recht bald wieder.

Von ganzer Seele Ihr

Humboldt.

61.

W. Rom, den 12. April 1806.

Sehr lange, lieber Freund, hatte ich mich nach einem Briefe von Ihnen gesehnt, als ich endlich den am 24. Febr. abgegangenen[1]) erhielt. Es wäre sehr freundlich und unendlich lieb von Ihnen, wenn Sie mir öfter ein Wort sagen wollten. Ferne und Tod haben schon so vieles zerstreut, so viele Fäden abgerissen; man sollte sorgsamer sein wieder anzuknüpfen, festzuhalten, was noch des Haltens fähig ist. Sie selbst sagten es mir einmal bei unserer ersten Trennung. An mir soll es nie fehlen. Also nehmen Sie Mut und schreiben Sie öfter. Freilich fühlt niemand so sehr wie ich, wie wenig, wie kalt und nüchtern eigentlich das Schreiben ist. Aber zum persönlichen Wiedersehen ist die Hoffnung doch sehr entfernt noch. Sie scheinen alle Pläne auf Reisen aufgegeben zu haben, und ob ich Lust haben kann, unter den Himmel, den Sie den blechernen nennen, und unter dem auch die Erde durch die Umstände[2]) weniger lieblich geworden ist, zurückzukehren, zumal, da doch mein Los immer bliebe von Ihnen entfernt zu leben, das sagen Sie selbst. Noch bei einer Stelle Ihres Winckelmanns[3]), wo Sie seiner schnellen, unvorbereiteten Rückreise gewissermaßen mißbilligend erwähnen,[4]) ist mir lebhaft aufgefallen, welch ein bedenklicher Schritt der Rückgang über die Alpen ist. Wenigen hat er gefrommt, und doch wandelt, wie sonderbar es scheint, die meisten Deutschen die Lust dazu an. Ich bin von ihr, die Sehnsucht nach Ihnen und einigen Freunden ausgenommen, bisher ziemlich frei gewesen; aber auch mich wird doch vielleicht einmal das Schicksal treffen, mich umsonst nach dem Punkte zu sehnen, den ich mir jetzt manchmal Vorwürfe mache, nicht genug zu genießen. Ihren Arbeiten bin ich, soviel es hat in der Ferne geschehen können, gefolgt.

Winckelmann und Rameau[5]) haben mir eine unend-

liche Freude gemacht. In beiden ist reges Leben und gediegene Erfahrung. Die Betrachtung Winckelmanns nach seinen einzelnen Lebensmomenten ist unvergleichlich. Es sind Stücke darin, die zu dem Größesten gehören, was je ausgesprochen worden ist. Aber es ist wunderbar, daß eher alle Art des Wissens, Metaphysik, selbst, so wenig auch viele Sinn dafür haben, Poesie Eingang findet und gehörig gewürdigt wird, als die Resultate tiefer Lebensansicht. Auf der andern Seite ist es freilich auch wieder natürlich. Zu verstehen, wie sich in wenige Worte Jahre zusammenziehen, muß man Jahre mit eben dem Sinne durchgegangen sein.

Meinen vor zwei Jahren an Sie geschriebenen Brief dort abgedruckt zu finden,[6]) hat mich sehr angenehm überrascht. In dem Kreise derer, die zu diesem Buche mitgewirkt haben, zu erscheinen, ist immer schön, wenn auch das Erscheinen selbst auf keine bedeutende Weise geschieht. Rameau gibt Anlaß, und die Nation Stoff zu vielen interessanten Betrachtungen über Nationalverschiedenheiten. Beide Bücher stellen sich sehr glücklich in den Anfang eines neuen Jahrhunderts. Sie sind ein Rückblick auf das vergangene, und ein Vermächtnis für das folgende. Sonst bin ich in deutscher Literatur ziemlich ein Fremdling. Freilich lasse ich einiges kommen, aber alles geht so langsam, und die hiesigen Umgebungen reißen zu so viel anderem fort, daß einem das meiste des ultramontanischen zurück bleibt. So ruht, seit ich hier bin, alle Metaphysik. Selbst in Sprachstudien habe ich nicht viel bedeutendes getan. Geschäfte, Briefwechsel und Gesellschaft rauben mir sehr viel Zeit. Ein großer Teil vergeht wieder mit Umhergehen, mit Betrachten, mit Träumen. Wirklich fühlt man erst hier, daß auch das Nichtstun gehaltvoll sein kann, und kriegt einen gewissen Ekel vor dem im Norden so gewöhnlichen Ardelionenwesen[7]). Doch mache ich mir auch oft Vorwürfe zu wenig zu tun, und nach und nach kommt doch etwas zu Stande. So ist der Agamemnon fertig;

auch seit lange die Baskenreise, und beides soll gewiß jetzt bald zum Druck bereit sein. Heute schicke ich Ihnen etwas drittes, die Arbeit der letzten sechs Wochen, die ich Ihnen mit mehr Scheu übergeben würde, wenn ich nicht Vertrauen hätte zu der Empfindung, die sie ausdrückt und die auch Ihnen wert ist — die Liebe Roms[8]). So lange ich hier bin, habe ich einen gewissen Drang gefühlt, mich über diesen Gegenstand auszusprechen. Das Resultat ist sehr unter dem geblieben, was ich im Sinn hatte. Aber mit Aufmerksamkeit gelesen, glaube ich doch, daß es eine treue Rechenschaft von dem gibt, was die Jahre meines hiesigen Aufenthalts auf mich gewirkt haben, und insofern kann es Ihnen, der Sie an mir Teil nehmen, Interesse gewähren. Ich habe wirklich während der Arbeit nichts anders zu tun gehabt, als gewissermaßen mich selbst abzuschreiben. Ich habe Rom wirklich als das geschildert, was es mir gewesen ist, und noch ist, und was mir nur nach und nach, nur durch lange Zeit klar geworden ist, als einen Punkt, der wie durch ein Wunder, die Summen alles Lebens und aller Geschichte an der Stirne trägt, und wie eine Statue auf den Sinn, eine edle weibliche Gestalt auf die Empfindung, so auf den ganzen und tiefsten Menschen wirkt. Da ich nie ein eignes Gedicht zu machen versucht hatte, so hat mir diese Arbeit zu vielen Betrachtungen über die Oekonomie ähnlicher Produkte Anlaß gegeben. Ich habe fremde Stücke, vorzüglich Schillersche und von Ihnen genauer untersucht, und bin, glaube ich, der Theorie des wahrhaft Poetischen viel näher gekommen. Der Ausübung werde ich durch ein radikales Unglück meiner Natur immer fern bleiben, da ich auch zu dem, was noch einigermaßen poetisch in mir und meinen Arbeiten sein mag, doch immer nur durch den Stoff komme, oder wenigstens nicht rein durch die Form. Und die Poesie scheint mir schlechterdings nichts als eine umgekehrte Prosa. Anstatt daß man in Prosa aus einem nach und nach zusammengetragenen Stoffe

eine Form willkürlich aufbaut, springt in der Poesie aus einer wie durch ein Ungefähr sich darbietenden Form ein Stoff unerwartet hervor. Bei den geringern Dichtern und gar nicht, oder nur scheinbar poetischen Sprachen ist diese Form bloß der Rhythmus der Töne, oder das Bilderspiel der Natur. Der Geist ist da so schwach, daß jede tiefere Idee ihm seine Freiheit raubt, und sich mit stoffartiger Breite etablirt. Die besseren aber gibt sie erst ihrer eigentlichen Freiheit wieder, und das Erhabenste und Tiefste ordnet sich in ihnen so sehr einer nur phantasiemäßigen, scheinbar selbst gehaltleeren Eurhythmie unter, daß es darin selbst vertilgt zu sein scheint. Worin eine solche Eurhythmie eigentlich besteht, ist unerklärbar, wie alle Poesie und Kunst. Aber wer sie leugnen wollte, den frage ich, woher es denn kommt, daß ein einzelner schöner, aber dem Inhalt nach nicht so viel sagender Hexameter, eine einzige, ihren Gegenständen nach unbedeutende Landschaft, den Geist so lange und anhaltend beschäftigen, in eine so hohe und echt große Stimmung versetzen kann? Allerdings läßt sich sagen, daß es ist, weil der Vers, die Landschaft Handhaben sind, sich die ganzen innern Menschen und das Universum selbst in einer Art des Microcosmus vor die Augen zu bringen. Aber das Wie bleibt immer unbegreiflich. Doch ich kehre zu meinen Stanzen zurück. Ich habe sie, wie Sie sehen, an Fr. v. Wolzogen gerichtet, aber ich schicke sie Ihnen, weil sie manchmal von Weimar abwesend ist, und bitte Sie sie ihr zu geben. Riemer ist wohl so gut, Ihnen eine Abschrift zu machen, wenn Sie eine wünschen. Ich habe nicht das Packet mit zweien vergrößern mögen.

Was Sie über Schiller sagen, habe ich tief gefühlt. Auch mir ist sein Tod wie etwas vorgekommen, was mich vom Leben mehr abreißt, mich wenigstens fremdartiger gegen die übrige Welt stellt. Seine Lehre — denn es war Eigenheit seines Geistes eine zu geben, und auszusprechen —

stand eigentlich im Widerspruch mit der Welt, wurde bald übersehen, bald verkannt. Aber solang er lebte, war sie, wenigstens für uns, seine Freunde, das eigentlich Geltende. Jetzt da er dahin ist, haben die andern die Uebermacht. Alles gäbe ich drum, wenn er Rom gesehen hätte. Er wird Ihnen gesagt haben, daß es sein Steckenpferd war, eine Römische Geschichte zu schreiben. Die Rede Camills gegen die Verpflanzung nach Veji, deren ich in den Stanzen erwähne, war die Angel, um die diese Geschichte sich drehen sollte.

Von Kunstsachen erlassen Sie mir, lieber Freund, Ihnen etwas zu sagen. Ich getraue mir über das Einzelne darin wenig Urteil zu. Nur soviel können Sie mit Gewißheit annehmen, daß alles in sehr reger Bewegung ist, und in einer die Sie freuen würde. Nur ist es noch so, wie zu Winckelmanns Zeit. Die Deutschen — bei ihnen Mengs — wenigstens die Nordländer oben an, die Italiener mitunter sehr lobenswürdig, die Franzosen unter der Kritik. Die, wie man hier behauptet, unberufenen Kunstrichter geben zu viel Kurzweil Anlaß. Erst hat sich Kotzebue, nachher Schlegel auf diese schlüpfrige Bahn gewagt. Der Prozeß ist dann sehr kurz. Man sagt, daß die Gelobten den Tadel diktirt haben, und fällt über sie, zum Teil, mit Tätlichkeiten her.

Meine Frau schreibt Ihnen nächstens und dann über diese Angelegenheiten mehr und viel. Bis dahin leben Sie wohl und lassen Sie bald einmal wieder von sich hören. Mit inniger und herzlicher Verehrung und Liebe Ihr

H.

62.

W. Rom, den 16. Dezember 1807.

Es ist über ein Jahr her, teurer Freund, daß ich Ihren letzten Brief[1]) unbeantwortet gelassen habe, und doch ist es mir, als hätte ich ebensowenig deshalb, als deswegen, daß

ich Ihnen auch heute nur wenig Worte sage, einer Entschuldigung nötig. Denn welche Begebenheiten, mein Liebster, sind in dieser Zeit eingetreten, wie ist alle Stimmung zur Mitteilung, auch der freundschaftlichsten, in die Ferne erstickt, wie oft selbst alle auch noch so unschuldige Freiheit derselben gehemmt worden! Nicht also schriftlich, sondern nur mündlich läßt sich der Faden wieder anknüpfen, und glücklicherweise habe ich zu dem letzteren ziemlich nahe Hoffnung. Die sehr nahe zwar (denn vor zwei Monaten glaubte ich, schon um diese Zeit bei Ihnen zu sein) hat sich zerschlagen, der Hof will, daß ich nicht vor dem Frühjahr von hier weggehe. Aber im Mai, vielleicht auch früher, mache ich auf einige Monate allein, oder doch nur mit Theodor, eine Reise nach Erfurt und Berlin und eile also zuerst zu Ihnen. Dies, mein Bester, ist der einzige leuchtende Punkt, den ich auf dieser Heimfahrt sehe, ich sehne mich in der Tat unbeschreiblich nach dem Gespräch mit Ihnen, und eine Woche mit Ihnen verbracht, wird wecken, befestigen und nähren, was sonst vielleicht in Jahren nicht zur Reife gedeiht. Diese Zeilen schreibe ich Ihnen nun eigentlich in zweifacher Absicht:

einmal mich zu erbieten, Ihnen, was Sie etwa von hier aus zu erhalten wünschten, mitzubringen; Sie haben noch $2^1/_2$ Monate Zeit, mir Ihre Aufträge zu geben, denn vor Ende März reise ich, ohne außerordentliche Umstände, nicht;

dann Sie zu bitten, die Inlage an H. Riemer, wenn er noch bei Ihnen ist, zu geben, sonst ihm zuzusenden; ich ersuche ihn darin um Rat über Theodors Erziehung und möchte auch Ihnen, wenn es nicht zu unbescheiden wäre, diese Angelegenheit empfehlen.

Was aus mir, wenn ich jetzt nach Deutschland komme, werden wird, ist noch ungewiß. Zwar ist bis jetzt mir keine Veränderung meiner Lage angekündigt worden, und meine Reise ist ein bloßer Urlaub. Allein wer das Glück hält, der

fürchtet immer, daß es entschlüpfe, und was ist Glück — selbst in Zeiten der Widerwärtigkeit — wenn es nicht ist, in Italien zu leben?

Meine Frau grüßt Sie auf das herzlichste. Leben Sie innigst wohl!

Humboldt.

63.

W. Rom, den 20. Februar 1808.

Ich erwidere Ihr Blättchen, mein Teuerer, vom 1. Februar,[1]) für das ich Ihnen herzlich danke, auch nur mit wenigen Worten, da Lust und Mut zum schreiben gar sehr in dieser Zeit vergehen, und ich noch immer die Hoffnung eines nahen und frohen Wiedersehens mit Ihnen vor mir habe. Nur daher darüber, soviel nötig ist.

Meine Reise, wenn ich einmal fort kann, ist allerdings dringend, es ist vorzüglich wichtig, daß ich schnell nach Erfurt komme; indes werde ich auf keinen Fall die Freude versäumen, Sie zu sehen, und daher, wenn es nötig ist, gewiß den Umweg über Karlsbad machen.

Ich bitte Sie deshalb, etwa 14 Tage vor Ihrer Abreise, mir nach Augsburg unter der Adresse J. und G. W. von Halder zu schreiben, und dies Handlungshaus zu ersuchen, den Brief bis zu meiner Ankunft an sich zu behalten. Können Sie in Ihrem Briefe die Dauer Ihres Aufenthalts in Karlsbad mit einiger Gewißheit bestimmen, so ist es mir doppelt lieb.

Sehe ich nun danach, daß ich, bei Ihrer Zurückkunft nach Weimar, nicht mehr in Erfurt sein kann, und bin ich nicht gewiß, nach Italien zurück- und also abermals im Spätjahr durch Ihre Gegend zu gehen, so komme ich nach Karlsbad, sonst aber eile ich weiter und schiebe unser Wiedersehen einige Monate um so lieber auf, als es mir angenehmer

in Weimar, bei Ihnen zu Hause, als am dritten Orte, wäre. wäre.

Dem guten Riemer bitte ich Sie inständigst, recht sehr für seinen Brief und seine Ratschläge zu danken. Ich antworte ihm jetzt nicht, weil teils sein Brief keine Antwort fordert, teils er mir noch auf einen zweiten ausführlichern Hoffnung macht.

Meine Frau grüßt Sie herzlich.

Erhalten Sie uns Ihr liebevolles Andenken, und leben Sie herzlich wohl!

Mit innigster Freundschaft

Ihr

Humboldt.

64.

W. Erfurt, den 14. November 1808.

Hier bin ich, liebster Goethe, und wäre schon heute bei Ihnen, wenn ich nicht die ersten Tage meiner Anwesenheit meinem Schwiegervater widmen müßte. Aber ich sehne mich unendlich, Sie zu sehen, und wenn es Ihnen recht ist, bin ich Donnerstag[1]) bei Ihnen, und bitte mich sogar, wenn Sie es mir erlauben, bei Ihnen zu Gaste. Ich kann diesmal nur bis Freitag Abend bleiben, aber ich komme öfter, wenn ich hoffen darf, daß es Ihnen lieb ist, und einmal gewiß auf länger. Vor meiner Frau, von Jacobi, von Italien, das ich mit Schmerzen verlassen, habe ich Ihnen viel zu sagen, über Deutschland, das ich doch auch nicht ohne Freuden wieder betreten, viel von Ihnen zu hören. Aber ich verspare alles auf unsere Zusammenkunft. Darf ich Sie noch vor Donnerstag um ein freundliches Wort, ob ich Sie finde und Ihnen recht komme, bitten? Von Herzen

Ihr

Humboldt.

65.

W. Erfurt, den 22. Dezember 1808.

Es ist wieder eine unendliche Zeit verstrichen, ohne daß wir, teurer Freund, von einander gehört haben. Sie haben mir nicht geschickt, was Sie mir so gütig verheißen, und ich habe im Warten darauf nicht geschrieben. Mit dem Schreiben ist es eben überhaupt eine kümmerliche Sache, die man selten bereuen darf, unterlassen zu haben. Jetzt komme ich, wenn Sie es mir noch erlauben, selbst zu Ihnen, und bin am ersten Weihnachtsfeiertag gegen Mittag in Ihrem Hause. Ich habe mich so eingerichtet, einige Tage bleiben zu können, und freue mich unendlich im Voraus darauf. Es hat sich indes auch mit mir mancherlei zugetragen, wobei ich auf Ihr Bedauern rechnen kann. Allein davon und von allem Uebrigen mündlich. Empfehlen Sie mich Ihrer lieben Frau, die mich neulich so gütig und so freundschaftlich behandelt hat, und bitten Sie sie um eine gleich freundliche Aufnahme diesmal für mich[2]. Leben Sie herzlich wohl.

Humboldt.

66.

W. Berlin, den 8. April 1809.

Ich schäme mich recht eigentlich, teurer Goethe, Ihnen heute zum ersten mal von hier aus und nur diese wenigen Zeilen zur Empfehlung eines braven Mannes, des Buchhändlers Hitzig[1], zu schreiben. Allein ich bin noch wenig zu mir selbst gekommen, und soll mich in zwei Stunden in den Wagen setzen, um in den tiefen Norden nach Königsberg zu reisen. Doch komme ich in sechs Wochen spätestens zurück. In meinem neuen Fach habe ich bis jetzt immer zwar etwas getan, allein freilich nicht viel. Es kommt auf einige Punkte an; kann ich die jetzt in Richtigkeit bringen, so geht hernach

vieles leicht. Das einzige eigentlich Gute, was ich bis jetzt gewirkt habe, ist, daß Wolf hier gehalten worden ist, und einen Ruf nach Landshut aufgegeben hat. Sie sehen, daß ich mit Freund Jacobi in wundersamen Konflikt komme[2]). Allein wir machen es wie die großen Potentaten, und schreiben uns sehr freundschaftlich, und ignorieren, wie unsere Minister sich miteinander balgen. Grüßen Sie herzlich Frau von Wolzogen, ihren Mann, die Schiller und den guten Riemer. Mit Theodor geht es hier recht brav und gut. Von ganzem Herzen

Ihr

Humboldt.

67.

W. Königsberg, den 2. Juni 1809.

Ich entschuldige mein Stillschweigen nicht, teurer Freund, weil nicht das Stillschweigen, sondern das Schreiben in dieser tollen Zeit wunderbar ist. Dennoch kann ich die Gelegenheit der Durchreise Ihres Prinzen[1]) nicht vorbeigehen lassen, ohne Ihnen einige Worte zu sagen. Sie hatten vermutlich schon aus den Zeitungen gesehen, daß mich dieser hohe Norden endlich auch nach sich gezogen hatte. Das wird Ihnen zugleich ein Beweis gewesen sein, daß meine amtliche Tätigkeit angefangen hat. Denn was könnte einen, als Geschäfte, verleiten, in diese Ungegend zu wandern, in eine Stadt, die wirklich nur Kant, weil er nie eine andere gesehen hatte, zu loben im Stande war? Doch habe ich noch die beste Jahreszeit erwählt, und denke, ehe die schlimmere kommt, wieder in Berlin zu sein. Von Menschen ist doch ein und der andere Interessante hier, Süvern[2]), der Rat in meiner Sektion ist, Hüllmann[3]), und der neulich aus Göttingen berufene Herbart[4]), der immer in der Nähe viel besser gefällt, als von Ferne in den Rezensionen seiner Bücher. Ueberdies wird die

Universität ansehnlich verbessert, und ich berufe auf einmal fünf neue Professoren. Auch an Frankfurt [a. O.] denkt man, und ob Berlin noch zu Stande kommen wird, muß sich im kurzen entscheiden. Da Sie mich schon in Weimar immer mit meinem Mute verspotteten, die Menschen entweder klüger oder noch toller zu machen, so scheue ich mich nicht, Ihnen zu sagen, daß ich auch die[5]) beschütze und betreibe. Für die Elementarschulen habe ich schon hier viel in Pestalozzis Manier vorgefunden, und gehe weiter darin fort, kurz es fehlt mir nicht an Tätigkeit und Beschäftigung, der ich indes mich mehr hingebe, weil man einmal ganz treiben muß, womit man in Berührung gesetzt ist, als weil ich selbst Zuversicht und Vertrauen hätte. Wo sollte jetzt Vertrauen herstammen? und wer könnte es hegen? Ihren Rat für die Musik habe ich befolgt. Ich habe alle Feindschaft verbannt, Zelter[6]) ist auf meinen Antrag zum Professor der Musik bei der Akademie der Künste gemacht worden, und durch ihn soll bei der Akademie eine eigene Musikbehörde entstehen, die nach und nach eine Schule bildet, und besonders die Musik, die in Kirchen, bei Feierlichkeiten und sonst öffentlich vor dem Volke erscheint, veredeln soll. Ich glaube, der Gedanke, der von Zelter selbst herrührt, ist gut, er ist der Mann dazu und mich freut es, meine Tätigkeit mit Begünstigung der Kunst angefangen zu haben, für die mir der Sinn am wenigsten gegeben ist. — Wolf war vor einigen Monaten im Begriff uns zu verlassen und nach Landshut zu gehen; es ist meines Bedünkens das wichtigste, was ich getan habe, daß ich ihn erhalten habe, und ich kann sagen, daß, obgleich sein Gehalt nun auch bis auf 3000 Thlr. erhöht ist, er doch ohne mich gegangen wäre. Er hat in Berlin in vier Wochen Aristophanes Wolken übersetzt in allen Silbenmaßen des Originals, und wirklich sehr gut[7]). Er hat dadurch auf eine herrliche Weise die Gewandtheit seines Talents bekundet. Nur ob er leicht wieder zu einer ernsten und großen Tätigkeit kom-

men wird, daran möchte ich, wie schade es ist, zweifeln. Er ist ein wenig in einer Art Müßiggang verwildert. Daß er den Kanonen in Landshut entgangen ist, wird er mir unstreitig sehr danken. — Die Meinigen in Rom sind wohl und munter. Aber ich denke noch nicht daran sie kommen zu lassen. Es scheinen mir weit mehr Zeiten des Gehens als des Kommens in Deutschland, wo es bald ärger, als im dreißigjährigen Kriege aussehen wird. Auch Ihre Badereise wird der Krieg zerstört haben? Und wie wird nun Ihr Roman[8]) gedeihen? Sagen Sie mir doch ein Wort darüber, und über Pandora[9]) und die Sonette[10]). Sie wissen, wie viel Teil ich an allem nehme. Daß Sie oder Meyer die Beschreibung der Rephaels in Spanien drucken lassen,[11]) dafür danke ich Ihnen sehr. Sie ist in der Kürze wirklich charakteristisch. Hirt[12]) hat nunmehr sein großes architektonisches Werk beendigt. Sonst, womit ich aber nicht gesagt haben will, daß dies viel sei, ist nichts Erhebliches in Kunst oder Wissenschaft hervorgebracht. Auch wird der Boden dürr bleiben, bis man Fremde hinberuft, worauf ich jetzt sinne. — Leben Sie wohl, teurer, liebster Freund, und nehmen Sie diesmal mit diesem Lebenszeichen vorlieb. Wenn Sie können, so lassen Sie auch mir durch Riemers Hand, den ich herzlich grüße, einige Worte sagen.

Humboldt.

68.

G. an Caroline. 30. September 1809.

Die Entfernung, vortreffliche Freundin, die uns trennt, wird durch die Zeitläufte noch größer, indem man sich immer mehr des Briefschreibens entwöhnt. Ich ergreife jedoch mit Freuden eine Gelegenheit die sich mir darbietet Ihnen eine kleine Sendung zu machen, indem Herr und Frau Dufour-Feronce[1]) von Leipzig eine Tour nach Italien vorhaben.



Diese würdigen Personen empfehle ich Ihnen nicht; Sie werden gewiß viel Freude an einer solchen Bekanntschaft haben.

Ihr Herr Gemahl war auf seiner Durchreise mehrere Tage bei uns[2]), wir haben uns ziemlich wiedergefunden wie wir uns verlassen haben und auch gleich wieder unsre Unterhaltung angeknüpft, als wenn sie erst gestern wäre abgebrochen worden. Er ließ einige kleine Gedichte von mir für Sie abschreiben; ich weiß nicht, ob sie zu Ihnen gekommen sind. In Königsberg ist er wohl und tätig. Unmittelbar habe ich nichts von ihm gehört, aber teils durch Freunde, teils durch den öffentlichen Ruf.

Daß unser guter Wolzogen[3]) gegenwärtig in Wiesbaden sehr krank und sein Uebel wahrscheinlich ohne Hoffnung ist, können Sie nicht wissen. Ich gebe Ihnen aber diese unerfreuliche Nachricht, weil sie denn doch einmal zu Ihnen kommen muß. Frau von Wolzogen benimmt sich in ausdauernder Vorsorge für ihren Gemahl in diesem traurigen Falle höchst musterhaft.

Frau von Schiller[4]) ist wohl und hat einen Teil des Sommers in Rudolstadt zugebracht. Bei Hofe und in dem Ihnen bekannten und interessanten Zirkel ist, soviel mir jetzt vorschwebt, gerade keine Veränderung vorgegangen.

Ihr Söhnlein befand sich bei uns ganz lustig und wohl, und bei allen militärischen Gesinnungen machte es ihm sehr großen Spaß seinen Sepiahandel bei uns durchzusetzen und gute Prozente von uns zu nehmen.

Mein August ist vor kurzem von Heidelberg zurückgekommen, wo er sich einige Jahre aufgehalten hat.

Soeben verläßt ein Roman von mir die Presse. Ich will suchen durch Herrn Dufour Ihnen ein Exemplar zu überschicken. So ein nordisches Produkt muß unter römischer Umgebung einen ganz eignen Eindruck machen, und ich habe

es daher doppelt Ihrer Nachsicht zu empfehlen. Sie wissen ja schon, daß jeder Ultramontane eine eigene Tournüre mitbringt. Leben Sie recht wohl, gedenken Sie mein freundlich und lassen mich durch Herrn Dufour etwas von sich erfahren.

69.

W. Erfurt, den 26. Dezember 1809.

Ich begreife selbst nicht, liebster Freund, wie ich heute schon den fünften Tag hier bin, ohne Ihnen Nachricht davon gegeben zu haben, noch weniger, da ich auch Ihre lieben Briefe, die Sie mir nach Königsberg schrieben, noch zum Teil unbeantwortet ließ. Allein ich glaubte von Tag zu Tag selbst auf einige Sekunden nach Weimar zu kommen. Jetzt aber scheint es mir besser, meinen Besuch bei Ihnen mit einer Reise nach Rudolstadt, die ich ohnehin notwendig vornehmen muß zu verbinden, und ich bliebe alsdann, wenn es Ihnen recht ist, zwei oder drei Tage bei Ihnen[1]). Wir haben ja so mancherlei zu besprechen, auch die Wahlverwandtschaften, die mir einige sehr glückliche Tage in Königsberg gemacht haben. Wollen Sie mich wieder in Ihrem Hause dulden, so genieße ich dadurch noch ungestörter und ununterbrochener das Vergnügen mit Ihnen zu sein. — Zugleich sende ich Ihnen ein Andenken aus dem fernen Norden, zwei Blätter von Kants Handschrift. Das eine zum Teil mit Bleifeder geschrieben, ist in der Tat merkwürdig. Kant hatte die Gewohnheit sich Notatenbücher in dieser Form zu halten. Er schrieb alles, was ihm einfiel, hinein, ohne alle nur denkbare Ordnung und es ist ordentlich traurig zu sehen, wie die größesten Trivialitäten des Lebens die bedeutendste Rolle drin spielen, wenn gleich die Metaphysik auch mitunter darin figurirt. Den Küchenzettel, die zu Mittag eingeladenen Personen, und sein Befinden trifft man daher am häufigsten

und fast auf jedem Blatte an. So haben Sie hier dicht neben einander: Trocken Obst mit geräuchertem Bauchspeck, und Gott und die Welt, und auf der andern Seite eine Blähung auf dem Magenmunde. Natürlich sind diese Bücher aus seiner letzten Lebenszeit. Das Jahr dieses Blatts ist nicht bemerkt, ich könnte es aber vielleicht erfahren. Es gibt nur noch sehr wenige solcher Bücher. Das Blatt ist aus einem, das dem Dr. Motherby, der Kant in seiner letzten Zeit fast täglich sah, und mein genauer Freund ist, gehört. Als ich ihm sagte, daß es für Sie bestimmt sei, riß er es heraus. — Jetzt leben Sie recht wohl und empfehlen Sie mich Ihrer lieben Frau, die ich mich sehr freue wiederzusehen. Die Wolzogen ist wohl noch in Wiesbaden? — Wenn Sie mir, wäre es auch nur durch Riemer, den ich sehr grüße, morgen oder spätestens übermorgen eine Zeile Antwort zukommen lassen wollten, würden Sie mich sehr erfreuen. Von ganzer Seele der Ihrige.

H.

Den Tag meines Kommens nach Weimar kann ich nicht genau bestimmen. Aber vermutlich gehe ich den 29sten von hier nach Rudolstadt, den 31sten oder 1sten nach Jena, und bin den 1sten oder 2ten bei Ihnen. Allein ich hinge von Geschäften ab.

70.

W. 10. Januar 1810.

Ein unangenehmer Zufall hindert mich, Ihnen mit eigner Hand zu schreiben, liebster Freund. Es ist mir diese Nacht, ohne daß ich irgend eine Ursache anzugeben weiß, ein Gefäß im linken Auge gesprungen und hat ein wirklich sehr starkes extravasat gemacht. Das Auge selbst ist zwar dadurch, wie natürlich, nicht angegriffen, aber da ich wegen der Mittel, die ich brauche, es verbunden tragen muß, so

wird mir das Schreiben mit dem andern allein sehr beschwerlich.

Ich schicke Ihnen hier, mein Bester, die versprochene[1]) Chokolade. Ich bedauere, daß es nicht mehr ist; vielleicht aber reicht sie doch bis dahin, wo Sie neue erhalten können. Ich wünsche nur, daß sie so fein mag, wie Sie sie lieben und vertragen können. Es stehen verschiedene Nummern darauf, ich habe aber, selbst durch das Nachsehen der Rechnungen, nicht herausbringen können, welche die bessere oder geringere Sorte ist.

Auch an Ihre Sammlung von Händen[2]) habe ich gedacht und schicke Ihnen hier eine ziemliche Partie Briefe. Sollten Sie auch einige, wie z. B. von dem Prinzen von Nassau, Galletti, Schmelzer, Funk, Schellwitz, Klüber, Eck, Krünitz, und Meusel verschmähen, so wiegt doch schon der einzige Brief Friedrich Wilhelms des Ersten von 1719 sie alle auf. Der Inhalt allein ist merkwürdig, sowie auch die Antwort des alten Vaters, die ich deshalb ausdrücklich dabei liegen lasse, nicht übel und bündiger und kräftiger als man sie vielleicht jetzt machte. Er will doch nicht mehr als auf den empfohlnen Mann reflektiren. Auch der Herzog von Auerstedt kann hoffen bei Ihnen Glück zu machen. Die beiden sächsischen Minister lege ich bei, weil Sie ja [nicht nur] preußische verlangten. Putter, Böhmer und Posselt dürfen Ihnen nicht fehlen und Sie haben sie noch nicht. Von Herzberg fand ich blos Unterschriften. Wenn ich aber nicht irre, besitzen Sie schon etwas von ihm. Den Fürst Primas schicke ich blos, weil Sie nicht gern Ihre eignen Briefe in die Sammlung legen; den von dem andern Dalberg, weil ich zweifelhaft bin, ob er nicht von Fritz ist, und Sie nur den Mannheimer haben. Ich bitte Sie übrigens zu bemerken, daß ich, trotz meines flüchtigen Durchsehens doch in Ihren Schätzen nicht unbewandert bin.

Die mit Ihnen verlebeten Tage haben mir, wie es immer der Fall ist, wieder Stoff zu vielem Nachdenken gegeben.

Nur über das Wenigste von dem, was mich in Ihrer Optik stark erregte, konnte ich mit Ihnen sprechen. So fiel mir eine Stelle sehr angenehm auf, wo Sie klagen, daß es an Bezeichnungen der Charaktere fehle. Fast so lange als ich denken kann, ist mir das Streben nach solchen Bezeichnungen eigen und ich habe die verschiedensten Versuche dazu gemacht. Ueberhaupt trifft Ihre jetzige Richtung auf merkwürdige Individualitäten sehr mit Planen überein, mit denen ich mich jetzt auch gerade trug.

Ich lege noch einen Brief von Möser bei und schließe hier, mein Bester, indem ich Ihnen ein herzliches Lebewohl sage und Ihre liebe Frau und Riemer ebenso herzlich grüße. Von ganzer Seele

Ihr

Humboldt.

71.

W. Berlin, den 10 Februar 1810.

Wenn ich später schreibe, als ich wollte und sollte, so ist auch mein heutiger Brief doch gewiß ein Anfang einer ordentlichen und regelmäßigen Korrespondenz, und ist übrigens von einem Geschenke begleitet, das Ihnen Freude machen wird. Der Dr. Motherby in Königsberg[1]) ist neulich so entzückt gewesen über die gütige Aufnahme, die Sie dem einen Kantischen Blatt geschenkt haben, daß er Sie bittet, das ganze hier beiliegende Büchelchen anzunehmen. So viel Freude als das Blatt, wird Ihnen das Buch vielleicht zwar nicht machen, es kann hier leicht das Hesiodische eintreten: daß die Hälfte mehr ist, als das Ganze. Aber besser ist doch wieder das Buch als das Blatt, weil es doch so unmittelbar auf Kants Tisch gelegen hat, in seinen Händen gewesen ist, und also zu einem reinern Andenken dient.

Motherby wünscht aber dagegen auch von Ihnen, mein Teurer, eine Gefälligkeit, die, wie ich Sie recht herzlich bitte, da ich dem Mann sehr gut bin, Sie ihm nicht abschlagen müssen. Er wünscht einige Zeilen von Ihrer Hand, nur einen Empfangsschein des Büchelchens. Haben Sie die Liebe zu mir, ihm einen solchen freundlich abgefaßten recht bald durch mich zu schicken.[2]) Er sucht jetzt für Sie nach Hippelscher Handschrift und verspricht auch sonst, was er immer kann, zusammenzubringen.

Hier geht alles einen stillen Gang fort, den ich, soviel an mir ist, zu beschleunigen suche. Wolf und Fichte lesen mit vielem Beifall, ich besuche, wenn ich kann, beide Vorlesungen. Auf neue Berufungen wird auch gedacht, nur sind sie überall mit so viel Umständen verknüpft, daß es immer langsam damit hergeht. Die Akademie suche ich ihrer Nichtigkeit zu entheben, aber es ist ein schweres Stück Arbeit.

Wolf sehe ich weniger, als ich wünschte, weil er immer im Tiergarten wohnt. In den Geschäftsverbindungen sind, wie Sie ihn kennen, allerlei kleinliche Schwierigkeiten zu überwinden. Ueberhaupt fehlt es nicht an Gelegenheit zu Menschenkenntnis und an Geduldsprüfung. Ich bin jetzt auch Chef des Medizinalwesens, und fand die Aerzte hier fast in offenbarem Krieg.

Von Alexander habe ich einen sehr frischen Brief, aber freilich ohne Datum. Er beschäftigt sich, außer der Herausgabe seines Werkes, vorzugsweise mit Astronomie. Er spricht mir viel von den Wahlverwandtschaften, die Sie ihm geschickt haben. Es hat ihn unendlich gefreut. Auch mit Achim Arnim[3]) läßt sich darüber besser wie mit andern reden. Adam Müller[4]) bildet hier eine förmliche Oppositionspartei, hält Vorlesungen über den preußischen Staat, verteidigt alle Privilegien des Adels und gibt Beweise seiner Lebenslust und der hiesigen Langmut. Es ist auch ein guter Kopf, der sich

selbst um das bringt, was ihm notwendig zufallen müßte, wenn er vernünftig wäre.

Ich erwarte mit Sehnsucht Nachrichten von Ihnen und den Ihrigen, mein teurer Freund; und rechne mit Gewißheit auf Ihr freundliches Versprechen, unsern Briefwechsel nicht wieder sinken zu lassen. Sobald Sie mir manchmal abgerissene Zeilen wie diese erlauben, hören Sie gewiß oft von mir. Empfehlen Sie mich Ihrer lieben Frau und grüßen Sie Riemer. Leben Sie recht wohl! Mit inniger Freundschaft

Ihr

Humboldt.

72.

W. Berlin, den 19. Februar 1810.

Mein königsberger Freund [Dr. Motherby] hält Wort, und schickt Ihnen die anliegende Handschrift Hippels. Ich bitte auch Sie nunmehr, mein Bester, um den von ihm zum Gegengeschenk gewünschten Empfangschein.

Für Ihren Brief[1]) meinen herzlichsten Dank. Auch ich und ich vorzüglich habe das Unangenehme und Schmerzliche der Kürze unsers neulichen Wiedersehens gefühlt. Schon seit langer Zeit wird es mir nur immer Gespräche mit Ihnen anzufangen, und doch gewährt nur das ruhige Aussprechen die wahre Genugtuung. Hier bin ich bis jetzt in einem Schwall verschiedenartiger Dinge begraben; indes gelingt es mir dennoch so ziemlich mit freiem Kopfe aus der Flut aufzutauchen.

Ihre Stanzen[2]) hat mir die Wolzogen noch nicht geschickt, nur eine abgeschrieben, die meine Ungeduld nach den übrigen verdoppelt. Lassen Sie sie mir doch unmittelbar zukommen.

Für den göttinger Freund[3]) ist bei der mir durch Sie angezeigten Tendenz hier nicht große Hoffnung. Wenigstens lassen Sie sich nicht aufhalten. Doch werde auch ich ihn

nicht aus dem Gesichte verlieren, allein nie einen Schritt ohne Sie tun.

Hier hat man aufs neue die Weihe der Kraft[4]) gegeben, oder vielmehr Iffland hat sich aufs neue die Freude gemacht, auf der Bühne zu predigen, da ihm die Kanzel verschlossen ist. Welcher Mangel an Takt dazu gehört, diese Vorgespenster aller unserer Unglücksfälle wieder hervorzurufen, ist unglaublich.

Leben Sie herzlich wohl. Auch zum 24. Februar[5]) im voraus meinen Glückwunsch. Meine Frau sieht Werner oft. Er macht Sonette und scheint sich zu gefallen.

Ihr

Humboldt.

73.

W. Berlin, den 3. August 1810.

Sie können mit Recht sehr über mich klagen, mein teurer Freund, daß ich Ihnen in so undenklicher Zeit nicht schrieb, daß ich Ihnen für Ihre gütigen Briefchen[1]) nicht dankte, daß ich Ihnen nichts auf die Stanzen sagte, die mir eine so herzliche Freude gemacht haben. Allein ich war in einer mit Geschäften überhäuften, eine Zeit lang von Unannehmlichkeiten umdrängten Lage, und sah einer freien und heitern entgegen; in dieser Stimmung kann man nicht anders, als das Schreiben aufschieben, und für ein solches Aufschieben müssen Sie meinen jetzigen Brief auch nur nehmen, der blos bestimmt ist, Ihnen Nachricht von mir zu geben, und Sie um Nachricht über Ihren Aufenthalt zu bitten. Ich gehe so gut als gewiß am 10. oder wenige Tage später hier ab, treibe mich im Mansfeldischen und Schwarzburgischen bis gegen Ende August herum, und reise dann über Eger nach Prag. Sind Sie alsdann in Karlsbad, so sehe ich Sie

gewiß; sind Sie in Teplitz, so hängt es freilich von den Umständen ab. Aber es wäre mir unendlich leid, Sie zu verfehlen. Sagen Sie mir also in wenigen Zeilen, die ich am 25. August etwa bei der Schillern finden, oder mir von ihr erbitten kann, ob Sie noch in Böhmen und wo sind? Hätten Sie auch nicht Lust nach Wien zu kommen? Es gibt da doch mannichfaltiges Interesse für Sie. Sartorius[2]) ist von hier eine Staatsratsstelle und Professur angeboten worden; aber er hat Forderungen gemacht, die nicht billig in sich waren und die man hier nicht erfüllen konnte. Sonst steht es gut mit der Universität meines Abganges ungeachtet. Ich bin bis auf diesen Augenblick noch so eifrig dafür beschäftigt gewesen, daß mit Michaelis gewiß die Lektionen und Promotionen angehen. Auch die theologische Fakultät, mit der es bis jetzt am schlimmsten aussah, hat in diesen Tagen eine Acquisition gemacht, die ihre Existenz sichert. Grüßen Sie Riemer, mein Bester, und leben Sie herzlich wohl! Mit unveränderlicher Anhänglichkeit

Ihr

Humboldt.

74.

Car. Wien, den 22. Januar 1812.

Mein teurer und verehrter Freund.

Ich wage es mich Ihrem Andenken zurückzurufen, obgleich Ihr langes, langes Stillschweigen mich einigermaßen schüchtern gemacht hat. Ach sehen Sie in diesem Wort keinen Vorwurf, nur den innigen Wunsch meines Herzens nie aus Ihrem teuren und unschätzbaren Andenken ganz zu entweichen. Die Veranlassung meines heutigen Schreibens sind die beikommenden Blätter, die Humboldt von H. Gropius[1]) aus Trichery empfangen hat, und von denen er wünscht, daß Sie

mein verehrter Freund, sie ins Deutsche übersetzt, in irgend eine recht gelesene gelehrte Zeitung mögen einrücken lassen. Humboldt bittet Sie aber seinen Namen als Einsender hierbei nicht zu nennen, damit niemand Anstoß daran nehme der jetzigen Lage der öffentlichen Verhältnisse wegen. — Der Fund, der auf Aegina gemacht ist, scheint allerdings ganz außerordentlich interessant zu sein, und dürfte vielleicht viel Aufschlüsse über die früheste Kunst geben. In einem Privatschreiben sagt mir Gropius (derselbe der mit uns vor 11 Jahren die Reise nach Spanien machte), er lebe seit Jahren in Trichery, einem kleinen Hafen von Thessalien, und sein einziger Trost und Gesellschaft seien Ihre Schriften, die er zum Glück mit sich genommen hätte.

Seit funfzehn Monaten bin ich nun hier, wo man uns mit Güte und Zuvorkommenheit aufgenommen hat. Aber kann man deshalb Rom vergessen? — ich fühle wohl daß ich das nie vermag. Meine jüngeren Kinder haben hier Deutsch gelernt, aber man hört noch immer in ihrer Aussprache die römische Mundart. Wir wagten es uns diesen Sommer mit der Hoffnung zu tragen, Sie würden auf einige Wochen herkommen. Ach! es war nur eine Hoffnung! Die Kaiserin[2]) hat mir mehrmalen von dem Glück gesprochen, das Ihre Bekanntschaft, teurer Goethe, Ihr gewährt habe.

Das neueste, was uns von Ihren Schriften zugekommen ist, ist Hackerts Leben[3]). Nach den neuesten sehn wir noch aus.

Unsre gemeinschaftliche Freundin, die Frau v. Eybenberg,[4]) nähert sich langsam und unter vielen vielen Leiden ihrer Auflösung. Ihre Schwester ist bei ihr und pflegt und wartet sie mit rührender Liebe und Sorgsamkeit.

Rauch[5]) ist dieser Tage von Berlin gekommen, wo er die über lebensgroße Statue der verewigten Königin gemacht hat. Sein Modell ist ihm vorangegangen, und er führt es in Rom in Marmor aus. Den Kopf dieser Statue



als Segment aus dem Ganzen herausgehoben, hat er uns mitgebracht, und ich wage zu sagen, daß er ein herrliches Kunstwerk gemacht hat. Die Aehnlichkeit dieser edlen und herrlichen Frau hat er auf das schönste aufgefaßt, und mit allen Anforderungen der Kunst vereinigt.

Schick hat leider seiner Gesundheit wegen Rom verlassen müssen. Man sagt sein Uebel sei wie das des armen Fernow. Er ist nun in Stuttgart und beinahe ohne Hoffnung. Ach warum kann ich Ihnen die Bilder nicht zeigen, die ich so glücklich bin von ihm zu besitzen. Dann würden Sie erst ganz wissen, was die Welt an ihm verliert. Humboldt trägt mir auf ihn Ihnen auf das innigste zu empfehlen. Er wird Ihnen selbst schreiben. Mit inniger Verehrung und Anhänglichkeit

Ihre

C. v. Humboldt, geb. v. D.

75.

G. an Kar. (7. Apr. 1812.)

Habe ich auch schon wieder so lange auf Ihren lieben Brief vom 22. Januar geschwiegen, so hätte ich auch meine abermalige Ankunft in Böhmen abwarten können, um Ihnen dort aus der Nähe, und vielleicht etwas heiterer, zu schreiben, denn der Schluß des Winters hat nicht zum günstigsten auf mich gewirkt, und ich sehne mich nach jenen erprobten Heilquellen.

Wie angenehm war mirs, wieder unmittelbar etwas von Ihnen zu erfahren; denn daß Sie Sich wohl und vergnügt in Wien befinden, habe ich manchmal von reisenden Freunden vernommen. Recht herzlich habe ich Sie früher bedauert, daß Sie nach hartnäckigem Widerstand doch noch endlich das liebe Rom mit dem Rücken habe ansehen müssen. Ich weiß

recht gut, was das heißt, und nehme aufrichtigen Anteil an jedem, der mit einem Gepäcke zur Porta del Popolo hinausfährt. Wien mag indessen in manchem Betracht für Sie ein sehr günstiger und angenehmer Aufenthalt sein.

Zu der im November angesetzten Auktion möchte ich wohl eine kleine Fahrt nach Zante machen. Es war ein köstlicher Fund, denn nach aller Beschreibung sind es doch wohl Werke des älteren Stils, wie die Gesichter zeigen. Die höchst reinliche, bis ins Kleine gehende Ausführlichkeit der Gewänder und Waffen widerspricht dieser Vermutung nicht. Uebrigens war für die Verbreitung dieser Nachricht schon gesorgt, indem eine Uebersetzung derselben sehr bald im Morgenblatt erschien; doch war es mir sehr angenehm, Ihrer Gefälligkeit das Original zu verdanken, welches in meinem Kreise sehr wohl aufgenommen wurde.

Diesen Winter habe ich mich viel mit dem Theater beschäftigt; es war um so nötiger, etwas in unserem Inneren zu tun, weil uns von außen wenig Erbauliches zukommt. Ich habe Shakespeares Romeo und Julie[1]) konzentrirt und zu einem faßlicheren Ganzen organisirt. Es ist gut gegeben und gut aufgenommen worden. Um ein Calderonsches Stück, das Leben ein Traum, haben sich Einsiedel[2]) und Riemer verdient gemacht; auch diese Vorstellung ist sehr gelungen.

Freund Riemer ist seit kurzem als Professor bei dem hiesigen Gymnasium angestellt. Da er dieser Stelle vollkommen gewachsen ist, so kann er sie mit Zufriedenheit bekleiden. Ich habe mich ungern von ihm getrennt; indessen mußte das wohl einmal sein.

Mögen Sie mit Ihrem Herrn Gemahl, dem ich mich tausendmal empfehle, mir einige Worte nach Karlsbad schreiben, so finden sie mich dort Anfangs Mai. Nur eine kurze Nachricht, daß Sie und die lieben Ihrigen sich wohl befinden, soll mich genugsam erfreuen. Könnten Sie mir doch auch



etwas Gutes von dem Gesundheitszustande der Frau von Eybenberg sagen, der mir sehr zu Herzen geht.

Mich Ihrem lieben Herzen treulich und freundlich empfehlend

Weimar, den 7. April 1812.

Goethe.

76.

G. 19. April 1812.

Da ich mit Beschämung gestehe, daß es bei mir immer einer äußeren Anregung bedarf, wenn ich mich zu meinen lieben entfernten Freunden wenden soll, so will ich auch gegenwärtig ganz ohne Scheu diesen Brief mit einer Empfehlung anfangen.

Meister Henniger[1]) von hier, ein sehr geschickter Kupferschmied, der sein Talent schon einmal in Wien produziert, geht abermals dahin, und verlangt von mir ein gutes Zeugnis. Bei wem könnte ich dies besser niederlegen, als bei Ihnen, verehrter Freund, der Sie jedes Verdienst zu schätzen wissen, und so gefällig als einsichtig sind.

Da dieser Mann nur gekannt zu sein wünscht, so wird er, denk ich, keineswegs lästig sein. Ich gebe ihm diesen Brief um so lieber mit, als ich im Begriff bin, mich Ihnen zu nähern. Anfangs Mai trifft mich ein Wort von Ihnen in Karlsbad bei den drei Mohren.

Ich hoffe, Ihre Frau Gemahlin, der ich mich bestens empfehle, hat einen Brief vom 5. d. Mts. richtig erhalten. Prof. Riemer, der sich Ihrem Andenken gleichfalls empfohlen wünscht, befindet sich munter und tätig in seinem, freilich etwas beschwerlichen Lehramte. Die große Nötigung, sich selbst von allem Rechenschaft zu geben, da er andern Rechen-

schaft geben soll, wird ihn nach einigen Jahren sehr weit gebracht haben. Erhalten Sie mir auch fern und schweigend Ihre Neigung und Freundschaft.

77.

G. [31. August 1812.]

Teplitz, verehrter Freund, behauptet sich also bei seiner Eigenschaft, unsern Zusammenkünften ungünstig zu sein, und sie ist mir diesmal doppelt verdrießlich, weil ich nach Ihrer Abreise von Karlsbad den Wert Ihrer Gegenwart recht mit Bewußtsein rekapitulierte und so manches Gespräch wieder anzuknüpfen und fortzuführen wünschte; besonders war mir peinlich, daß ich Ihre schöne Darstellung, wie die Sprachen über die Welt verbreitet wären, nicht gleich vollständig aufgezeichnet, ob mir gleich davon das meiste geblieben ist. Wollten Sie mir etwas recht Freundliches erzeigen, so schrieben Sie mir eine solche Uebersicht gefällig auf und ich würde mir eine Hemisphärenkarte darnach illuminiren und sie zu dem Atlas des Lesage hinzufügen, wie ich denn überhaupt, da ich mich des Jahrs so lange auswärts aufhalte, immer mehr an eine kompendiarische und tabellarische Reisebibliotek gedenken muß. So wird jetzt mit Beihülfe des Hofrat Meyer die Geschichte der Plastik und Malerei an den Rand der Bredowischen Tabellen[1]) hinzugeschrieben und so würde mir Ihre Sprachkarte in gar vielen Fällen zu Auffrischung des Gedächtnisses und zum Leitfaden bei mancher Lektüre dienen.

Ueber Berlin und über das, was sich dort, nach Ihren früheren Anstalten und Anregungen, bewegt, hätte ich gern umständlich mit Ihnen gesprochen. Große Städte enthalten immer das Bild ganzer Reiche in sich und wenn sie auch gewisse fratzenhafte Uebertriebenheiten zu eigen haben mögen, so stellen sie doch die Nation konzentriert vor Augen.

Staatsrat Langermann[2]), dessen guter Wille und Tätigkeit so schön im Gleichgewichte stehn, erfreut mich schon seit vierzehn Tagen durch seinen lehrreichen Umgang und macht mir, sowohl durch seine Rede, als sein Beispiel, zu manchen Dingen wieder Mut, die ich schon aufzugeben bereit bin. Es ist gar zu belebend, die Welt wieder einmal durch das Organ eines wahrhaft tätigen Mannes anzusehn: denn zu beleben verstehn die Deutschen im Einzelnen selten und im Ganzen niemals.

Hier finde ich einen ganz natürlichen Uebergang zu der Notiz, die Sie mir geben, daß unser Wolf mit dem Niebuhrschen Werke nicht zufrieden ist, er, der vorzügliches Recht hätte es zu sein. Ich bin jedoch hierüber ganz beruhigt, ich schätze Wolfen unendlich wenn er wirkt und tut, aber teilnehmend habe ich ihn nie gekannt, besonders am Gleichzeitigen, und hierin ist er ein wahrer Deutscher. Sodann weiß er viel zu viel, um sich noch belehren zu mögen und um nicht die Lücken in dem Wissen anderer zu entdecken. Er hat seine eigne Denkweise, wie sollte er fremden Ansichten etwas abgewinnen? und gerade die großen Vorzüge, die er hat, sind recht geeignet, den Geist des Widerspruchs und des Ablehnens zu erregen und zu erhalten.

Was mich Laien betrifft, so bin ich Niebuhrs[3]) erstem Bande sehr viel schuldig geworden, und ich hoffe, der zweite soll meine Dankbarkeit gegen ihn vermehren. Ich bin sehr neugierig auf seine Entwickelung der lex agraria. Man hat von Jugend auf davon gehört, ohne daß man einen bestimmten Begriff davon hätte. Wie angenehm ist es, einen unterrichteten und geistreichen Mann über einen solchen Gegenstand zu hören, und zwar in diesen Zeiten, wo man Staats- und Völkerrecht, sowie alle bürgerrechtlichen Verhältnisse mit größerer Freiheit und Unbefangenheit zu betrachten aufgefordert ist. Man sieht, welcher Vorteil es sei, wenig zu wissen und von dem wenigen sehr viel vergessen zu haben. Niemals

mische ich mich gern in die Händel des Tages, kann mir aber nicht versagen, in der Stille mein Schnippchen dazu zu schlagen. Möge Ihnen beiliegendes Blättchen[4]) ein Lächeln abgewinnen.

Ihrer Frau Gemahlin wünsche ich bestens empfohlen zu sein. Körners grüßen Sie mir zum schönsten. Wenn der junge Mann[5]) wieder etwas fertig hat, bitte ich es mir gleich zu schicken. Ein größeres Stück zum 30. Januar, dem Geburtstage der Herzogin, wäre mir diesmal sehr willkommen. Tausend Lebewohl.

78.

W. Wien, den 7. September 1812.

Ihr lieber Brief vom 31. v. M., teurer Freund, ist mir gestern zugekommen, und obgleich der Auftrag der Arbeit, den er enthält, mich veranlassen könnte, ihn länger unbeantwortet zu lassen, so erscheine ich lieber gleich, wenn auch mit leeren Händen vor Ihnen, als daß ich wieder das gefährliche Schweigen einreißen lasse. Auch mir, mein Lieber, waren die $1\frac{1}{2}$ Tage in Karlsbad[1]) eine belebende Aufmunterung, und noch oft nachher eine interessante Beschäftigung in Gedanken. Am meisten frappirt haben mich einige Ansichten über Shakespeare, auf die Sie mich bei unserm Spaziergange aufmerksam machten. Es wäre sehr hübsch, wenn Sie sie weiter verfolgten, und wäre es auch nur in einem Briefe an mich; wollten Sie auch nicht den Alten in dem Grabe seines verdienten Ruhmes stören, so muß ja nicht gerade alles gedruckt werden, und es ist doch schön, sich nur untereinander zu belehren und zu verständigen. — In Berlin habe ich die Sachen zwar in mancher Hinsicht mangelhaft, allein im ganzen doch höchst erfreulich gefunden. Ich habe mich da abermals überzeugt, daß man nur etwas stiften darf, um es dann mit Sicherheit seiner eigenen lebendigen

Kraft zu überlassen. Bei den einzelnen Menschen habe ich viel Freundschaft und Anhänglichkeit gegen mich gefunden; in interessante Gespräche einzugehen, habe ich bei einer Flut von Geschäften und Zerstreuungen keine Zeit gehabt, selbst Niebuhr und Wolf habe ich nur wenig gesehen. Ueber Wolf urteilen Sie vollkommen richtig. Auch im praktischen Leben ist er immer mit allem im Widerspruch. — Hier bin ich wieder wie sonst beschäftigt und strebe immer mehr, mich in meine eigenen Studien einzuspinnen. Ich bin sogar, was Sie vielleicht wundern wird, zu der Ueberarbeitung meiner Uebersetzung des Agamemnon zurückgekehrt. Allein ich liebe einmal diesen Stoff zu sehr, um ihn liegen zu lassen, und kann doch keinen Gebrauch für das Publikum von dem Ganzen machen, ohne ihm noch eine letzte Feile zu geben. Uebersetzungen dieser Art sind eigentlich Kunststücke, wie Schnitzwerke aus Holz oder Elfenbein. Es schadet nicht, es ist vielmehr lobenswürdig, wenn man die Sorgfalt des Verfertigers darin erblickt. Ich werde in der Metrik viel genauer sein als meine Vorgänger, z. B. Solger[2]) und der junge Voß. Beide zwängen den Silben noch oft Geltungen auf, die sie nicht haben. Wolf ist viel genauer, und so viel Richtigkeit und Präzision mit so viel Leichtigkeit zu verbinden, mag sich sonst wohl keiner rühmen. — Ihr Anteil an meinen Sprachuntersuchungen hat mich zugleich gehoben und innig gefreut. Man bedarf dessen nirgend so sehr, als auf diesen dornigten Pfaden, wo man immer zwischen der doppelten Klippe herumirrt, an trockenen Wörtern zu kleben, oder in apriorischen Ideen chimärisch sich zu verlieren. Die Arbeit, die Sie wünschen, ist mit einer gewissen Schwierigkeit verknüpft. Sie mit geringer Genauigkeit und Uebergehung des Details zu machen ist äußerst leicht und fast aus dem Kopfe möglich, allein auch wenig belohnend. Mit Genauigkeit aber stößt man auf einige schwer zu lösende Punkte. Ich werde aber sehr gern ganz kurz eine Tabelle entwerfen, das Mittel

haltend zwischen zu ängstlicher und zu allgemeiner Bestimmung, und Ihnen Weltteil nach Weltteil schicken, indem ich mit Europa, als dem leichtesten, anfange. Ich sage Ihnen voraus, daß ich nicht gerade der Fähigste hierzu bin. Ich habe mich bis jetzt mehr mit dem Allgemeinen des Sprachstudiums und einzelnen Sprachen beschäftigt, aber sehr wenig mit geographischer Linguistik. Ich werde also auch den Mithridates [Adelungs] und Schlözers nordische Geschichte zum Grunde legen. Allein einzelnes werde ich nach eigenen Erfahrungen hinzufügen können, und die ganze Arbeit, die ich längst einmal selbst durchmachen wollte, wird mich sehr selbst interessieren und belehren. Wollen Sie alsdann, wozu ich weniger Hülfsmittel und Gelegenheit habe, nach meinen Angaben eine Karte entwerfen lassen, so bitte ich Sie gelegentlich um eine Kopie davon, und wir verbessern nach und nach das Einzelne. Ich beschäftige mich aber auch jetzt, meine allgemeinen Ideen aufzuzeichnen, und wenn ich damit weiter vorrücken sollte, so erlauben Sie mir gewiß, Ihnen nach und nach das Gemachte mitzuteilen. Ich bin fest überzeugt, daß dies ganze Studium erst auf seine rechte Stelle gerückt werden muß, und wenn ich dazu im Stande wäre, würde ich meine Wirksamkeit dabei für beendigt und geglückt ansehen. Denn wenn einmal nur die wahre Richtung gegeben ist, gehet das Uebrige von selbst. Man muß eben schlechterdings die Sprachen als einen Teil der Geschichte des Menschengeschlechts und als das wichtigste Mittel in der Oekonomie der intellektuellen Natur ansehen, um dasselbe seiner Bestimmung zuzuführen, und daher gehören die Hauptmomente aller Untersuchungen über Nationalcharakter und über die Verteilung des Menschengeschlechts in Stämme und Nationen wesentlich mit in diese Untersuchungen, die aber freilich mit vieler Feinheit geführt werden müssen, wenn man nicht einer Ursach fälschlich zuschreiben will, was eigentlich mehrern angehört. Auch hilft eigentlich die ganze Kenntnis der

Einwirkung der Sprachen im ganzen auf den Geist und die Sinnesart der Nationen nur wenig für das eigentliche Sprachstudium, wenn man nicht zugleich zu erkennen weiß, auf welchen einzelnen Beschaffenheiten ihrer Bestandteile diese Wirkung beruht. Hier aber gerade entsteht die Schwierigkeit; denn da der Eindruck immer ein Totaleindruck ist, der von unendlich vielen Punkten auf e i n e n zusammentrifft, so ist dasjenige, was davon in jedem einzelnen Elemente haftet, fast unmerklich. Hier besonders ist es, wo die Raisonnements a priori wenig oder nichts bewirken; denn durch die Vergleichung vieler Sprachen und ihrer Wirkungen miteinander ist darin doch noch mehr auszurichten. Die Ephesische Diana hat uns sehr viel Vergnügen gemacht. Sie malt lebendig die Herren, denen es an Lust und Geschick fehlt, je einen Meißel in die Hand zu nehmen und den großen und natürlichen Ansichten ihre kleinlichen Hirngespinste vorziehen. Fahren Sie ja fort, uns mitzuteilen, was Ihnen von dieser Art eben in die Hand kommt. Körners waren gerade am Tage vor Ankunft Ihres Briefes abgereist. Ihre Anwesenheit hier hat uns sehr viel Freude gemacht. Er ist wirklich ein trefflicher und sich immer ganz gleicher Mensch. Dem Sohne, den ich nun seit gestern nicht gesehen, werde ich Ihre freundliche Einladung ausrichten. Sein Zriny[3]) ist hier noch nicht bis zur Aufführung gediehen. Man hatte Anstände wegen der Zensur. Die wichtigsten zu heben, habe ich selbst mit beigetragen. Allein es bleiben doch noch andere übrig. Das Stück hat gewiß sehr viel Verdienstliches. Nur ist im Stoff selbst etwas, das sich nicht ändern ließ und das doch immer Unbequemlichkeiten mit sich führt. Ich müßte nur zu weitläuftig werden, um Ihnen meine Meinung darüber auseinanderzusetzen, da Sie das Stück selbst nicht gelesen haben. Wenn Sie es kennen werden, wird es sehr leicht sein, mich Ihnen klar zu machen. Eine Sonderbarkeit des Stücks auch ist es, daß die ganze

letzte Szene eine stumme ist. Der Held des Stückes fällt im Gefecht, ein Pulverturm wird in die Höhe gesprengt, kurz die ganze eigentliche Katastrophe geht, ohne ein Wort zu reden, vor sich. Sie ist freilich vorher, wie sich von selbst versteht, deutlich und hinlänglich angezeigt. Adieu, teurer, lieber Freund, meine Frau grüßt Sie freundschaftlichst. Leben Sie herzlich wohl! Ganz der Ihrige.

Humboldt.

79.

W. Wien, den 15. November 1812.

Sie haben vermutlich verzweifelt, daß ich Wort hielte, mein teurer Freund, und Ihnen die versprochene Arbeit schickte. Allein der inliegende Aufsatz war schon seit mehrern Wochen fertig, da er natürlich nur das Werk weniger Tage war und seine Absendung verzögerte sich nun bis jetzt. Ich teilte ihn nämlich einem hiesigen, in den slawischen Sprachen sehr bewanderten Manne mit, seine Bemerkungen veranlaßten mich, einige Bücher nachzulesen, die ich mir nicht gleich verschaffen konnte; dann lag der Aufsatz bei meinem Abschreiber, der gerade mit anderer Arbeit überhäuft war, und zuletzt wartete ich die Gelegenheit eines Reisenden ab, um Ihnen nicht für eine unbedeutende Sache zu viel Postgeld zu verursachen. — Ich wünsche, daß Sie mit der Einrichtung des Aufsatzes zufrieden sein mögen. Sie schien mir, wie ich mir Ihren Zweck dachte, die bequemste. Sie zeigt wenigstens vollkommen, welches Gebiet jeder Sprachstamm einnimmt und welche Sprachen in jedem Lande (nach den gewöhnlichen Abteilungen) zusammenkommen. Nach beiden läßt sich nun leicht eine Karte verfertigen. Ich habe dies letztere auch versucht, allein da ich niemand im Hause habe, der die mechanische Arbeit dabei gut verrichten könnte, so habe ich es wieder liegen lassen. — Was die in dem Aufsatz ent-

haltenen Daten betrifft, sind sie zwar größtenteils, doch bei weitem nicht ganz, aus Adelungs Mithridates genommen. Der Artikel über die slawischen Sprachen namentlich ist gewiß vollständiger und richtiger, als dieser Gegenstand in irgendeinem andern Buche abgehandelt ist. Einzelne Versehen, Auslassungen u. s. f. können vielleicht noch irgendwo stecken. Doch ist mir bei wiederholter aufmerksamer Durchsicht nichts von dieser Art aufgestoßen. — Ich werde nun unmittelbar Asien ebenso bearbeiten, aber Ihnen die Arbeit nicht eher schicken, als bis ich von Ihnen höre, ob sie Ihnen auf diese Weise genehm ist, oder Sie etwas daran abgeändert wünschen. — Ich habe außerdem ruhig und fleißig fortgelebt; und meine Woche verstreicht wirklich sehr sonderbar. Drei bis vier Tage muß ich mich mit den lärmenden und beunruhigenden Tagesereignissen herumschlagen, die übrigen verbringe ich in zurückgezogenen Studien. Freilich rücke ich bei dieser abgebrochenen Manier nur langsam vorwärts, allein dies läßt sich nun einmal in meiner jetzigen Lage, die ich doch noch Grund beizubehalten habe, nicht ändern, und jede Woche fügt wenigstens dem schon Gemachten etwas hinzu. In der Ueberarbeitung des Agamemnon bin ich bis zur vorletzten Szene gekommen. Mit dem Ende des Jahres, spätestens im Januar hoffe ich fertig zu sein. Die Chöre, die ich ganz in den Silbenmaßen des Originals, nur diese, innerhalb der gesetzlichen Schranken und dem Bedürfnis unserer Sprache nach hier und da abändernd, übersetze, halten mich am meisten auf. Im Trimeter, hoffe ich, sollen Sie mich viel vollkommener geworden finden. Nur äußerst wenige Verse bleiben wie sie waren. Ueberall suche ich mehr auf Reinheit der Längen und Kürzen, auf bessere Abschnitte und auf mehrsilbige, recht volltönende Schlußwörter zu sehen. Die Schwierigkeit wächst dadurch ungemein, allein der Rhythmus wird auch bei weitem schöner und volltönender. — In den Sprachen arbeite ich, außerdem daß ich eifrig böhmisch

lerne, an der Vergleichung der Grammatik aller slavischen Sprachen, erst untereinander und dann mit der Lettischen, die ich in Königsberg schon getrieben habe, und finde hierin hier einen sehr braven Gehülfen. An die raisonnirende Schrift, über das Sprachstudium, kann ich erst ernsthaft dann gehen, wenn ich mit dem Agamemnon fertig bin, dem ich jetzt meine besten Stunden widmen muß. — Sehr unangenehm kommt mir seit schon beinahe 14 Tagen eine häusliche Störung. Meine Frau wurde um diese Zeit gar nicht wohl, und ist noch nicht ganz hergestellt, und seit acht Tagen hat mein jüngster, noch nicht vierjähriger Sohn ein nervöses Fieber, das zwar bis jetzt keine Gefahr droht, allein doch immer sehr ernsthaft ist. Ich hoffe jedoch, daß es nicht von Folgen sein soll. — Den zweiten Teil Ihres Lebens[1]) habe ich noch nicht lesen können; ich habe ihn verschrieben, aber alle neuen Bücher kommen unglaublich langsam hierher. — Diesen Brief nimmt ein berlinischer Oberstabs-Chirurgus, Prozmin, mit sich. Ich weiß nicht, ob er selbst durch Weimar kommt. Allein er wird den Brief, da wo er Ihnen am nächsten ist, auf die Post geben. Käme er selbst zu Ihnen, so gewähren Sie ihm wohl eine gütige Aufnahme. — Meine Frau grüßt Sie herzlich und innigst, empfehlen Sie mich der Ihrigen und leben Sie herzlich wohl! Ewig ganz der Ihrige

Humboldt.

80.

G. Weimar, den 8. Februar 1813.

Mit aufrichtigem Danke erkenne ich, daß Sie Ihre freundschaftliche Zusage so bald und so vollkommen erfüllen mögen. Ihr schöner Entwurf hat mir einen ganz neuen Anstoß zu allerlei Studien gegeben. Es ist mir nicht mehr möglich, Materialien zu sammeln, aber wenn sie mir so kon-

zentriert gebracht werden, so freu ich mich gar sehr, die Lücken meines Wissens schnell zu komplettieren und zu dem, was ich schon besitze, tausend Beziehungen zu finden.

Sobald ich im Monat März einige ruhige Wochen in Jena verbringen kann, so soll es an die Arbeit gehen, die nach Ihrer Vorarbeit eigentlich nur ein Spiel ist. Bertuch hat mir einige Europas bräunlich abdrucken lassen, davon soll eins auf ein großes Reißbrett aufgezogen und die Grenzen illuminiert werden. Alsdann will ich mit kleinen aufgeklebten Zetteln die Hauptsprachen, und insofern es möglich ist, auch die Dialekte bemerken, und Bertuch hat nicht übel Lust, alsdann eine solche Karte stechen zu lassen[1]), welches, bei seiner großen mit allerlei Künstlern versehenen Anstalt, leicht ist. Haben Sie daher ja die Güte, fortzufahren und mir baldmöglichst das Weitere zu senden. Eine Karte der beiden Hemisphären liegt auch schon da und erwartet auf gleiche Weise bespracht zu werden.

Zu Ihrer immer mehr ausgearbeiteten Uebersetzung des Aeschylus wünsche ich von Herzen Glück, und ich freue mich, daß Sie sich durch die Drohungen des heidelberger Cyklopen[2]) und Familie von diesem guten Werke nicht abschrecken lassen. Jene bedräuen gegenwärtig unsern Wolf, der doch auch keine Katze ist, mit schmählicher Hinrichtung, weil er es gewagt, auf der Uebersetzungsinsel, die sie vom Vater Neptun privative zu Lehen erhalten, gleichfalls zu landen, und einen lesbaren Aristophanes mitzubringen.[3]) Es steht geschrieben, selig sind, die im Herrn entschlafen, aber noch seliger sind die, welche über irgendeinen Dünkel toll geworden.

Selig im ersten Sinne ist nun unser Wieland;[4]) er ist in seinem Herrn entschlafen und ohne sonderliches Leiden zu seinen Göttern und Heroen hinüber gegangen. Was Talent und Geist, Studium, Menschenverstand, Empfänglichkeit und Beweglichkeit, verbunden mit Fleiß und Ausdauer, vermögen utile nobis proposuit exemplar. Wenn jeder seine Gaben

und seine Zeit so anwenden wollte, was müßten für Wunder geschehen!

Dieser Winter ist mir, wie gewöhnlich, sehr zerstreut, aber doch bei leidlicher Gesundheit, schnell und nicht ungenutzt vorübergegangen. Teatralische Vorbereitungen auf den lang erwarteten Iffland, welcher erst gegen Ende des Jahres ankam, sowie auf seine Gegenwart, die mir viel Vergnügen gewährte, brachten mich November und Dezember aus dem Geschicke. In den Januar und Februar fallen vier Geburtstäge, wo man entweder unsere Erfindung oder unsere Mitwirkung anspricht, und so wird manches, zwar mit gutem Willen, aber ohne Frucht verzettelt.

Was ich mit Vergnügen und wahrem Anteil dazwischen getrieben habe, war ein erneuter Versuch, von alten Monumenten, deren Beschreibung auf uns gekommen ist, die Spur unter den vorhandenen Bildwerken zu finden. Die Philostrate waren wieder an der Tagesordnung, und was die Statuen betrifft, so glaube ich dem Olympischen Jupiter, über den schon manches vorgearbeitet ist, hernach aber der Juno von Samos, dem Doryphorus des Polyklet, besonders aber der Kuh Myrons und dem Stier, der die Europa trug, auf die Spur gekommen zu sein. Meyer, durch dessen alte Kunstgeschichte, die nunmehr ins Reine geschrieben ist, die Hauptanregung geschehen, nimmt lebendigen Anteil, da seine Zweifel, sowie seine Beistimmung immer gegründet sind[5]).

Und so will ich denn für diesmal schließen, in Hoffnung, bald wieder etwas von Ihrer lieben Hand zu sehen.

81.

W. Jena, Dienstag, 26. Oktober 1813.

Ich schreibe Ihnen, teurer Freund, aus des wackern Knebels Stube, und bin heute Abend in Weimar[1]). Könnten Sie mir ein Stübchen in Ihrem Hause einräumen, so

käme ich bloß mit meinem Jungen zu Ihnen, und zöge einen Winkel bei Ihnen jeder andern Wohnung vor. Wenn die österreichische Staatskanzlei nicht mehr in Weimar ist, so kann ich ohnehin nur diese eine Nacht bleiben, und desto werter wäre es mir, den Abend ganz bei Ihnen zuzubringen. Können Sie mich nicht beherbergen, so hat der Ueberbringer dieses Auftrag mir ein Unterkommen auszumachen. Ich bitte Sie daher, ihm Bescheid zu sagen, ob Sie mich behalten können oder nicht. Ich freue mich unendlich, Sie zu sehen. Leben Sie innigst wohl!

Ihr

Humboldt.

[Auf der Adresse:]

Sollte der Herr Geheimrat gerade nicht zu Hause sein, wird die Frau Geheimrätin den Brief zu erbrechen gebeten.

82.

W. (31. Okt. 1813.)

Wir ruhen hier zwei Tage aus, teurer Freund, und ich befinde mich ganz behaglich in dem erzprotestantisch finstern und schwarzen Schmalkalden. Da gerade ein Kourier abgeht, der mir eine sichere Gelegenheit darbietet, so schicke ich Ihnen, Ihre [Myrons] Kuh[1]) zurück, die mir sehr viel Freude gemacht hat. Eine so geistreiche Behandlung antiquarischer Gegenstände ist bei uns ganz neu, und Sie haben dem Gegenstande abgewonnen, was ein anderer und tausend andere vergeblich darin gesucht hätten. Auch die Stelle gegen die Madonna liebe ich sehr, da mich alles Heidnische anspricht. Allein es ist mir dabei eine Bemerkung eingefallen, die ich Ihnen mitteilen muß. Es scheint mir ausgemacht, daß die Alten in unserm Sinne des Wortes keine Malerei hatten. Verschiedene Plane, jede Art der Perspektive und die

mannichfache Farbenverschmelzung, die wir kennen, war ihnen fremd. Ihre Malerei diente, glaube ich, der Bildhauerei. Dies nun hat einen unendlichen Einfluß auf den Kreis zulässiger Sujets. Die Bildhauerkunst ist ganz objektiv und realistisch, die Malerei viel subjektiver und sentimentaler. Unser Kreis ist daher weiter, und es entsteht die Frage, ob er nicht sogar *säugende* Madonnen zuläßt? Dazu kommt, daß auch unsere Ideen der Gottheit verschieden sind, mehr moralisch und moralisch-symbolisch, da die der Griechen fast bloß sinnlich-symbolisch waren. Schon Herder hat diesen Gegenstand berührt, aber ob ihn einer erschöpft hat? weiß ich nicht. Die beiden Punkte, daß, verglichen mit uns, die Alten weder Musik hatten noch Malerei, sind auch für die Beurteilung ihrer und unserer Poesie und für unser ganzes beiderseitiges Sein von unendlichem Einflusse.

Ihres Wunsches habe ich gedacht, und hoffe *bald* glücklich zu sein.

Ich habe heute nicht mehr Zeit. Leben Sie herzlich wohl!

Schmalkalden, 31. Oktober 1813.

Ihr

Humboldt.

Haben Sie die Güte, die Inlage wieder zur Post zu befördern. Ich lege auch für Sie, doch *nur* für Sie, unsere Marschroute umstehend bei, zugleich auch, sie meinem Sohn zu sagen, wenn er zu Ihnen käme.

83.

G. (4. Nov. 1813.)

Zu einiger Unterhaltung in die Ferne lege ich Beikommendes zurecht[1]), um es Ihnen, mein Verehrtester nachzusenden; es entstand ganz zufällig. Unsere Schauspieler übernahmen das alte, zwar interessante, aber schlecht ge-

schriebene Stück Essex zu spielen; die Rolle der Königin ist nicht die glücklichste, besonders aber hat sie das Stück auf eine sehr schwache und elende Weise zu schließen. Die Schauspielerin bat mich um einen bedeutenderen Schluß, und indem ich mir das Stück und die Königin Elisabeth vergegenwärtigte, begegnete es mir, daß ich, statt eines kurzen Monologs, einen langen Epilog schrieb, der, wie Sie sehen, ricochetweise einen großen Raum durchläuft, bis er endlich wirklich ans Ende gelangt.

Die Engländer lieben solche Epiloge, die Deutschen aber wollen gerührt und nicht verständiget nach Hause gehen; möchten diese Reime die doppelte Wirkung tun!

Vielleicht hätte ich aber doch Ihnen diese Arbeit nicht gesendet, wenn sie nicht auch deswegen merkwürdig wäre, weil das Stück Sonnabend den 23. Oktbr. gegeben werden sollte und ich den Epilog den 17. Abends angefangen und den 20. in der Nacht geendigt habe. Die ominosen Stellen darin haben mich nachher selbst in Verwunderung gesetzt. Ich war im Begriff, als ich das Glück hatte, Sie bei mir zu sehen, Ihnen diese und andere neue Produktionen vorzulesen, unser interessanteres Gespräch brachte sie mir aus dem Sinn.

Ich schließe mich tausendmal empfehlend.

W., d. 4. Nov. 1813.

84.

W. Chatillon-sur-Seine, 7. März 1814.

Ich übergehe alle Entschuldigungen, liebster Freund, die immer unnütz und langweilig sind, und sage Ihnen bloß, daß ich drei Ihrer Briefe,[1]) jeden mit interessanten Beilagen, vor mir habe, einen mit dem Kloster, einen zweiten mit dem Epilog zu Essex, einen dritten mit den Blättern der Literaturzeitun [Nr. 245, Dez. 1813][1]). — Gentz, um

vom letzten zuerst zu reden, ist nicht hier, aber ich habe ihm Ihren Brief an mich, den an ihn und die Literaturzeitung geschickt. Ob Sie sich etwas von ihm versprechen dürfen, wage ich nicht zu bestimmen. Ob es ihm gleich jetzt in Wien nicht an Muße fehlen kann, so ist ihm seit langer Zeit alle literärische Wirksamkeit verhaßt. Auch wird ihm einiges in der Tendenz der Rezensionen missfallen, namentlich die Stellen über den Nutzen der Revolution, und das Streben nach einer Vernichtung der Tyrannei zur See. Ich selbst bin anderer Meinung, und die Beziehung auf den Utrechter Frieden ist überdies historisch falsch. Es liegt in allem diesem viel Misverstand. In der vordern[2]) hat mir am meisten gefallen, daß er das Verwechseln der Deutschheit mit Christen- und Rittertum gerügt hat, mit dem jetzt so viel Unfug getrieben wird. — Der neue Druck H[ermann] und D[orotheas][3]) freut mich sehr, und Ihr freundliches Andenken an meine Beschäftigung damit hat mir aufs neue Ihre Freundschaft und Liebe bewiesen. Es schmerzt mich oft sehr, so fern von Ihnen zu leben. Wir sind, fast ganz allein, aus einer gewissen Epoche stehen geblieben, und müssen es uns nicht verbergen, daß sich die Zeit, die aber auch schon wieder umkehren wird, in mancher Rücksicht von dem Geist dieser Epoche losreißt. Daß sich in der jetzigen Zeit ein starker, edler Charakter entwickelt hat, ist sicher und erhebend. Wie aber daraus auch nun wieder ein Kunst- und wissenschaftlicher Geist, der nur in einer gehörigen Trennung von aller Wirklichkeit, in die man jetzt alles gewaltsam hineinziehen möchte, gedeiht, hervorgehen soll, ist eine Aufgabe, die freilich auch, allein nicht, wie ich glaube, im ersten Jahrzehend gelöst werden wird. — Ihr Epilog hat mich in hohem Grade angezogen. Die Verse: des goldnen Reifes ungeheure Last usw. sind unendlich schön, und der ganze Charakter der Königin drängt sich trefflich in Ihre Rede zusammen. Ich werde diesen Epilog, mit Ihrer Erlaubnis, nach Wien mei-

ner Frau schicken. Er wird sie sehr freuen. Ich hoffte, daß meine Frau Sie in Karlsbad oder Teplitz diesen Sommer sehen würde, allein jetzt glaube ich, daß es eher im Herbst in Weimar geschehen wird. Theodor ist wohl und zufällig auf einige Tage bei mir. Durch Feuer, das in einem Hause auskam, wo er war, hat er alle seine Sachen verloren, und ist glücklich, im Kriege immer ein väterliches Haus wenige Meilen mit sich herumwandernd zu haben. Er kam erst in Frankfurt zu mir, und war nicht der, der, als ich in Weimar war, nach Briefen gefragt hat. Er ist nachher durchgekommen, hat Sie aber nicht zu Hause gefunden und sich nicht aufhalten können. — Die Stelle Ihres ersten Briefes, daß die Deutschen geistloser sind, je weniger sie gottlos sind[4]), hat mich sehr glücklich gemacht. Ich empfinde sie ganz. — Dr. Schlosser[5]) ist mir eine ungemein liebe Bekanntschaft gewesen, für die ich Ihnen sehr verbunden bin. Den Bruder, den meine Frau von Rom aus kannte, habe ich, auf seinen Wunsch in Tätigkeit befördert, aber, wie ich fürchte, dadurch nur in viel inneres Unwesen gebracht. Er fand Menschen und Anstalten nirgend seinen Erwartungen gemäß und härmte sich darüber sehr. Ich weiß nicht, ob er zuletzt ausgehalten oder die Laufbahn wieder verlassen hat. — Wenn der Aufsatz über komparative Anatomie gedruckt wird, schicken Sie mir ihn ja. Das Kloster[6]) malt sich sehr anschaulich in Ihrem Aufsatz. Ich schicke ihn Ihnen nicht mit diesem Briefe. Er möchte ihn aufhalten; aber unter besonderm Kouvert durch Kouriergelegenheit. Ich lege Ihnen vier Sonette bei, drei von Koreff[7]), der jetzt in Wien ist, und Ihnen als Uebersetzer aus dem Tibull nicht unbekannt, das namenlose von meiner Frau. Nr. 1 ist im Namen der beiden jungen Prinzessinnen von Curland an meine Frau; Nr. 2 an mein kleinstes Mädchen bei einer zufälligen Gelegenheit; Nr. 3 als Koreff von ein paar Damen zu Hause gebracht worden war. Nr. 4 erklärt sich selbst. Die Mit-

teilung von Versen erheitert immer die Phantasie. Ich lege auch zwei Handschriften bei. Von General Meerveldt, jetzt österreichischer Botschafter in London; und von Aranjo, Minister der auswärtigen Angelegenheiten des portugiesischen Hofes. Ich schäme mich, so wenig zu geben. Aber so klein die Sache aussieht, und selbst, weil sie es ist, so schwer ist es, Handschriften zu kriegen. Die Leute versprechen und halten nicht, bis die Zeit vergeht, wo man sie sieht. Von Briefen läßt sich oft nicht abreißen und die Bedeutenden schreiben wenig selbst. Doch sollen Sie mehr haben. — Vom Frieden sage ich Ihnen nichts. Nehmen Sie dies für diesen Moment als bedeutend an. Von Herzen Ihr

Humboldt.

85.

W. Paris, den 25. Mai 1814.

In einem ungeheuren Gewühl von Geschäften bleibt mir nur die Zeit Ihnen, teurer Freund, ein Zeichen des Lebens zu geben, und Ihnen drei Originalbriefe von Lord Castlereagh an seinen Bruder Charles Stewart, von Lord Wellington an einen Verwandten (eine Rechtfertigung über sein Einrücken in Frankreich) und von Jefferson an meinen Bruder, der Sie herzlich grüßt, zu Ihrer Sammlung zu schicken. Ich bin wohl, meine Frau ist mit den Kindern in der Schweiz, Theodor ist gesund, und geht auf einige Zeit zu seiner Mutter, ich begleite unsern Hof nach England, und der Friede wird vermutlich in nächster Woche unterzeichnet. Leben Sie herzlich wohl, und erhalten Sie mir Ihr freundschaftliches Andenken!

Humboldt.

86.

G. (Mitte September 1815.)

Als ich ganz unerwartet das unschätzbare Gnadenzeichen erhielt[1]), glaubte ich Ihre freundliche Mitwirkung und einsichtige Leitung nicht verkennen zu dürfen; so wie mein Zutrauen ist auch mein Dank unbegrenzt, leider wäre ich immer im Fall Ihr Schuldner zu bleiben, wenn nicht Ihre Güte in einer treuen Neigung schon eine genugsame Erwiderung zu sehen glaubte.

Wenn ich Sie in Paris denke, so kommt es mir wundersam genug vor, Sie an einem Ort zu wissen, den Sie früher unter ganz verschiedenen Umständen bewohnt haben. Um mich dorthin zu versetzen, lese ich jetzt den (L'Hermite de la Chaussée d'Antin)[2]) welcher mich ganz köstlich unterhält, indem er mir in seiner dunkeln Kammer die beschränkten Eigenheiten der Pariser vorführt; nun lasse ich die Gestalten sämtlicher fremden Truppen phasmagorisch durch jene Verwirrung hindurchgehen, und ich gestehe beinahe, daß ich dieses Blendwerk nicht möchte in der Wirklichkeit sehn, wobei freilich nicht zu leugnen ist, daß mein hergebrachtes Trödeln . .

87.

G. 26. Juni 1816

Mit dem Gefühl des Verlustes, in das mich das Abscheiden meiner guten kleinen Frau versetzt, weiß ich nichts tröstlicheres, als umherzuschauen, wie viel Gutes und Liebes mir noch übrig bleibe.

Von Ihnen, teuerster Freund, hab ich in undenklicher Zeit nichts gehört und sehne mich wiederum nach einem lieben Worte von Ihrer Hand und der Versicherung Ihres Wohlbefindens. Leider muß ich Verzicht tun, Sie am schönen Main zu sehn. Die Aerzte und ein gewisser Trieb weisen mich nach

Böhmen und noch könnt ich selbst nicht sagen, was ich ausführen werde. Lassen Sie mich bald was von sich hören und senden mir wieder einmal etwas Bedeutendes von Handschriften. Mit alten hergebrachten Liebhabereien schmeichelt man seinem Schmerz.

So bin ich auch Ihrem Herrn Bruder eine liebliche Tröstung schuldig geworden, da sein so bedeutendes und aufregendes Heft: Sur les lois p. gerade in den traurigsten Momenten[1]) zu mir kam und sein Recht an mir ausübte, und so ist es auch zeither der tägliche Text meiner Betrachtungen geworden. Lassen Sie ihm die dankbare beiliegende Charte zukommen.

Möge Sie und die Ihrigen alles erfreuliche durchs Leben begleiten. Ich mußte mir in diesen Tagen eine wundersame Unterhaltung aufdringen, indem ich den alten Papierkram der Vergangenheit durchsichtete, wo so vieles Angefangene und Verlassene, so viele Vorsätze und Untreuen keine Entschuldigung zulassen, sondern bloß vergönnen im echten orientalischen Sinne[2]) an Gottes Barmherzigkeit Anspruch zu machen.

Leben Sie tausendmal wohl und lassen mich ja bald von sich das Beste vernehmen.

88.

W. (19. Juli 1816.)

Ihr Brief und Ihr Andenken haben mir, teuerster Freund, eine unendliche Freude gemacht. Ich kannte Ihren Verlust und konnte mir denken, wie schmerzlich alle Gewohnheiten des Lebens in diesen Monaten bei Ihnen zerrissen sein mußten. Aber wem, wie Ihnen, die Wissenschaft nur das innere Leben der Natur ist, in dem ist sie keiner Empfindung fremd und gewährt Ruhe und Trost in jeder Lage des Lebens. Ich freue mich, aus Ihrem Briefe zu sehen,

daß Sie das gefühlt haben, und mein Bruder wird Ihnen gewiß selbst für Ihr Andenken danken.

Wohl haben wir in undenklichen Zeiten nicht voneinander gehört. Aber ich lebe in einer Abgeschiedenheit, die einem selten sogar möglich wird. Mir ist sie seit den Campagnen, mit dem Wiener Kongreß, wo ich unter der Ursach und dem Vorwand der Geschäfte jede Gesellschaft mied, seit meinem Hiersein, wo ich kaum mein Zimmer verlasse, zur andern Natur geworden. Ich habe einen so unwiderstehlichen Hang zur Einsamkeit, daß ich sie mir auch mitten unter Menschen zu schaffen weiß, und ich kennte mir jetzt nichts Reizenderes, als mich allein auf ein recht entferntes Landgut zurückziehen zu können. Ob es mir werden wird, weiß ich nicht.

Handschriften, liebster Freund, kann ich Ihnen nicht schicken. Aber meinen Agamemnon sollen Sie bald haben. Man druckt an den letzten Bogen. Ich denke, er soll Ihnen eine freundliche Erscheinung aus der Vorzeit sein. Denn er fing ja an, als wir noch in Jena zusammen waren, und er hat noch Verse, die ich nach Ihren Bemerkungen verändert habe. Wie er Ihnen gefallen wird, wage ich nicht vorauszubestimmen. Er ist gemacht, um eine schulgerechte Prüfung zu bestehen, mit der Gewissenhaftigkeit, mit der man in einem angenommenen Systeme arbeitet, und es gibt wenig Verse, von denen sich nicht strenge Rechenschaft geben ließe. Ich habe ihn in den beiden Feldzügen, auf denen er mich immer begleitete, ganz umgearbeitet, und, was glaube ich der wahrste Ausspruch über ihn sein wird, ist, daß es wohl leicht bessere Uebersetzungen geben kann, aber daß er das Uebersetzen schwer gemacht hat, weil er zu strenge Forderungen aufstellt. Die ziemlich ausführliche Einleitung empfehle ich im voraus Ihrer gütigen Aufmerksamkeit. Sie geht ziemlich tief in die Metrik und die Uebersetzungskunst ein. Ich habe mich hier viel mit Wissenschaft beschäftigt, obgleich nicht viel selbst gearbeitet,

aber so recht wieder die Gewalt gespürt, die das Altertum an mir immer ausgeübt hat. Alles Neue ekelt mich an, indes mich einer der alten Verse, so aus der frühesten Griechenzeit, schon durch seinen Klang in eine wundervolle Stimmung versetzt. Das erklärt Ihnen denn auch meine Abgeschiedenheit, denn rund um sich herum sieht man ja nur christlich, gothische, oft fratzenhafte Modernität. Wie gerne spräche ich über das Alles mit Ihnen wieder einmal. Aber Sie sagen, Sie kämen nicht in diese Gegend. Ich hoffte es gewiß.

Nun leben Sie herzlich wohl! Erhalten Sie mir Ihre Liebe und Ihr Andenken. Ich bin mit ewig unwandelbaren Gesinnungen

Ihr Ihnen ganz eigener

Humboldt.

Frankfurt, den 19. Julius 1816.

89.

W. Frankfurt, den 9. August 1816.

Ich habe mit innigem Bedauern gehört, teuerer Freund, daß ein Unfall[1]) Ihre Reise nach Baden, auf der ich gewiß auf die Freude rechnete, Sie zu sehen, rückgängig gemacht hat. Man setzt hinzu, daß unser gemeinschaftlicher Freund Meyer ein Bein dabei gebrochen hätte, dies, hoffe ich, soll sich nicht bestätigen; sagen Sie ihm aber, wie lebhaft meiner Frau und meine Besorgnis deshalb ist, und lassen Sie uns bald wissen, wie es eigentlich damit steht. Es schmerzt uns sehr, nach Frankreich gehen zu müssen, ohne Sie, liebster Freund, vorher gesehen zu haben. Meine Frau trägt mir eigen auf, Ihnen das mit ihren herzlichsten Grüßen zu sagen. Sie ist seit drei Tagen zu meiner großen Freude wieder bei mir. — Der Buchhändler Fleischer[2]) wird Ihnen, teuerer Freund, zwei Exemplare meines Agamemnon auf Velin für

Sie und Frau von Wolzogen und zwei andere für Riemer und Gersdorf[3]) schicken. Dürfte ich Sie wohl bitten, bis dahin die Inlagen zu behalten, dann aber die Exemplare, wenn sie noch ungebunden sind, blos in Papier heften zu lassen und dieselben mit den Briefen an ihre Adresse abgeben zu lassen. Frau von Wolzogen ist vielleicht nicht in Weimar, Sie erfahren aber gewiß leicht ihren Aufenthalt. — Von Ihnen, mein Teuerer, hörte ich gern ein Wort über den Agamemnon. Er ist mir ein Bild des übrigen Lebens, in dem man selten zugleich besitzt, was erst wirklich glücklich oder nützlich machen würde. In den verschiedenen Zeiten, in denen ich ihn bearbeitet habe, habe ich verschiedene Ansicht und verschiedene Kraft gehabt, und die Uebersetzung trägt unstreitig Spuren von beiden. Doch werden Sie, wenn Sie die in der Einleitung entwickelten Grundsätze mit der Ausführung vergleichen, wie ich mir gewiß schmeichle, finden, daß ich die Sache mit Ernst und Strenge genommen und nicht nach dem zufällig Gefallenden, sondern nach dem wesentlich Kunstmäßigen gestrebt habe. Die Uebertragung der Chöre hat man in der Tat, meiner Meinung nach, noch bisher nicht nach so festen und richtigen Regeln behandelt. Die bisherigen Uebersetzer sind darin mehr eigen gewählten und beliebigen Manieren gefolgt. Allein die Arbeit mag für oder wider sich selbst sprechen. Lassen Sie nur, liebster Freund, mich bald wissen, wie es mit Ihnen und Ihrem Freunde steht. Mit aufrichtiger und herzlicher Freundschaft und Anhänglichkeit

Ihr

Humboldt.

Ich lege noch einen Brief für die Schiller bei, und Sie werden auch für sie ein Velin-Exemplar erhalten.

90.

G. Tennstadt, den 1. September 1816.

Das große Werk, dem Sie, teuerster Freund, einen schönen Teil Ihres Lebens gewidmet, konnte nicht zu besserer Stunde bei mir anlangen, es trifft mich hier in Tennstadt, in einem, Ihnen wahrscheinlich nicht ganz unbekannten thüringischen Land- und Badestädtchen, wo ich nun fünf Wochen hause, und seitdem mich Freund Meyer verlassen, allein geblieben bin.

Hier erlaubt ich mir nun zuerst ein durchlaufendes Lesen, der Einleitung sowohl, als des Stückes selbst, zu meiner nicht geringen Erbauung. Und da ich nun wiederholt das Einzelne mit dem Ganzen genieße; will ich meinen Dank für diese Gabe nicht länger zurückhalten.

Denn wenn man sich auch mit allem Löblichen und Guten was uns die älteste und die neueste Zeit reicht freundlich teilnehmend beschäftigt; so tritt doch eine solche uralte Riesengestalt, geformt wie ein Ungeheuer überraschend vor uns auf, und wir müssen alle unsere Sinne zusammennehmen um ihr einigermaßen würdig entgegenzustehen. In einem solchen Augenblick zweifelt man keineswegs hier das Kunstwerk der Kunstwerke, oder, wenn man gemäßigter sprechen will, ein höchst musterhaftes zu erblicken. Daß wir nun dieses mit Leichtigkeit vermögen, sind wir Ihnen schuldig; auch muß Ihrer Bemühung, ob sie gleich an sich belohnend warm ein fortwährender Dank lohnen.

Das Stück war von jeher mir eines der betrachtungswürdigsten und durch Ihre Teilnahme schon früh zugänglicher als andere. Verwundersam aber ist mir jetzt mehr als je das Gewebe dieses Urteppichs: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sind so glücklich in eins geschlungen, daß man selbst zum Seher, das heißt: Gott ähnlich wird, und

das ist doch am Ende der Triumph aller Poesie im Größten und im Kleinsten.

Sehen wir nun aber hier wie dem Dichter die sämtlichen Mittel zu Gebote stehen, wodurch eine so ungeheure Wirkung hervorgebracht werden kann, so enthalten wir uns nicht der höchsten Verehrung. Wie glücklich der epische, lyrische, dramatische Vortrag geflochten ist und uns zur Teilnahme an solchen greulichen Schicksalen nicht nötigt, sondern anlockt! und wie gut die wenige didaktische Reflexion das sprechende Chor kleidet! Alles dieses ist eben nicht genug zu preisen.

Und so verzeihen Sie denn, daß ich Eulen nach Athen als Dankopfer bringe. Ich könnte wirklich immer so fortfahren, und Ihnen das vorerzählen was Sie längst besser wissen.

So hat mich auch wieder aufs neue ergriffen, daß jede Person, außer Clytemnestra, der Unheilverketterin, ihre abgeschlossene Aristeia hat, so daß jede ein ganzes Gedicht spielt und nachher nicht wiederkommt uns etwa aufs neue mit ihren Angelegenheiten beschwerlich zu fallen. In einem jeden guten Gedichte muß die ganze Poesie stecken, dieses ist aber ein Flügelmann.

Was Sie in Ihrer Einleitung über Synonymik sagen, ist köstlich, möchten doch unsere Sprachreiniger davon durchdrungen sein! Doch in so hohe Angelegenheiten wollen wir die traurigen Mißgriffe nicht mischen, durch welche die deutsche Nation ihre Sprache von Grund aus verdirbt; ein Unheil das man erst in dreißig Jahren einsehen wird[1]).

Sie aber, mein Bester, sein und bleiben gesegnet für das Gute, was Sie an uns getan haben. Dieser Ihr Agamemnon soll mir nicht wieder von der Seite.

Das rhythmische Verdienst kann ich nicht beurteilen, aber ich glaube es zu fühlen. Unser tüchtiger, talent- und geistvoller, aber im Widerspruch verwildernder Wolf, der einige Tage bei mir war, sprach das Beste von Ihrer sorgfältigen

Arbeit. Wie sich die Heidelberger[2]) benehmen wird belehrend sein.

Sagen Sie mir noch ein Wort ehe Sie nach Paris gehen und empfehlen mich der teuren Ihrigen. Wie sehr hätte ich gewünscht, Sie diesen Sommer zu sehen! Denn es ist so viel, nach allen Seiten, in Bewegung, daß nur Tage hinreichen um zu besprechen: was zu fördern wäre und wie? Glücklicher Weise für mich nahet mir nichts was ich ganz abzuweisen brauche, wenn auch nicht alles nach meiner Ueberzeugung begonnen und geleitet wird. Und gerade dieses Sauersüße ist es, was bloß in der Gegenwart mündlich verhandelt werden kann.

91.

W. Frankfurt, den 25. Oktober 1816.

Ich kann Ihnen teuerer Freund, heute nur zwei Worte sagen, allein sie sind mir desto erfreulicher. Mein hiesiger Aufenthalt geht zu Ende, meine Bestimmung nach Paris verwandelt sich vermutlich in eine nach London, und ich komme so gut als gewiß auf einige Tage vorher zu Ihnen nach Weimar. Wie innig meine Frau und ich sich auf dies langentbehrte Glück freuen, kann ich Ihnen nicht sagen. Die Zeit ist es mir unmöglich jetzt zu bestimmen. Vermutlich aber fällt dieser ersehnte Augenblick in das Ende des November, oder den Anfang des Dezember. Es scheint mir kein Zweifel, daß Sie alsdann dort sind. — Ein Liefländer, Alexander von Rennenkampf[1]), ein Mann von Kenntnissen, Geist und Liebe zu allem, was Kunst und Wissenschaft berührt, der mit uns in Rom war und den wir sehr lieben, wird (mit dem Prinzen von Oldenburg, glaube ich) nach Weimar kommen. Er bittet durch mich um eine gütige Aufnahme bei Ihnen. Schlagen Sie ihm dieselbe nicht ab. — Ihren gegen mich so lieben und in sich wunderschönen Brief aus Tennstädt haben

meine Frau und ich oft gelesen und wieder gelesen. Wenn ich zu Ihnen komme, wird sich manches Gespräch an seinen Inhalt von selbst anknüpfen. Von hier kann ich Ihnen nur innigst und herzlich dafür danken. — Leben Sie wohl und erhalten Sie mir Ihre Liebe und Ihre Teilnahme.

Ewig ganz der Ihrige

Humboldt.

92.

W. Frankfurt, den 10. Januar 1817.

Endlich, teuerer Freund, setze ich mich in Bewegung und hoffe am 15. bei Ihnen mit den Meinigen in Weimar zu sein. Ich freue mich unendlich, ob ich gleich nur kurz werde bleiben können, das Andenken ehemaliger Zeiten zu erneuen, und mit Ihnen über so vieles zu reden, was uns beide gleich anhaltend beschäftigt. Meine Frau grüßt Sie herzlich. Da ich vielleicht mir von Erfurt aus, wo ich eine Nacht bleibe, ein Quartier im Wirtshaus in Weimar bestelle, um gleich alles besser bereit zu finden, so hören Sie vielleicht noch einmal vor meiner Ankunft von mir[1]).

Humboldt.

93.

W. (15. Mai 1821.)

Erlauben Sie, teurer Freund, daß ich mich in Ihr Andenken bei Gelegenheit der Herausgabe einer Schrift[1]) zurückrufe, die Ihnen in den nächsten Wochen durch Buchhändlergelegenheit zukommen wird. Ich habe versucht, die vaskische Sprache, mit der ich mich schon sonst beschäftigte, auf die Untersuchungen über die Urbewohner Spaniens und Portugals anzuwenden, und obgleich Sie dieser Gegenstand nicht sonderlich anziehen kann, so ist es Ihnen doch so sehr

eigen, an Forschungen aller Art Anteil zu nehmen, daß Sie vielleicht auch diese Schrift nicht ungern durchblättern. Sie wird Ihnen zugleich ein anschaulicheres Bild meines jetzigen Lebens geben. Es ist ganz Forschungen dieser und ähnlicher Art gewidmet und belohnt mich auf das reichlichste für die lange Unterbrechung, die meine ruhigen Studien, wie ich sie in den glücklichen Jahren trieb, die ich in Ihrer Nähe zubrachte, erfahren hatten. Die Verbindung historischer und linguistischer Forschungen zieht mich am meisten an, und vorzüglich insofern sie in das frühe und dunkle Leben der Völker führt, wo sich keine individuellen Begebenheiten herausheben, aber das stille Ziehen und Wandern der Völker die spätern Jahrhunderte vorbereitete. Das Wirken des Menschengeschlechts ist da dem Wirken der Natur selbst ähnlicher; es ist der Uebergang zur Entwickelung der Individualität, und die Sprachen sind das Band, die beide Zustände miteinander verknüpfen, und das Medium, in dem sich beide erkennen lassen. Wenn man die Kunde der Vorzeit nach den Denkmalen mitteilen wollte, die sie hinterlassen hat, so finden wir zunächst die schriftliche und mündliche Ueberlieferung, dann die von Ueberlieferung entblößten, aber in Werken und Namen übrigen Spuren des Menschendaseins, darauf die Sprachen, endlich dem Zustande, über den sich nichts mehr erkennen läßt, am nächsten, die Beschaffenheit des Erdbodens selbst. Indem ich die Sprachen in diesem Sinne und zu diesem Zwecke durchforsche, suche ich mich nach und nach mit einigen der ältesten bekannt zu machen, die mir bis jetzt fremd geblieben waren. So habe ich seit diesem Jahre mich mit dem Sanskrit beschäftigt, und wenn ich auch noch wenige Fortschritte darin gemacht habe, so haben mich die wenigen doch schon reichlich belohnt. Bis jetzt stimme ich zwar noch ganz Ihrem Urteile über die indische Literatur und Dichtung bei. Ich kann ihr keinen Geschmack abgewinnen, und bleibe immer dabei, daß das Griechische und Römische gerade die

Höhe und Tiefe, die Einfachheit und die Mannichfaltigkeit, das Maß und die Haltung besitzt, an die nichts anderes je reichen wird, und über die man nie muß hinausgehen wollen. Allein als Sprache, als Gefäß, in dem die Vorstellungsweise einer alten, weit verbreiteten, mannichfaltig gebildeten Nation niedergelegt ist, findet man im Sanskrit einen Schatz, der es wohl verdient, von allen Seiten her und auf alle Weise bearbeitet zu werden. Diese flüchtigen Andeutungen werden Ihnen einen Begriff meiner Beschäftigungen geben. Erhalten Sie denselben Ihre gütige Teilnahme, nehmen Sie, was ich jetzt Ihnen zur Prüfung vorzulegen wage, mit Güte und Nachsicht auf, und erlauben Sie mir, Ihnen ferner mitzuteilen, was sich aus meinen eigenen Arbeiten zur öffentlichen Mitteilung gestalten möchte. Meine Frau empfiehlt sich aufs herzlichste Ihrem Andenken. Mit der innigsten Verehrung und Freundschaft der Ihrige.

Humboldt.

Berlin, den 15. Mai 1821.

94.

G. Weimar, am 18. Juni 1821.

Vor einigen Wochen, teuerster verehrtester Freund, erhielt ich durch Reisende von Ihrem Herrn Bruder Schreiben und Sendung[1]). In meiner dankbaren Antwort fühlt ich mich gedrungen, ihm zu sagen: daß jenes frühere Verhältnis zu Ihnen beiden mir immer unter den lichtesten Lebenspunkten vorschwebt. Wenn man sich erinnert, was Ziel und Zweck eines jeden damals gewesen und nun vor sich sieht, was durch große Anstrengung endlich errungen worden, so gibt es einen herrlichen Genuß. Betrachtet man ferner, wie eine gesteigerte Tätigkeit auch späterhin nicht nachläßt, entschiedene Pläne vollkommen auszubilden, um das zu erreichen, was

man früher für wünschenswert gehalten, so ist denn solcher gemeinsamer Lebensgang höchst erfreulich zu überschauen.

Für das übersendete Werk zum besten dankbar, habe ich schon mit Riemer darüber mehrere Stunden konferiert, zu beiderseitigem Vergnügen und Belehrung. Dieser Freund ist gegenwärtig hier nach seinen Wünschen situiert; von den Schulstunden befreit, kann er seine lexicalischen Arbeiten, welche freilich ganz eigene Aufmerksamkeit und Folge verlangen, ruhig fortsetzen.

Sowie ich höre, haben Sie auch die Sprachkarte, die mir früher so wünschenswert schien, weiter ausgearbeitet, wodurch auch mir eine große Zufriedenheit vorbereitet wird. Ich habe nie unterlassen, über Welt und Menschen fortzudenken, zu sammeln, zu arbeiten, und finde mich dadurch in dem Fall, die Resultate anderer glücklich Mitarbeitenden mir desto reiner zuzueignen.

Und so möge denn dieses Blatt nicht länger weilen, sondern Sie nach einer so langen Pause freundlichst begrüßen.

Weimar, den 18. Juni 1821.

95.

W. (1. Juli 1821.)

Das freundliche Blatt, das Sie mir, verehrtester Freund, unterm 18. d. übersandt haben, hat mich so herzlich gefreut und mir Ihr früheres und immer unverändert gebliebenes Wohlwollen so lebhaft zurückgerufen, daß ich mir nicht versagen kann, Ihnen gleich wieder einige Worte zu sagen. Auch mir bleibt jene Zeit unsers ehemaligen Zusammenseins immer die Epoche meines Lebens, die ich mir am liebsten wieder zu vergegenwärtigen suche. Ich kann sie gleichsam als einen Mittelpunkt ansehen, auf den sich das noch früher Vorbereitete gesammelt hatte, und von dem auf das übrige Leben hin die Bestrebungen ausgingen, die nun nicht mehr von ihrer

Richtung abweichen können. Nichts wirkt so tief auf das Gemüt, als die Verehrung des in der Nähe erkannten Bessern und Höhern, und was ich Ihnen, was dem verewigten Schiller in dieser Rücksicht schuldig bin, wird nie in mir untergehen. Ich werde dessen erst selbst wieder jetzt recht inne, wo ich wieder ganz mir und selbstgewählten Beschäftigungen leben kann. Ich kann wohl sagen, daß das Streben nach diesen immer in mir der Grund geblieben ist, über den Ereignisse und Geschäfte nur wie wechselnde Wellen hinübergitten, aber es ist doch viel besser, sich der reinen und freien Muße zu erfreuen.

Es soll mir unendlich willkommen sein, wenn Sie, teuerster Freund, fortfahren, an meinen wissenschaftlichen Bemühungen freundlichen Anteil zu nehmen. Wenn ich mich hauptsächlich mit Sprachen beschäftige, so ist der Punkt, auf den ich eigentlich ausgehe, der innere Zusammenhang der Sprache mit dem Gedanken, die Abhängigkeit oder Unabhängigkeit dieses und aller geistigen Bildung von der Sprache, welche ihren Organismus nur zum kleinsten Teil von denen, die sie jetzt reden, empfangen, und ihre eigenen Schicksale, wie jedes andere historisch gestaltete Wesen, erfahren hat. Denn es ist nicht abzuleugnen, daß sowohl die grammatischen Formen, von welchen der freie und vielgewandte Gebrauch so mächtig abhängt, als die Geschlechter der Wörter, welche den an sich vagen Begriff auf eine bestimmte Weise geprägt, der Empfindung übergeben, von Anbeginn alles Sprechens an eine Reihe für sich bilden, die es sogar uns bis auf einen gewissen Punkt hin zu erkennen gegeben ist. Gerade dies Problem ist aber auch das schwierigste, und so begegnet es denn auch mir, daß ich bis jetzt fast nur darum herumgehe und oft, blos um nicht müßig zu sein, bei Arbeiten stehen bleibe, die höchstens vorbereitend genannt werden können.

Ich habe durch [A. W.] Schlegels indische Bibliothek[1]) und nachher mündlich durch Wolf erfahren, daß Sie der

Sanskritdichtung nicht hold sind und ich teile bis jetzt durchaus dieselbe Empfindung mit Ihnen. Was ich übersetzt gelesen, hat mich nie angesprochen, und selbst Schlegels Verwandlung der klaren Butter in lauteres Oel und die Vergleichung des kinderschwangern Kürbisses mit dem Ei der Leda hat für mich der Sache nach wenig Reiz mehr gegeben. Auch da ich nun dahin gekommen bin, 10 Gesänge des Nalus mit völliger Erkenntnis der Bedeutungen und grammatischen Formen selbst im Original zu lesen, ist meine Bewunderung nicht mehr rege geworden. Wenn, um nur dies Einzige zu sagen, dem Inhalt das schöne Maß, die anmutige Mitte zwischen dem Kleinlichen und dem Ungeheuern fehlt, woraus doch allein Lieblichkeit und Erhabenheit hervorgehen, so ist in dem Ausdrucke oft Dürftigkeit und abstrakte Trockenheit und in der Wortführung große Schwerfälligkeit in den ellenlang durch Buchstabenanbildung aneiandergeketteten Worten. Sollte sich aber dies Urteil, wie doch auch noch möglich ist, selbst bei weiterm Studium und Lesen nicht abändern, so ist doch auf der andern Seite wahr, daß gerade diese Sprache, die älteste uns bekannte, wahrhaft zu dichterischer und wissenschaftlicher Rede (weit mehr als die hebräische) gebildet ist, und in nicht abzuleugnender Verbindung mit den Sprachen des klassischen Altertums steht. Wenn es nicht unrichtig ist, daß die künstlerische und wissenschaftliche Bildung, die wir in Griechenland und im Grunde dort im Altertum allein, in dieser Art antreffen, bei aller ursprünglichen Fähigkeit der Nation und aller Begünstigung des Schicksals doch auch noch außerdem einen bestimmten, sie möglich machenden Sprachorganismus voraussetzte, so bleibt immer das Indische die Urbedingung zu aller Kultur, die sich von Griechenland aus auch über uns ausgebreitet hat. Dieser Punkt ist es eigentlich, der mich bei dem sehr mühsamen und mehr als man gern sich selbst gesteht, zeitraubenden Studium des Sanskrit festhält, zu dem mich anfangs nur allgemeine Forschungen über die Verwandtschaft der Sprachen anregten.

Man erwartete Sie, liebster Freund, im Laufe des Mais in Berlin[2]). Mir ist es aber sehr lieb, daß Sie damals nicht hingekommen sind. Wir waren nicht mehr dort, und so bleibt uns doch die Hoffnung, daß Sie ein andermal den Ort besuchen, wo wir glücklicher sind. Ich rate Ihnen wirklich, auch abgesehen vom eigenen Vorteil, dazu. Sie werden es dort ganz anders und besser finden, als ehemals. Für die Kunst ist viel und unter dem Vielen nicht weniges zweckmäßig geschehen. Aber ich rate Ihnen doch, so zu kommen, daß Sie sich vielem gesellschaftlichen Treiben entziehen können. Dazu wäre nun mein Vorschlag, nicht den Winter zu wählen, sondern den Sommer, Julius oder August. Sie könnten dann teils bei uns in Tegel (nur eine Stunde Weges von Berlin), teils in unserm Hause in Berlin wohnen, und dieser wechselnde Aufenthalt gäbe Ihnen alle Leichtigkeit, sich Einladungen zu entziehen. Uns gewährten Sie einen unendlichen Genuß, und auch Sie, ich wiederhole es, würden Freude haben. Meine Frau war mit mir hier, sie ist jetzt seit der Hälfte des Monats in Karlsbad. Wie ungünstig ist es für sie, seitdem sie Karlsbad und Teplitz fast regelmäßig besucht, [daß] Sie, liebster Freund, fast von diesen Gegenden Abschied genommen haben. Indes ist es auch ein glückliches Zeichen, daß Ihre Gesundheit dieses Aufenthaltes nicht mehr bedarf.

Von dem, womit Sie in diesem Jahre uns alle beschenkt haben[3]), kann ich Ihnen leider noch nichts sagen. Bei wechselndem Landaufenthalt ist das Kommenlassen von Büchern schwierig. Es bleibt mir also der Genuß bei meiner Rückkunft nach Berlin. Ihre Briefe kommen mir zu jeder Zeit, ich sei dort oder nicht, nach Berlin adressiert, richtig zu. Mit der herzlichsten Anhänglichkeit und Freundschaft

der Ihrige

Humboldt.

Ottmachau bei Neisse, den 1. Julius 1821.



96.

W. Berlin, den 29. November 1821.

Sie haben, liebster Freund, im vergangenen Frühjahr meine Schrift über Spanien so gütig aufgenommen, daß ich mir die Freude nicht versagen kann, Ihnen ein Exemplar einer Abhandlung[1]) zu schicken, die, da sie einen mehr allgemein interessierenden Gegenstand betrifft, eher Ansprüche machen kann, von Ihnen durchlaufen zu werden. Sie wird Ihnen ein Bild der Art geben, wie ich das Sprachstudium, soweit ich es zu treiben vermag, auf einen Punkt hinzuführen suche, der es an die höchsten und allgemeinsten Fragen über Ideenentwickelung und Völkerbildung anknüpft. Bei keiner Art wissenschaftlicher Forschung ist es so nötig, nie zu versäumen, sich von Zeit zu Zeit zu orientieren, und was man in Tatsachen zusammengereiht hat, wirklich in Ideen zu verwandeln. Denn bei keiner verliert man sich sonst so leicht in bloße Schälle und leere Formen. Die Allgemeinheit, in der ich mich in dieser Abhandlung halten mußte, erlaubte mir nicht, in ihr in Einzelnes und Faktisches überzugehen. Aber ich denke nun, nach und nach abgesonderte Teile des Ganzen und diese ganz historisch und empirisch zu behandeln. Erhalten Sie indes meinen Beschäftigungen Ihre gütige Teilnahme und leben Sie heiter und wohl! Meine Frau trägt mir die herzlichsten Grüße an Sie auf. Mit inniger und unveränderlicher Verehrung und Freundschaft

der Ihrige

Humboldt.

97.

G. (24. Dez. 1821.)

Zaudern darf ich nicht, verehrter Freund, für die liebwerte Sendung[1]) zu danken; sie hat mir und dem wackern

Riemer große Freude gemacht, mußten wir doch Ihr treffliches Heft übereinstimmend finden mit unserer Ueberzeugung, frisch aufklärend und weiter deutend, alles anregend, was dem Sprechenden, das heißt dem verständig vernünftigen Menschen, nur Bedeutendes im Innern angehören mag und was sollte nicht noch alles davon zu rühmen sein. Lassen Sie mich nur noch Folgendes herausheben: indem Sie die Sprache als Hülfsmittel gar trefflich anpreisen, geben Sie uns ferner zu bedenken, daß die Sprache, wenn sie auf einen gewissen Punkt gelangt, unveränderlich sei und von ihren anerkannten Mängeln nicht befreit werden könne; demohngeachtet in und aus sich selbst alles menschliche, vom tiefsten bis zum höchsten, aussprechen, ausdrücken, bestimmen und erweitern könne und müsse.

Hierdurch haben Sie mir, mein Teuerster, einen Spiegel vorgehalten, worin ich am Ende meiner Laufbahn erkennen kann, was ich als Dichter und Schriftsteller geleistet habe und was ich hätte leisten sollen.

Hier sei geschlossen, damit wir uns nicht in die Flut wagen, die uns zu verschlingen droht. Bleiben Sie meiner aufrichtigsten Anhänglichkeit versichert und erhalten mir zugleich mit Ihrer Frau Gemahlin ein stetiges Andenken.

Treulichst

Weimar, den 24. Dezember 1821. Goethe.

98.

W. Berlin, den 18. März 1822.

Ich hatte Ihnen schon längst danken wollen, verehrtester Freund, für Ihre gütigen und freundschaftlichen Zeilen vom 24. Dezember v. J., allein es war immer unterblieben. Jetzt tue ich es, indem ich Ihnen eine neue Arbeit[1]) schicke, die Ihnen sonst nicht zu Gesicht kommen möchte. Es wird Ihnen

vielleicht eine sonderbare Grille scheinen, die Geschichte gerade mit der Kunst zu vergleichen. Allein in mir liegt diese Idee schon lange, und sollte nicht auch wirklich etwas sehr Aehnliches in der Darstellung menschlicher Gestalt und menschlicher Handlungen liegen? In dem, was ich über die Kunst selbst sage, darf ich noch eher auf Ihre Uebereinstimmung rechnen. Nur wenn die Gestalt von innen heraus aufgefaßt wird, kann sie wieder in ihrem Ganzen dargestellt werden. Man vergißt das bei Theorien und Kritiken der Kunst zu oft und will von außen zusammensetzen und so, daß die Idee des Ganzen erst daraus nachher hervorgehe, was mir gerade als der verkehrte Weg erscheint.

Was ich über die historische Wahrheit und die buchstäbliche Treue der Erzählung sage, wünsche ich vor allem Ihrer Prüfung zu empfehlen. Sie haben sich viel mit naturgeschichtlichen Erscheinungen beschäftigt, und es hat Ihnen vor allem daran gelegen, die Tatsachen rein und treu darzustellen. Sie wissen daher am besten, was es heißt, die Erscheinung rein aufzunehmen und wie man es anzufangen hat, um aus den einzelnen Teilen derselben sie als Ganzes aufzunehmen. Ein Wort Schillers ist mir immer gegenwärtig geblieben und hat mir bei dieser Arbeit oft vorgeschwebt. Er sprach davon, daß man seine historischen Aufsätze zu dichterisch gefunden und schloß: und doch muß der Geschichtsschreiber ganz wie der Dichter verfahren. Wenn er den Stoff in sich aufgenommen hat, muß er ihn wieder ganz neu aus sich schaffen. Dies schien mir damals parador und ich verstand es nicht recht. Der Bemühung, mir es nach und nach klar zu machen, dankt diese Abhandlung großenteils ihr Entstehen.

Aber verzeihen Sie, daß ich lang werde. Nur weiß ich, daß auch Sie gern an den erinnert werden, mit dem wir beide so viele Tage in heiterm und wechselsweise belehrendem Gespräch verlebten, der für alles Regsamkeit besaß und alles

aus eigenem großen Geiste beurteilte und gestaltete. Diese Zeiten bleiben immer meine schönsten Erinnerungen.

Meine Frau grüßt Sie aufs freundlichste. Leben Sie herzlich wohl und erhalten Sie uns Ihr gütiges Andenken. Mit der innigsten Verehrung und Anhänglichkeit

Ihr

Humboldt.

99.

W. (3. Juni 1823.)

Ich habe Sie, verehrtester Freund, in Jahren nicht gesehen, und es verlangt mich recht herzlich, wieder einmal mit Ihnen zusammenzukommen. Ich habe mir fest vorgenommen, das Jahr nicht zu Ende gehen zu lassen, ohne Sie, wenn Sie es mir erlauben, auf ein paar Tage zu besuchen. Ich wünschte daher die Zeit mit Ihnen wenigstens ungefähr zu verabreden, und Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mir in einigen Zeilen auf diese antworten, und den Brief unter meiner gewöhnlichen Adresse nach Ottmachau bei Neisse in Schlesien mit dem Zusatze: an Herrn Amtsrat Menzel abzugeben, wollten abgehen lassen.

Die Zeiten, wo ich, wenn nicht unvorhergesehene Hindernisse eintreten, würde bei Ihnen sein können, wäre in den ersten vierzehn Tagen des August oder in den ersten vierzehn des September, oder nach dem 20., 25. Oktober. Sobald ich weiß, zu welchen dieser Epochen ich Sie am sichersten treffe, bestimme ich mich dann nach meinen eigenen Umständen, schreibe Ihnen aber noch einmal bestimmter.

Ich wünschte nur zu wissen: ob Sie wohl gewiß zu einer dieser Perioden und welcher in Weimar oder Jena, und an welchem beider Orte sind? und zugleich, wie es mit den Planen des Großherzogs ist, ob Se. Königliche Hoheit, soviel



Ihnen bekannt ist, zu den gedachten Epochen in Weimar sein werden?

Welchen innigen und lebhaften Anteil meine Frau, die sich Ihnen auf das herzlichste empfiehlt, und ich an Ihrer Gesundheit genommen, wie uns Ihre Krankheit geschmerzt und beunruhigt, wie unendlich die Wiedergenesung gefreut hat[1]), kann ich Ihnen nicht aussprechen. Möge der Himmel Sie uns allen noch recht lange erhalten. Nur solange ich Sie in Gesundheit und Kraft weiß, glaube ich mit der glücklichsten und besten Periode meines eigenen Lebens in lebendiger Verbindung zu stehen.

Leben Sie herzlich wohl und erhalten Sie mir Ihr gütiges und wohlwollendes Andenken. Mit der innigsten Verehrung und Freundschaft

der Ihrige

Humboldt.

Berlin, den 3. Junius 1823.

Meine Frau geht Ende Julius nach Karlsbad und nach dort gebrauchter Kur nach Marienbad. Wenn Sie vielleicht auch dorthin kämen, wie unendlich würde sie sich dessen freuen!

100.

G. Weimar, am 22. Juni 1823.

Ihr Brief, teurer, verehrter Freund, kam zur merkwürdigen Stunde, die ihn doppelt interessant macht; eben waren die Schillerschen Briefe[1]) gesammelt und ich betrachtet sie vom Anfang durch und da find ich denn die schönsten Spuren unseres glücklichen und fruchtbaren Zusammenseins. Die Einladung zu den Horen macht den Anfang mit einem Schreiben vom 13. Juni 1794. Da es denn so weiter fortgeht und sich mit jedem Briefe die Verehrung des außerordentlichen Geistes, die Freude über dessen Einwirkung auf

unsere Gesamtbildung steigert und erhöht. Seine Briefe sind ein unendlicher Schatz, dergleichen Sie auch reichlich besitzen, und wie man durch sie bedeutend vorwärts gekommen, so muß man sie wieder lesen, um vor Rückschritten bewahrt zu sein, wozu uns die liebe Umwelt täglich und stündlich einzuladen geneigt ist.

Denken Sie sich nun selbst, mein Wertester, wie höchst willkommen Ihre Anmeldung mir in diesem Augenblicke erscheint, worauf ich denn nach reiflichem Nachdenken freundlichst raten wollte, gegen Ende Oktobers bei uns einzutreffen. Sollten die Götter nicht anders über uns disponieren, so finden Sie mich, und was Ihnen sonst lieb und wert ist, gewiß allhier versammelt, stille, vertrauliche Kommunikation kann mit geselligen Unterhaltungen gar anmutig abwechseln und wir erfreuen uns vor allen Dingen eben an dem Schillerschen Briefwechsel, da Sie denn auch von Ihrer Seite einige Jahrgänge mitbringen und wir in fruchtreicher Gegenwart uns an den früheren schönen Blüten aufs neue auferbauen und erquicken können. Riemer empfiehlt sich aufs dringendste, es geht ihm gut, unser Verhältnis [ist] bleibend, wechselseitig, förderlich und nützlich. Hofrat Meyer ist nach Wiesbaden abgereist, seine Gesundheit ist leider nicht die beste.

Zwei neue Hefte, zu Kunst und Altertum und zur Naturwissenschaft[2]), sind im Begriffe zu erscheinen; die Früchte meiner Winterbeschäftigung. Sie waren glücklicherweise so sorgfältig eingeleitet, daß meine Uebel und die darauf folgende Krankheit unserer Frau Großherzogin, die uns alle, besonders aber mich Wiedergenesenden in Furcht und Sorge setzte, kein bedeutendes Hindernis entgegenstellten.

Darf ich mich Ihrer Frau Gemahlin bestens empfohlen wissen, wobei ich nicht zu versichern brauche, daß Sie gewiß auch unsern gnädigsten Herrschaften höchst willkommen sein werden. In meiner Häuslichkeit entgegnen Ihnen Kinder und

Enkel[3]) mit fröhlichen Gesichtern, die nächsten Freunde versammeln wir nach Wunsch. Mögen Sie mir in der Zwischenzeit etwas vermelden, so bitte solches hierher unter meiner Adresse, da es mir denn jedesmal baldigst zukommen wird.

Und nun empfehle ich mich Ihrer teuren Frau Gemahlin zum allerbesten, möge das Glück mich unter diesen Umständen auch wieder einmal an ihre Seite bringen. Verzeihung einer etwas zerstreuten und aufs Einpacken deutenden Schreibart.

Weimar, den 22. Juni 1823.

101.

W. (3. Nov. 1823.)

Ihren so sehr gütigen und freundschaftlichen Brief vom 22. Junius habe ich unbeantwortet gelassen, verehrtester Freund, weil ich Sie in den böhmischen Bädern wußte, das Schreiben überhaupt etwas Umständliches ist, und ich ja die frohe und nicht ferne Aussicht zur mündlichen Unterhaltung hatte. Zuerst also nur meinen wärmsten und herzlichsten Dank für die gütige Art, wie Sie diesen meinen Plan aufgenommen haben. Ich reise in wenigen Tagen von hier ab und treffe vor dem 15. d. in Weimar ein. Den Tag kann ich noch nicht bestimmen, allein sowie ich nur im Wirtshause abgestiegen bin, eile ich zu Ihnen, wo ich Sie bitte, mich im voraus Ihren liebenswürdigen Kindern zu empfehlen. Ich freue mich unendlich, acht Tage mit Ihnen und in Erinnerung alter und neuer Zeiten zu genießen.

Auch den neuen Heften, von denen Sie reden, sehe ich mit Vergnügen entgegen. Solche, die seit dem Junius d. J. erschienen wären, sind mir hier noch nicht vorgekommen, mit so großer Belehrung und Freude, wie nicht weniger herzlichem Danke für die freundliche Erwähnung meines Bruders und meiner[1]), ich auch alle frühern gelesen habe.

Von den Schillerschen Briefen sollte ich allerdings Jahrgänge besitzen. Allein ich ließ sie, nur friedliche Zeiten gewohnt, bei meiner Abreise nach Italien in Tegel zurück, und mein Haus wurde dort von den Franzosen geplündert und alle meine Papiere zerstreut. So hat sich, ich weiß selbst nicht durch welchen Zufall, nur ein einziges, nicht bedeutendes Paket gerettet. Dies bringe ich Ihnen mit.[2])

Dagegen wünschte ich mir wohl auf einige Zeit von Ihnen die Beschreibung spanischer Bilder von meiner Frau zu erbitten. Es kommen uns so oft Gelegenheiten, Notizen daraus zu bedürfen, und wir haben keine Abschrift. Ich habe aus Ihren Heften gesehen, wie schön Sie Ihre Papiere geordnet haben. Da ist es Ihnen hoffentlich leicht, diese zu finden. Denn Mühe müßte es Ihnen freilich nicht machen.

Sollten Sie, teuerer Freund, Se. Königliche Hoheit den Großherzog[3]) sehen, so bitte ich Sie, ihm zu sagen, wie ich mich freue, ihm persönlich meine Ehrfurcht zu bezeugen. Es hat mich sehr glücklich gemacht, daß der Großherzog die Gnade gehabt hat, mich in Tegel zu besuchen.

Meine Frau hat unendlich bedauert, nur so kurz mit Ihnen zusammen gewesen zu sein.[4]) Doch waren ihr die wenigen Stunden ein Genuß, für den sie Ihnen noch herzlich dankt. Sie trägt mir die freundschaftlichsten Grüße an Sie auf.

Und nun bis zum Wiedersehen mit der innigsten Verehrung und Freundschaft

der Ihrige

Humboldt.

Berlin, den 3. November 1823.

102.

W. [November 1823.]

Wie haben Sie geschlafen, teuerer Freund?[1]) Darf ich Sie wohl fragen, ob das Manuskript über die Grammatik der

guaranischen (im Katalog steht fälschlich guajanischen), chiquitikischen und arawakischen Sprache aus Jena angekommen ist, und Sie bitten, im Falle es nicht da wäre, den nötigen Brief deshalb entweder dem Großherzog, oder mir zu schicken? Se. Königliche Hoheit haben mich gestern früh gefragt, und wünschten Antwort. Nach 11 Uhr freue ich mich sehr, Sie zu sehen. Früher fürchte ich, Sie zu belästigen. Leben Sie herzlich wohl.

20. H.

Guaranica
Chiquitica
Arawakica.

103.

G. 8. März 1824.

Nur ein ausrufendes Wort! — Tausend Dank für die überschickte Götterstirne,[1]) die jedem Augenblick Freude und Schmerz zugleich gewährt. Mögen Sie meiner immerfort gedenken, wie ich Ihrer und der teuren Ihrigen. Aus Ottiliens Erzählung leuchtet hervor, wie viel Freundliches sie Ihrem häuslichen Kreise schuldig geworden.[2])

Darf ich den Ueberbringer, Herrn Sterling,[3]) einen jungen Engländer, empfehlen. Er ist es, der mich mit Lord Byron in Verhältnis gebracht hat und dem ich dagegen auch recht was Gutes erzeigen möchte. Dies geschieht, indem ich Ihnen solchen vorstelle.

104.

G. 18. Juli 1825.

Gar manches, verehrter Freund, was ich mir nach Berlin schon längst ausdachte und intentionierte, wird rege durch Zelters Gegenwart,[1]) dem ich einiges mitzugeben glücklicherweise gedrungen bin und so möge denn auch gegenwärtiges auf gut Glück vom Stapel laufen.

Erzählen wird der tüchtige wunderliche Freund, daß er mich in der Hauptsache wohl und nach meiner Weise tätig gefunden. Die Ausgabe meiner Werke[2]) einzuleiten und ein abzudruckendes Exemplar zu sichern, erfordert viel Aufmerksamkeit, die schnell zugestandenen Privilegien der deutschen Bundesstaaten einzeln aufzusammeln brauchte es die Bemühung eines ganzen Jahres, doch wurde diese schon gar sehr belohnt durch den Ernst des kaiserlich Oesterreichischen und die Anmut des Königlich Preußischen Dokumentes. Wie denn mit dankbarer Anerkennung die freundlichsten Aeußerungen der sämtlichen Verbündeten bei mir zusammen aufbewahrt werden.

105.

W. (16. Mai 1826.)

Es ist unendlich lange her, daß ich Ihnen nicht geschrieben habe, teuerster Freund, aber ich habe gefürchtet, Ihnen bei Ihrer so schön und fruchtbringend eingeteilten Zeitanwendung mit meinen Briefen lästig zu werden, und es hat mir nie an sichern und genauen Nachrichten über Ihr Befinden gefehlt. Recht herzlich habe ich mich dann Ihrer Gesundheit und Ihrer Geistesheiterkeit und Geistestätigkeit gefreut. Mögen Sie noch recht viele Jahre ungestört und ungetrübt so fortdauern; wen die allgemeine Teilnahme seines Vaterlandes so wie Sie, verehrtester Freund, begleitet, der muß schon darin eine Bürgschaft mehr gegen die Wechsel des Schicksals haben.

Ich benutze heute die Gelegenheit, welche mir die Abreise eines Mannes darbietet, den ich wohl meinen ältesten Freund nennen kann, des Staatsrats Kunth.[1]) Er wünscht sehnlich Ihre Bekanntschaft zu machen, da ihm bisher nie das Glück geworden ist, Sie zu sehen. Sie werden in ihm einen von Gesinnung würdigen und vielseitig ausgebildeten Mann fin-

den. Er wird bei uns zu den wichtigsten Geschäften im Fache des Handels und der Gewerbe gebraucht, besitzt aber außerdem eine in dem Grade seltene, allgemeine Bildung, Kenntnis des Altertums und auswärtiger Literatur. Mir und meinem Bruder Alexander ist er besonders teuer, da er unsere Erziehung von unserm 10. und 8. Jahre an bis zur Universität ausschließend geleitet hat, und wir gewiß ihm nur die Richtungen schuldig sind, die wir nachher im Leben genommen. Sie werden mich daher unendlich verbinden, teuerster Freund, wenn Sie ihm eine freundliche und gütige Teilnahme schenken wollen.

Ich bin so frei, dem Staatsrat Kunth eine Abhandlung[2]) von mir mitzugeben, die vor kurzem gedruckt worden ist, und bitte Sie, dieselbe als ein Zeichen des Andenkens zu behalten. Vielleicht interessierte es Sie, einen Blick auf die letzten Seiten von p. 18 an zu werfen, wo historisch von der alten mexikanischen und peruanischen Kultur Perus und den Knotenschnüren Perus die Rede ist. Denn sonst weiß ich, daß Sie, teuerster Freund, was ich auch durchaus billige und bei jedem für notwendig halte, die Regel haben, nicht leicht zu lesen, was nicht gerade auf dem Wege Ihrer Untersuchung liegt, und ich zweifle, daß der Gegenstand dieser meiner Arbeit sich dessen jetzt zu erfreuen hätte.

Meine Frau trägt mir die herzlichsten Grüße an Sie auf und empfiehlt sich Ihrem gütigen und freundschaftlichen Andenken. Sie hat sehr viel in diesem Winter an gichtischen Uebeln gelitten und ist noch jetzt nicht ganz befreit. Möchte ihr die wärmere Witterung, die doch endlich erscheinen muß, wohltätig sein!

Mit der herzlichsten und innigsten Verehrung und Freundschaft

der Ihrige

Humboldt.

Berlin, den 16. Mai 1826.

106.

W. (30. Sept. 1826.)

Ich schicke Ihnen, verehrter Freund, die Inlage,[1]) um mich in Ihr Andenken zurückzurufen. Denn sonst weiß ich nicht, ob, da Sie dem Indischen nicht hold sein sollen, und die Metaphysik, noch zu Fichtes Zeit, oft ein Gegenstand unsers Scherzes war, ich Ihnen mit meinem indischen Gedicht gelegen komme. Auch bin ich weit entfernt, Ihnen zuzumuten, es zu lesen. Aber ich denke mir, daß es Ihnen Spaß machen könnte, darin zu blättern, und in den übersetzten Stellen neben dem eigenen Metrum die sonderbaren Sprüche und Gleichnisse und das wunderbare Wesen dieser Vertiefung in Betrachtung zu ziehen. Auf jeden Fall aber schmeichle ich mir, daß Sie dabei meiner freundlich gedenken werden, sowie ich mit herzlicher Freude diese Gelegenheit ergreife, Ihnen einige Worte zu sagen.

Von allen Seiten höre ich, wie wohl und rüstig Sie sind, und kann Ihnen nicht ausdrücken, teuerster Freund, wie unendlich mich das freut. Möge ein gütiges Schicksal Ihnen noch lange diese Kräfte und diese Gesundheit schenken.

Meiner Frau, die sich Ihnen herzlich empfiehlt, ging es recht schlimm. Allein der Gebrauch des Gasteiner Bades hat ihr sehr wohlgetan, und ich hoffe nun einen recht leidlichen Winter.

Ich darf Sie wohl bitten, das zweite Exemplar meiner Abhandlung unserm Freunde Riemer mit meinen besten Grüßen zu geben.

Mit der innigsten Verehrung und Freundschaft

der Ihrige

Humboldt.

Tegel, den 30. September 1826.

Ich erwarte meinen Bruder in wenigen Tagen. Er wird nur einige Wochen bleiben, und freut sich unendlich, auf seiner Rückreise Sie in Weimar zu besuchen und dem Großherzog seine Aufwartung zu machen.

107.

G. (22. Okt. 1826.)

Brief und Sendung, verehrtester Freund, gaben mir ein sehr erwünschtes Zeichen fortdauernden Andenkens und freundlicher Teilnahme. Möchte ich nur auch von Ihrem Wohlbefinden gleichermaßen versichert sein; ich für meine Person habe mich nicht zu beklagen: ein Schiff, das nicht mehr die hohe See hält, ist zu einem Küstenfahrer vielleicht immer noch nütze.

Ich habe den ganzen Sommer zu Hause zugebracht und ungestört an der Ausgabe meiner Werke fortgearbeitet. Erinnern Sie sich wohl noch, mein Teuerster, einer dramatischen Helena, die im zweiten Teile von Faust erscheinen sollte? Aus Schillers Briefen vom Anfang des Jahrhunderts sehe ich,[1]) daß ich ihm den Anfang vorzeigte, auch daß er mich zur Fortsetzung treulich ermahnte. Es ist eine meiner ältesten Konzeptionen, sie ruht auf der Puppenspiel-Ueberlieferung, daß Faust den Mephistopheles genötigt, ihm die Helena zum Beilager heranzuschaffen. Ich habe von Zeit zu Zeit daran fortgearbeitet, aber abgeschlossen konnte das Stück nicht werden, als in der Fülle der Zeiten, da es denn jetzt seine volle 3000 Jahre spielt, von Trojas Untergang bis zur Einnahme von Missolunghi. Dies kann man also auch für eine Zeiteinheit rechnen, im höheren Sinne; die Einheit des Orts und der Handlung sind aber auch im gewöhnlichen Sinne aufs genaueste beobachtet. Es tritt auf unter dem Titel:

Helena
klassisch-romantische
Phantasmagorie.
Zwischenspiel zu Faust.[2])

Das heißt denn freilich wenig gesagt, und doch genug, hoff' ich, um Ihre Aufmerksamkeit auf die erste Lieferung lebhafter zu richten, die ich von meinen Arbeiten zu Ostern darzubieten gedenke.

Dann frag' ich mit mehr Zuversicht: Sie erinnern sich wohl noch eines epischen Gedichts, das ich gleich nach Beendigung von Hermann und Dorothea im Sinn hatte: Bei einer modernen Jagd kamen Tiger und Löwe mit ins Spiel; damals rieten Sie mir die Bearbeitung ab und ich unterließ sie; jetzt, beim Untersuchen alter Papiere, finde ich den Plan wieder und enthalte mich nicht, ihn prosaisch auszuführen, da es dann für eine Novelle gelten mag, eine Rubrik, unter welcher gar vieles wunderliche Zeug kursiert.[3])

Das Bild eines recht lebendigen Weltlebens ist übrigens in dieser letzten Zeit in meine Klause gekommen, das mich sehr unterhält: das Journal des Herzogs Bernhard von Weimar,[4]) der im April 1825 von Gent abreiste und vor kurzem erst wieder bei uns eintraf. Es ist ununterbrochen geschrieben und da ihn sein Stand, seine Denkweise, sein Betragen in die höchsten Regionen der Gesellschaft einführten, er sich in den mittleren Zuständen behagte und die geringsten nicht verschmähte, so wird man auf eine sehr angenehme Weise durch die mannichfaltigsten Lagen durchgeführt, welche unmittelbar anzuschauen mir wenigstens von großer Bedeutung war.

Nun aber muß ich versichern, daß mir und Riemern das übersendete Programm recht zugunsten gekommen, und über Sprache und Philosophie zu verhandeln gar löblichen Anlaß gegeben.[5]) Abgeneigt bin ich dem Indischen keineswegs, aber ich fürchte mich davor, denn es zieht meine Einbildungskraft ins Formlose und Difforme, wovor ich mich mehr als jemals zu hüten habe; kommt es aber unter der Firma eines werten Freundes, so wird es immer willkommen sein, denn es gibt

mir die erwünschte Gelegenheit, mich mit ihm zu unterhalten von dem, was ihn interessiert und gewiß von Bedeutung sein muß.

Nun aber, da ich mich zum Schlusse anschicke, vermelde ich nur, daß ich beschäftigt sei, die aufgelösten Wanderjahre in ihren alten und neuen Teilen als zwei Bände zusammenzu fassen und zu vereinigen,[6]) bei welcher Arbeit mir nichts erfreulicher sein könnte, als den Hauptwanderer, Ihren hochverehrten Herrn Bruder bei uns zu begrüßen und von seiner immer gleichen Tätigkeit unmittelbar zu vernehmen, wie ich denn auch Ihrer teuern Frau Gemahlin die besten Nachwirkungen der in so hohen Regionen gesuchten Kur herzlich anzuwünschen nicht unterlasse

und so für und für
in treulichster Teilnahme

Goethe.

Weimar, den 22. Oktober 1826.

108.

W. Berlin, 12. Februar 1829.

Ich hatte, seitdem ich das Glück hatte, Sie das letzte Mal zu sehen, verehrtester Freund, wo Sie mich so ungemein freundschaftlich und liebevoll aufnahmen,[1]) mehrere Male den Gedanken, Ihnen zu schreiben, ließ mich aber immer durch die Furcht abhalten, Ihnen mit meinen Briefen lästig zu werden. Die Beschäftigungen, die ich jetzt ausschließlich treibe, können keinen Anspruch darauf machen, zu dem Kreise zu gehören, der Sie lebhaft interessiert, und darum sandte ich Ihnen auch die Kleinigkeiten nicht zu, die ich in dieser Zwischenzeit drucken ließ. Sie sagten mir einmal, daß Sie, was ich sehr natürlich finde, jetzt Ihre Zeit nur für solche Lektüre verwendeten, die auch Ihnen gleich unmittelbar Veranlassung zu eigener Beschäftigung gäbe.

Jetzt wage ich es aber doch, Ihnen, teuerster Freund, die Anlage[2]) zuzuschicken. Sie dankt ihre Entstehung zwar einem äußern Zwecke und enthält vieles, was sich nur auf diesen bezieht. Allein zugleich habe ich diese Veranlassung benutzt, um einige allgemeine Ideen über Kunst zu entwickeln, und auch manches sagen wollen und den Verhältnissen nach sagen müssen, was die gegenseitigen Beziehungen des Publikums und der Künstler aufeinander betrifft. Es sollte mir eine große und wahrhaft belebende Freude sein, wenn Sie diesen Ideen einigen Anteil schenkten. Was Sie mir sagten oder schrieben, ist so oft für mich eine Quelle der Belehrung und der Ermutigung zu neuer Arbeit geworden, daß mir die gegenwärtige vorzüglich durch die Hoffnung lieb geworden ist, daß die darin angeregten Ideen vielleicht Ihnen einiges Interesse abgewinnen könnten. Sollten Sie einige Worte darüber in Ihrem Kunst und Altertum sagen wollen, so bitte ich Sie, mit dem Produkt ganz frei umzugehen und so viel davon abdrucken zu lassen, als Ihnen gut dünkt.[3]) Die Verhandlungen unsers Vereins kommen ohnehin nicht in den Buchhandel, sondern nur in die Hände der Mitglieder. Das Kunstwerk, dessen ich Seite 13 erwähne, ist die zweite Grabstatue, welche Rauch von der hochseligen Königin verfertigt hat. Sie steht jetzt in einem Pavillon des Gartens des neuen Schlosses bei Potsdam. Ich darf voraussetzen, daß Sie schon durch Rauch selbst diese Arbeit kennen. Sie ist in allen Beziehungen vortrefflich, und die Behandlung der Draperie ebenso meisterhaft, als die des Kopfes und der Arme.

Die erschienenen Teile Ihres Briefwechsels mit Schiller[4]) habe ich mit unendlicher Freude gelesen. Sie haben mir nicht den Eindruck eines Buches, sondern einer schönen verlebten Zeit gemacht. Es hat mich aufs neue gerührt, welche freundschaftliche Stellung Sie beide mir damals zwischen sich erlaubt hatten, und wie oft Ihre Briefe Zeuge davon sind.

Ich sehe dies als das schönste Denkmal an, das mir hätte für die Nachwelt gewährt werden können.

Was ich in der neuen Ausgabe Ihrer Werke gelesen habe, hat mir einen unendlichen Genuß verschafft. Es ist aber eine unglückliche Idee des sonst sehr braven Cotta, die Oktavausgabe zurückzuhalten und die Duodezausgabe allein zu geben.[5]) Meine Augen erlauben mir nicht mehr, diese selbst zu lesen, und so sehr es ein zehnfacher Genuß ist, Sie, teuerster Freund, Ihre Arbeiten selbst vortragen zu hören, so ist es kaum, für mich wenigstens, ein halber, sie sich von einem andern vorlesen zu lassen.

Meine Frau trägt mir die herzlichsten und liebevollsten Grüße auf. Sie war sehr, sehr krank, und es gab im November und Dezember Wochen, wo ich mich dem schrecklichen Augenblicke, sie zu verlieren, sehr nahe glaubte. Diese nahe drohende Gefahr ist jetzt vorüber, aber die wohltuende Empfindung des ruhigen Besitzes, wo man keine andere Unsicherheit vor sich sieht, als die allgemeine Ungewißheit aller menschlichen Dinge, ist nicht wiedergewonnen, und ich weiß nicht, ob ich sie wiedergewinnen werde. Das Zusammenleben mit meiner Frau war und ist die Grundlage meines Lebens, ich fühle mich daher in meinem Innersten angegriffen und zerstört. Ich sage nichts weiter darüber, weil ich Sie nicht auch betrüben möchte.

Leben Sie herzlich wohl und sagen Sie mir bald mit einigen gütigen Zeilen, daß es Ihnen nicht unlieb war, daß ich mich in Ihr Andenken zurückrief. Mit der innigsten Verehrung und Freundschaft

der Ihrige

Humboldt.

109.

G. Weimar, den 1. März 1829.

Ihr wertes Schreiben, teuerer, verehrter Freund, ob es mich schon zu einem schmerzlichen Anteil aufrief, war mir höchst willkommen, indem es mich des wünschenswertesten Anteils und fortdauernden herzlichen Zutrauens versicherte. Mir aber werden Sie nach so vieljährigen Verhältnissen auch ohne Beteurung glauben, daß mein Andenken immer lebhaft und das Aufhorchen aus der Ferne immer tätig sei, im Stillen hier und da zu vernehmen, wie es denjenigen ergehe, die ich nicht anders als an und in mein Leben gegliedert betrachten kann. Den gefährlichen Zustand Ihrer Frau Gemahlin habe ich schon seit einiger Zeit vernommen. Auch dieser habe ich ja unter meinen frühesten Verhältnissen zu gedenken und erinnere mich noch recht gut der Zeit, wo ich in Erfurt das Gedicht: Geheimnisse,[1]) kaum als es geschrieben war, in ihrer Gegenwart vorlas und großen Anteil erweckte, wie ich denn auch des Malteserritters oft gedenken muß, der sich nach ihr so eifrig in Palermo erkundigte.[2]) Möge derselben nach meinem Wunsche noch manche gute Stunde gegönnt sein.

Bei dem stillen Lebenswandel, den ich gegenwärtig führe, ist meine Beschäftigung gleichsam nur testamentarisch. Das Original meiner Werke dergestalt zuzurichten, daß die vierzig Bände auf jeden Fall auch ohne mein Zutun abgedruckt werden können, ist gegenwärtig meine nächste Sorge. Ist nun dieses zunächst abgetan, so hat sich so viel gehäuft, das auch reguliert und zurechte gestellt sein will, daß ich eigentlich auf mehr Jahre als billig Arbeit vor mir sehe, und nur immer daran zu denken habe, wie ich jeden Tag das Nötigste vorwärts schiebe und beseitige.

Sodann hat mich die Beilage Ihres Schreibens mit ähnlichen Gedanken beschäftigt; ich habe sie mit großem Vergnügen gelesen und wüßte durchaus nichts, was meiner Denk-

art über diese Angelegenheit im mindesten widerspräche. Die Absicht ist höchst löblich, das Unternehmen war, bei dem Zustand unserer Kunst und Künstlerwelt, notwendig und unerläßlich. Wir bilden Künstler, Künstler bilden sich ohne unser Zutun, und wo sollen die Käufer aller Arbeiten herkommen? Aktien auf gut Glück, Verlosung mit unwahrscheinlichem Gewinn, Belohnung durch den Gedanken, etwas Gutes gestiftet zu haben und was dergleichen mehr ist, mußten eingeleitet und durch einflußreiche Männer gefördert werden.

Wir in unserm kleinen Kreise fühlten schon längst die Unzulänglichkeit unserer Mittel, deswegen haben wir uns voriges Jahr an den Dresdener Verein[3]) angeschlossen und sind mit etwa vierzig Aktien zu demselben getreten. Bei Verhandlung hierüber kam zur Sprache, ob ein Verhältnis zu dem Berliner nicht vorzuziehen sei, welchen Vorschlag aber die von Ihren Statuten ausgesprochene Abschließung der Fremden nicht begünstigte. Dies gibt mir schon die Ueberzeugung, daß Ihr Vorschlag sehr der richtige sei: hierin jede Beschränkung aufzuheben. Ohne diese hätten Sie sich wahrscheinlich zum Mittelpunkte der bildenden Künste vom nördlichen Deutschland gemacht, denn es scheint, daß die übrigen Zweige des sächsischen Hauses auch unserm Beispiel, sich dem Dresdener Verein anzuschließen, zunächst folgen werden.

Es ist eigen, daß die Düsseldorfer Schule von einem Berliner Künstler angeführt,[4]) sich so bedeutend hervortut. Am Rhein und in den niederländischen Gegenden bleibt eine gewisse heitere Sinnlichkeit durchaus lebendig. Die gesunde derbe Natur, die sich im 17. Jahrhundert dort so unvergleichlich hervortat, waltet noch fort, und es ist zu wünschen, daß die Unserigen sich an diesem Beispiel und Vorgang ermannen und von ihren frömmelnden Ritterlichkeiten erholen mögen.

Ueber die Angelegenheiten der Vereine hab' ich zeither Gelegenheit gehabt, vielfach nachzudenken, und werde mich



wohl auch hierüber in dem nächsten Stück: Kunst und Altertum zu erklären suchen.[5]) Gar manches hierauf Bezügliche steht fest, und man wird wohltun, dabei zu beharren; manches jedoch ist problematisch, hängt auch wohl von Zeit und Umständen ab, hierüber möcht' es wohl Pflicht sein, Erfahrungen und Ueberzeugungen mitzuteilen.

Die herrlichen Früchte, die wir von Ihres Herrn Bruders [asiatischen] Reise zu erwarten haben, wünsche an meinem Teil auch dankbar hinzunehmen. Da ich ihn mit meinen Gedanken überall hin begleite, so empfehle ich mich ihm zum schönsten mit dem Wunsche, er möge meiner bei interessanten Gegenständen, in bedeutenden Augenblicken als eines wahrhaft Teilnehmenden bestens gedenken.

Aufrichtig zu sagen, so möchte ich jetzt, indem ich schließen will, von vorn anfangen, da mir so unendlich vieles im Sinne liegt, was ich mitteilen möchte, wie denn auch das schon Ausgesprochene weiter ausgeführt werden könnte. Den eifrigen Wunsch will ich jedoch hinzufügen, daß die Tage, die wir noch zusammen auf Erden zu erleben haben, von erträglichen Leiden und mäßigem Genuß mögen begleitet sein; sowie an treuen wechselseitigen Gesinnungen gewiß niemals ein Mangel sein wird.

110.

W. (4. Sept. 1830.)

[Von fremder Hand.]

Sie müssen verzeihen, verehrtester Freund, daß ich Ihnen nicht eigenhändig schreibe. Ich habe aber seit einiger Zeit eine gewisse Schwerfälligkeit in der Hand, welche meine Schrift undeutlich und langsam macht. Ich muß daher, wie Sie ja aus andern Gründen auch tun, sehr viel diktieren. Ich habe sehr lange geschwiegen, weil das Schreiben eigentlich nur unterhaltend und anziehend ist, wenn man sich nach kurzen

Zwischenräumen immer persönlich wiedersieht. Heute ist es meine Absicht, Ihnen zu sagen, wie angelegentlich ich mich in diesen letzten Monaten und namentlich während meines Aufenthaltes in Gastein, mit Ihnen beschäftigt habe. Ich hatte im vergangenen Winter, den ich ganz und meistenteils allein hier auf dem Lande zugebracht hatte, meinen Briefwechsel mit Schiller redigiert, und eine Vorerinnerung dazu geschrieben, von der ich herzlich wünsche, daß sie sich Ihren Beifall erwerben möge.[1]) Ich hatte auf diese Weise mit meinen Gedanken und Empfindungen in jenen glücklichen Jahren gelebt, wo ich Ihnen und Schillern nahe war und an die sich alles, was mir das Teuerste und Liebste an mir selbst ist, anknüpft.

Als ich eben mit dieser Arbeit fertig geworden war, erhielt ich die Schilderung Ihres zweiten Aufenthalts in Rom[2]) und Herr von Varnhagen[3]) hatte die Freundlichkeit, mir anzubieten, von derselben in unsern Jahrbüchern[4]) eine Anzeige zu machen. Dies habe ich getan, und ich verdanke dieser Beschäftigung die genußreichsten Wochen, die mir lange geworden sind. Die Gedanken anhaltend auf Sie und Rom zugleich zu richten, führten mich auf so viele und so wichtige Ideen, daß mir eher die Auswahl schwer wurde, die ich daraus für eine doch immer zu kurze Anzeige machen mußte. Ich habe, indem ich von Ihnen spreche, zu zeigen gesucht, daß Ihre Beschäftigungen mit Naturwissenschaften eins sind mit Ihrem Dichtungsgenie, und daß beide aus dem Tiefsten Ihres Wesens, aus Ihrer Art, die Dinge anzusehen und sich einen Begriff von ihrer Gestaltung zu machen, herstammen. Mit unendlicher Freude habe ich erst, als jene Arbeit schon abgegeben war, aus einer Stelle des 30. Teils Ihrer Werke[5]) gesehen, daß Sie ungefähr dasselbe über sich selbst aussprechen. Ich darf daher in der Entwicklung dieser Ansicht im voraus auf Ihre Zustimmung rechnen. In Rücksicht auf Rom hat es mich gefreut, obgleich ich dessen nicht erwähnt

habe, auf meinen eigenen langjährigen Aufenthalt daselbst zurücksehen zu können. Was Sie über das Leben in dieser wundervollen Stadt sagen, war mir wie aus der Seele geschrieben, und auch einzelne kleine Züge brachten mir die Aehnlichkeit unsers beiderseitigen dortigen Lebens in Erinnerung. So erwähnen Sie eines durch Sie gepflanzten und noch fortgedeihenden Baumes, und auch von mir und meiner verstorbenen Frau stehen nun schon große und hochragende Bäume bei der Pyramide [des Cestius]. Es ist mir sehr süß gewesen, alle wehmutsvollen Erinnerungen an jene Zeit und an unsere früher Dahingeschiedenen nähren und gleichsam doppelt festhalten zu können, da ich über die Zeit und die Personen, zu denen ich mich hinversetzte, öffentlich sprechen mußte.

Nehmen Sie, teuerster Freund, die beiden Aufsätze, wenn sie Ihnen zukommen werden, mit freundschaftlicher Güte und Nachsicht auf, gedenken Sie auch bisweilen freundlich und teilnehmend jener Vergangenheit und lassen Sie mich aus Ihrem Andenken nicht entschwinden. Des meinigen können Sie unverbrüchlich gewiß sein, da die dankbarsten Gefühle sich an jede Erinnerung knüpfen, welche mit Ihnen zusammenhängt. Leben Sie herzlich wohl! Mit der innigsten Verehrung und Freundschaft [von da ab eigenhändig]

ewig der Ihrige

Humboldt.

Tegel, den 4. September 1830.

NS. Ich bin so frei, Ihnen ein Buch anliegend zuzuschicken, welches ich durch die Güte der großherzoglich weimarischen Bibliothek eine Zeitlang bei mir gehabt habe. Ich bitte Sie, dasselbe unserm Freunde Riemer zurückzugeben, und ihn zu ersuchen, den Brief oder den Empfangsschein, welchen die Bibliothek von mir über das Buch haben wird, zu vernichten. H.

111.

G.

Des Herrn Staats-Minister von Humboldt Excellenz
zu Tegel bei Berlin.

Weimar, den 17. September 1830.

Ein Wort! ein Händedruck! und tausendfältigen Dank![1]) Der erste freie behagliche Augenblick soll treufreudiger Erinnerung gewidmet sein.

112.

G. (19. Okt. 1830.)

Wie oft, mein teuerer verehrter Freund, habe ich diese Wochen her mich an Ihre Seite geflüchtet, Ihre trefflichen Blätter wieder vorgenommen und mich daran erquickt.

Wie das Erdbeben von Lissabon fast im Augenblicke seine Wirkungen auf die entferntesten Seen und Quellen spüren ließ, so sind auch wir von jener westlichen Explosion, wie vor vierzig Jahren, unmittelbar erschüttert worden.

Wie trostreich, in solchen Augenblicken mir Ihre unschätzbaren Blätter zu Handen kommen mußten, werden Sie selbst empfinden und sich geneigtest aussprechen. Durch den entschiedensten Gegensatz ward ich in jene Zeiten zurückgeführt, wo wir uns zu einer ersten gemeinsamen Bildung verpflichtet fühlten, wo wir, mit unserm großen edlen Freund verbunden, dem faßlich Wahren nachstrebten, das Schönste und Herrlichste, was die Welt uns darbot, zur Auferbauung unsers willigen sehnsüchtigen Innern, zu Ausfüllung einer stoff- und gehaltbedürftigen Luft auf das treulichste und fleißigste zu gewinnen suchten.

Wie schön und herrlich ist es nun, daß Sie auf jenem glücklichen Boden Ihre letzten Darstellungen gründen, daß Sie mich und meinen Bestrebungen in jener operosen Zeit zu

entziffern, und das, was daran zufällig, ermangelnd eines Zusammenhangs, einer Folge scheinen möchte, auf eine geistige Notwendigkeit, auf individuelle charakteristische Verknüpfungen aufmerksam und liebevoll zurückführen machten.

Hier läge nun zu mündlicher Unterhaltung das schönste Thema. Niederzuschreiben ist es nicht, wie ich mich in Ihren Worten bespiegelt, wie ich über vieles aufgeklärt, zugleich auch wieder aufgefordert wurde, über manches Rätselhafte, das dem Menschen in ihm selbst jederzeit übrigbleibt, nachzudenken und den innern Zusammenhang mancher sich im Individuum kreuzenden und, trotz eines gewissen Widerspruchs, sich umschlingenden und vereinigenden Eigenschaften ernstlich nachzudenken.

Hierher gehört vorzüglich mein Verhältnis zur bildenden Kunst, dem Sie eine so dankenswerte Aufmerksamkeit geschenkt haben. Es ist wunderbar genug, daß der Mensch auch unwiderstehliche Triebe fühlt, dasjenige auszuüben, was er nicht leisten kann, dadurch aber doch in seinen eigentlichen Leistungen auf das reellste gefördert wird.

Damit aber dieser lange verzögerte Brief nicht noch zurückbleibe, so will ich schließen, aber doch zugleich vermelden, daß, indem ich Vorstehendes ausgesprochen, ich wieder zu Ihren Blättern zurückkehre und durch eine frische Abspiegelung zu neuen Betrachtungen aufgefordert und an jene Zeiten mächtig erinnert werde, wo wir, zwar nicht persönlich, aber doch im Sinne vereint, jener idyllischen Tage, schon im Alter beide vorgeschritten, mit Jugendkraft und Lust genossen.

Mein Sohn[1]) nimmt nun schon seit sechs Monaten an der Fülle teil, die auf der unschätzbaren Erdzunge, Natur und Jahrhunderte, an Leben gehäuft und zerstört, an Künsten erbaut und eingerissen, an Menschenschicksalen, Nationalität und Persönlichkeiten auf das wunderbarste durcheinander gewürfelt haben.

Er ging mit dem Dampfschiff von Livorno nach Neapel, wo er sich noch gegenwärtig aufhalten mag, ein Entschluß, der gelungen, ganz besondere Vorteile gebracht hat. Er fand Professor Zahn[2]) daselbst, und sich, bei dessen Leitung über und unter der Erde, völlig einheimisch.

Da Sie sich nun auch, mein Teuerster, ans Diktieren gewöhnen, so wenden Sie in guter freier Stunde manchmal ein freundliches Wörtchen an mich, damit man des so lange schon gegönnten Zusammenseins auf diesem Erdenrunde von Zeit zu Zeit öfter und entschieden gewahr werde. Ungern reiß' ich mich von dieser Mitteilung los; wie viel ich zu sagen habe, schwebt mir vor, doch will ich diesmal nur noch den Glücksstern segnen, der sich in diesen Augenblicken über Ihnen und Ihrem würdigen Herrn Bruder so glänzend hervorhebt. Möge Ihnen und uns allen das so schön Eingeleitete zu folgereichem Genuß gedeihen.

und so fortan!

J. W. von Goethe.

Weimar, den 19. Oktober 1830.

113.

W. Tegel, den 28. Oktober 1830.

Ihr ausführlicher und so ungemein liebevoller Brief vom 19. huj. hat mich, verehrungswürdigster Freund, wahrhaft erquickt und gerührt. Ich sehe aber daraus, daß Sie meine Arbeit über Schiller[1]) noch nicht von Cotta erhalten haben. Ich eile daher, sie Ihnen zu schicken und empfehle sie Ihrer nachsichtsvollen Erwägung. Ihren Brief beantworte ich recht bald und danke Ihnen herzlich für den freundlichen Wunsch, unsern Briefwechsel wieder lebhafter eingeleitet zu sehen. Dies ist auch mein herzliches und sehnliches Verlangen.

Vom ganzen Herzen der Ihrige

H.

114.

W. (2. Nov. 1831.)

Ich schicke Ihnen, verehrtester Freund, die Inlage mit den herzlichsten Grüßen meines Bruders. Ich bin wirklich beschämt, in so langer Zeit nicht geschrieben zu haben. Aber das Schreiben wird, trotz des Diktirens, immer weniger meine Sache, so unendlich oft ich mich auch in Gedanken mit Ihnen beschäftige. Ich habe den Julius und August an der äußersten Nordküste Deutschlands zugebracht und das Seebad hat meine Kräfte weit über meine Erwartung gestärkt. Jetzt bin ich sehr anhaltend mit Sprachuntersuchungen beschäftigt. Ich verberge mir nicht, daß diese zum Teil sehr ins Kleinliche gehen, kann mich aber doch nicht davon losreißen. Es ist, als müßte der einmal angeknüpfte Faden auch ausgesponnen werden und im Grunde besteht ja auch nur darin das Leben. Denn das, was man zu Stande bringt, hat auch in den eigenen Augen nie den Wert des fort und fort Entwickelns. Von Ihnen teuerster Freund, freue ich [mich] unendlich, immer die erwünschtesten Nachrichten zu erfahren. Bisweilen sehe ich auch, außer dem Gedruckten, eines Ihrer neuen Erzeugnisse, so neulich in Oldenburg ein sehr liebliches Freimaurerlied[1]). Unendlich freue ich mich aber auf den Schluß des Faust, da neulich hier versichert wurde, daß Sie ihn jetzt wirklich beendigten. Leben Sie herzlich wohl und möge ein gütiges Schicksal Sie vor allen Unfällen, deren die Zeit so wunderbare mit sich herumträgt, bewahren. Mit der innigsten Verehrung und Freundschaft

Tegel, 2. November 1831.

der Ihrige

Humboldt.

115.

G. Weimar, den 1. Dezember 1831.

Schon durch die öffentlichen Blätter, verehrter Freund, unterrichtet, daß der Wellenschlag jener wilden Ostsee auf die Organisation des teuersten Freundes einen so glücklichen Einfluß geübt, hab' ich mich höchlich erfreut und dem so oft verderblichen Gewässer alle Ehre und Reverenz erwiesen. Ihr willkommenes Brieflein bestätigt diese guten Nachrichten zum allerschönsten und besten, sodaß ich aus meiner Klause in die vom Schnee verschleierten Klostergärten mit Behagen hinausblicken darf, indem ich den teuersten Freund auf seinem viertürmigen Schlosse in geräumiger Umgebung, eine weit überwinterte Landschaft überschauend gleichfalls mit gutem Mut seine tiefgegründeten Arbeiten bis ins Einzelne verfolgend mir vorstellen darf.

Im allgemeinen kann ich wohl sagen, daß das Gewahrwerden großer produktiver Naturmaximen uns durchaus nötigt, unsere Untersuchungen bis ins Allereinzelnste fortzusetzen; wie ja die letzten Verzweigungen der Arterien mit ihren verschwisterten Nerven ganz am Ende der Fingerspitzen zusammentreffen. Im besondern darf ich wohl sagen, daß ich Ihnen oft näher geführt werde, als Sie wohl denken, indem die Unterhaltungen mit Riemer gar oft aufs Wort, dessen etymologische Bedeutung, Bildung und Umbildung, Verwandtschaft und Fremdheit hingeführt werden.

Ihrem Herrn Bruder, für den ich keinen Beinamen finde, bin ich für einige Stunden offener, freundlicher Unterhaltung[1]) höchlich dankbar geworden: denn obgleich seine Ansicht der geologischen Gegenstände aufzunehmen und danach zu operieren, meinem Cerebralsystem ganz unmöglich wird, so hab' ich mit wahrem Anteil und Bewunderung gesehen, wie dasjenige, wovon ich mich nicht überzeugen kann, bei ihm folgerecht zusammenhängt und mit der ungeheuern Masse seiner Kennt-

nisse in eins greift, wo es denn durch seinen unschätzbaren Charakter zusammengehalten wird.

Darf ich mich, mein Verehrtester, in altem Zutrauen ausdrücken, so gesteh' ich gern, daß in meinen hohen Jahren mir alles mehr und mehr historisch wird. Ob etwas in der vergangenen Zeit, in fernen Reichen oder mir ganz nahräumlich, ist ganz eins, ja ich erscheine mir selbst immer mehr und mehr geschichtlich; und da man mir abends den Plutarch vorliest, so komme ich mir oft lächerlich vor, wenn ich meine Biographie in dieser Art und Sinn erzählen sollte.

Verzeihen Sie mir dergleichen Aeußerungen! Im Alter wird man redselig und da ich diktire, kann mich diese Naturbestimmung gar wohl überraschen.

Von meinem Faust ist viel und wenig zu sagen; gerade zu einer günstigen Zeit fiel mir das Diktum ein:

Gebt ihr euch einmal für Poeten, [2])
So kommandiert die Poesie.

Und durch eine geheime psychologische Wendung, welche vielleicht studiert zu werden verdient, glaube ich mich zu einer Art von Produktion erhoben zu haben, welche bei völligem Bewußtsein dasjenige hervorbrachte, was ich jetzt noch selbst billige, ohne vielleicht jemals in diesem Flusse wieder schwimmen zu können, ja was Aristoteles und andere Prosaisten einer Art von Wahnsinn zuschreiben würden. Die Schwierigkeit des Gelingens bestand darin, daß der zweite Teil des Faust, dessen gedruckten Partien Sie vielleicht einige Aufmerksamkeit geschenkt haben, seit funfzig Jahren in seinen Zwecken und Motiven durchgedacht und fragmentarisch, wie mir eine oder die andere Situation gefiel, durchgearbeitet war, das Ganze aber lückenhaft blieb.

Nun hat der Verstand an dem zweiten Teile mehr Forderung als an dem ersten, und in diesem Sinne mußte dem vernünftigen Leser mehr entgegengearbeitet werden, wenn ihm auch an Uebergängen zu supplieren genug übrigblieb.

Das Ausfüllen gewisser Lücken war sowohl für historische als ästhetische Stetigkeit nötig, welches ich so lange fortsetze, bis ich endlich für rätlich hielt auszurufen:

Schließet den Wäss'rungskanal, genugsam tranken die Wiesen.[3])

Und nun mußte ich mir ein Herz nehmen, das geheftete Exemplar, worin Gedrucktes und Ungedrucktes ineinander geschoben sind, zu versiegeln, damit ich nicht etwa hier und da weiter auszuführen in Versuchung käme; wobei ich freilich bedauere, daß ich es — was der Dichter doch so gern tut — meinen wertesten Freunden nicht mitteilen kann.

Eine Uebersetzung meiner Metamorphose der Pflanzen von Herrn Soret[4]) mit einem Nachtrag sende ich nicht; es müßte denn sein, daß gewisse Lebenskonfessionen Ihrer Freundschaft genug täten. Ich bin neuerer Zeit in diese Naturerscheinungen mehr und mehr verstrickt worden; sie haben mich zum Fortarbeiten in meinem uranfänglichen Felde angelockt und zuletzt darin zu verharren genötigt. Wir wollen sehen, was auch da zu tun ist, und das Uebrige der Folgezeit überlassen, der wir, unter uns gesagt, ein beschwerlicheres Tagewerk zuschieben, als man glauben sollte.

Lassen Sie uns beiderseits von Zeit zu Zeit einen Anklang fortwährenden Daseins nicht vermissen.

G.

116.

W. (6. Jan. 1832.)

Die Güte, mit welcher Sie, verehrtester Freund, so unbedeutende Zeilen, als es die meinigen waren, einer so schönen und ausführlichen Antwort gewürdigt haben, hat mich aufs tiefste gerührt, und ich bringe Ihnen mit meinen innigsten Wünschen zum neubegonnenen Jahr meinen wärmsten Dank dafür dar. Es hat mich unendlich gefreut, aus Ihrem Briefe zu sehen, daß Sie gesund, heiter mit Ideen

beschäftigt und rüstig zu jeder schönsten und gelingendsten Hervorbringung sind. Auch ich bin wohl und mehr als je zur Arbeit aufgelegt. Viel davon schreibe ich allerdings der Nordsee (denn für die baltische Schwester habe ich nur geringen Respekt) zu. Indes ist es mir auch, als wäre ich mehr, als je bisher der Fall war, auf den Punkt gekommen, auf den sich alle meine frühern Arbeiten und Studien in Eins zusammenziehen. Ich sehe dies als eine Mahnung an, der Dauer der Folgezeit nicht zu viel zu vertrauen, sondern die Gegenwart zu benutzen, das was ich wohl fühle, was aber noch unentwickelt und zum Teil unerwiesen in mir liegt, dargestellt und ausgeführt zugleich mit mir davonzutragen und hinter mir zurückzulassen. Denn beides verbindet sich immer in meiner Vorstellung. Man besitzt in Ideen nur ganz, was man außer sich dargestellt in andere übergehen lassen kann, und wie dunkel auch alles Jenseitige ist, so kann ich es nicht für gleichgültig halten, ob man vor dem Dahingehen zur wahren Klarheit des im langen Leben in Ideen Erstrebten gelangt oder nicht? So weit kann sich die Individualität nicht verlieren, und da es einmal in der Welt zwei Richtungen gibt, die, wie Aufzug und Einschlag das geschichtliche Gewebe bilden, das immer abbrechende Leben der Individuen und ihre Entwickelung, und die Kette des durch ihre Hülfe vom Schicksal zusammenhängend Bewirkten, so kann ich mir einmal nicht helfen, das Individuelle für die Hauptsache anzusehen, von welcher der Weltgang eine gewissermaßen notwendige Folge ist. Die Klarheit vor mir selbst bleibt mir daher, wenn ich nicht glaube, viel zu versäumen zu haben, das dringendste Motiv zur unausgesetzten Arbeit und ich fühle mich glücklich, daß diese sich jetzt in mir in festern Richtungen bewegt.

Die Stelle Ihres Briefes über den Faust hat mich aufs höchste interessiert. Ich schicke Ihnen dieselbe in Abschrift zurück, weil Sie gewiß keine behalten haben und die Sache

zu wichtig ist, um nicht künftig darauf zurückzukommen. Versuchen Sie doch einmal, ob Sie (da dies in der Stelle mir dunkel bleibt) aus Ihrer Erinnerung entnehmen können, ob Ihnen jene Art der Produktion mit völligem Bewußtsein wohl immer beigewohnt hat, oder ob Sie dieselbe als erst in einer gewissen Epoche eingetreten betrachten? Ich möchte, wenn auch natürlich im Grade Verschiedenheiten gewesen sein mögen, an das Erstere glauben. Der Aristotelische Ausdruck wenigstens, wenn man ihn auch noch so sehr als ein bloßes Extrem ansieht, hat gewiß niemals auf Sie gepaßt und paßt auf keines Ihrer Werke, auch nicht auf den Werther und den Götz. Ihre Dichtung stammte von jeher aus Ihrer ganzen Natur- und Weltansicht. Daß diese in Ihnen nur eine dichterische sein konnte, und daß Ihre Dichtung durch den ganzen Natur- und Weltzusammenhang bedingt sein mußte, darin liegt Ihre Individualität. Ich möchte daher Ihre Dichtung eine solche nennen, die sich verhältnismäßig nur langsam aus dem mächtigen Stoffe entwickeln konnte, und die Sie in keiner Periode Ihres Lebens unterlassen konnten, sich möglicherweise verständlich zu machen. Denn wenn Sie auch nicht dies Streben auf Ihre Dichtung selbst richteten, so mußten Sie dasselbe doch, durch Ihre Natur selbst gezwungen, auf das noch tiefere und ungeheuere Element richten, welches Ihrer Dichtung in Ihnen zum Grunde lag. Sie sehen liebster Freund, daß ich hier ganz eigentlich von dem Wesen der Dichtungskraft, nicht von der, obgleich allerdings auch davon abhängigen Form der Dichtungswerke rede. Das klarere Bewußtsein über diese könnte allerdings und ist wohl unbezweifelterweise später eingetreten, obgleich auch das vielleicht anders sein könnte. Denn es hat mir in jener glücklichen Zeit, wo ich mit Ihnen und Schiller zusammen lebte, immer geschienen, daß Sie um kein Haar weniger (wenn Sie mir den Ausdruck erlauben) eine philosophirende und grübelnde Natur waren, als er. Nur war er zugleich

mehr eine dialektische, da es gerade in der Ihrigen liegt, nichts durch die Dialektik für abgemacht zu halten. Wenn also sich in ihm Meinung, Maxime, Grundsatz, Theorie überhaupt schnell gestaltete und in Wort überging, auch wieder in anderer Zeit umgestaltete, so fanden Sie bei dem gleichen Bestreben sich mehr gehemmt, weil Sie allerdings etwas Anderes und schwerer zu Erreichendes, ja eigentlich wohl nicht anders, als in ewiger Annäherung zu Erreichendes forderten.

Was ich hier sage, schwebte mir schon, als ich die Anzeige Ihrer italienischen Reise in Gastein machte, vor. Es wird einem aber so wunderlich zu Mute, wenn man einen in sich einzigen Mann und für den man alle Gefühle der Verehrung und Liebe in sich trägt, vor dem Publikum gewissermaßen zergliedern soll. Ich hielt mich daher billigerweise in gemessenen Schranken, sonst hätte ich sehr gern damals auch ausgeführt, wie gerade die Stärke, das Gewaltige und die leidenschaftliche Glut Ihrer Dichtung aus dem stammt, was ich soeben ein langsames Hervorbrechen nannte. Sie müssen es mir schon verzeihen, teuerer Freund, wenn ich auch vielleicht für einen Brief zu weit in Erklärungen und Spaltungen dessen eingehe, was sich eigentlich nicht erklären und spalten läßt. Aber die geistige Natur der Menschen oder der höhern Geschöpfe, als sie, wenn es solche gibt, ist meiner Ueberzeugung nach die einzige Seele in der Welt, es möge nun jede einzelne für sich ein Ganzes oder nur ein ἀπορρὼξ von einer unendlichen sein, von dieser ausgehen und in diese zurückkehren, und da kann man nun der Versuchung nicht widerstehen, ewig wieder darauf zurückzukommen, über eine solche, wie die Ihrige, nachzudenken.

Was Ihre Werke an Fortsetzungen des Faust enthalten, habe ich natürlich oft und mit dem größesten Genusse gelesen, auch oft versucht, mir es als ein Ganzes vorzustellen. Es bleiben aber da natürlich noch viele Lücken und man gerät auch wohl auf irrige Ausfüllungen. Schon das steigert das

Verlangen, den Knoten von Ihnen selbst gelöst zu sehen, und es ist schon darum Ihre Maßregel des Versiegelns ein wahrhabt grausames Beginnen. Ich weiß auch nicht einmal, ob es dem Zwecke entspricht, den Sie dabei zu haben scheinen, nicht mehr in die Versuchung zu geraten, weiter daran zu arbeiten. Solch ein versiegeltes Manuskript gleicht einem Testamente, das man immer zurücknehmen kann, dagegen stellt nichts ein eigenes Produkt dem Verfasser so außer sich und reißt es von ihm los, als der Druck. Wenn ich Sie recht verstehe, daß Sie es wirklich nicht erleben wollen, den Faust zusammen gedruckt zu sehen, so beschwöre ich Sie wirklich, diesen Vorsatz wieder aufzugeben. Berauben Sie sich selbst nicht des Genusses, denn ein solcher ist es doch, eine Dichtung hinzustellen, die schon so tief empfunden worden ist, und nun in einem noch höhern Sinne aufgenommen werden muß, berauben Sie aber vorzüglich die nicht der Freude, das Ganze zu kennen, die den Gedanken nicht ertragen mögen, Sie zu überleben.

Noch hat mich in Ihrem Briefe die Stelle über das Geschichtliche sehr beschäftigt, aber der meinige ist schon überlang geworden, und zu große Länge der Briefe tut leicht ihrer Häufigkeit Eintrag und doch wünsche ich herzlich, nach so langem Schweigen, daß wir von jetzt an oft voneinander hörten. Erfüllen Sie, verehrtester Freund, diese Bitte und leben Sie innigst wohl. Mit der liebevollsten Verehrung

der Ihrige,

Humboldt.

Tegel, den 6. Januar 1832.

117.

G. Weimar, den 17. März 1832.

Nach einer langen unwillkürlichen Pause beginne ich folgendermaßen, und doch nur aus dem Stegreif. Die Tiere

werden durch ihre Organe belehrt, sagten die Alten. Ich setze hinzu: die Menschen gleichfalls, sie haben jedoch den Vorzug, ihre Organe wieder zu belehren.

Zu jedem Tun, daher zu jedem Talent, wird ein Angebornes gefordert, das von selbst wirkt und die nötigen Anlagen unbewußt mit sich führt, deswegen auch so geradehin fortwirkt, daß, ob es gleich die Regel in sich hat, es doch zuletzt ziel- und zwecklos ablaufen kann. Je früher der Mensch gewahr wird, daß es ein Handwerk, daß es eine Kunst gibt, die ihm zur geregelten Steigerung seiner natürlichen Anlagen verhelfen, desto glücklicher ist er. Was er auch von außen empfangen, schadet seiner eingeborenen Individualität nichts. Das beste Genie ist das, welches alles in sich aufnimmt, sich alles zuzueignen weiß, ohne daß es der eigentlichen Grundbestimmung, demjenigen, was man Charakter nennt, im mindesten Eintrag tue, vielmehr solches noch erst recht erhebe, und durchaus nach Möglichkeit befähige.

Hier treten nun die mannichfaltigen Bezüge ein zwischen dem Bewußten und Unbewußten. Denke man sich ein musikalisches Talent, das eine bedeutende Partitur aufstellen soll: Bewußtsein und Bewußtlosigkeit werden sich verhalten wie Zettel und Einschlag, ein Gleichnis, das ich so gern brauche. Die Organe des Menschen durch Uebung, Lehre, Nachdenken, Mislingen, Fördernis und Widerstand und immer wieder Nachdenken, verknüpfen ohne Bewußtsein in einer freien Tätigkeit das Erworbene mit dem Angeborenen, so daß es eine Einheit hervorbringt, welche die Welt in Erstaunen setzt. Dieses Allgemeine diene zu schneller Beantwortung Ihrer Frage und zur Erläuterung des wieder zurückkehrenden Blättchens.[1])

Es sind über 60 Jahre, daß die Konzeption des Faust bei mir jugendlich, von vornherein[2]) klar, die ganze Reihenfolge hin weniger ausführlich vorlag. Nun hab' ich die Absicht immer sachte neben mir hergehen lassen, und nur die

mir gerade interessantesten Stellen durchgearbeitet, so daß im zweiten Teile Lücken blieben, durch ein gleichmäßiges Interesse mit dem Uebrigen zu verbinden. Hier trat nun freilich die große Schwierigkeit ein, dasjenige durch Vorsatz und Charakter zu erreichen, was eigentlich der freiwilligen tätigen Natur allein zukommen sollte. Es wäre aber nicht gut, wenn es nicht auch nach einem so lange tätig nachdenkenden Leben möglich geworden wäre, und ich lasse mich keine Furcht angehen: man werde das Aeltere vom Neuern, das Spätere vom Frühern unterscheiden können; welches wir dann den künftigen Lesern zur geneigten Einsicht übergeben wollen.

Ganz ohne Frage wird es mir unendliche Freude machen, meinen werten, durchaus dankbar anerkannten, weitverteilten Freunden auch bei Lebzeiten diese sehr ernsten Scherze zu widmen, mitzuteilen und ihre Erwiderung zu vernehmen. Der Tag aber ist wirklich so absurd und konfus, daß ich mich überzeuge, meine redlichen, lange verfolgten Bemühungen um dieses seltsame Gebäu würden schlecht belohnt und an den Strand getrieben, wie ein Wrack in Trümmern daliegen und von dem Dünenschutt der Stunden zunächst überschüttet werden. Verwirrende Lehre zu verwirrtem Handel waltet über die Welt, und ich habe nichts angelegentlicher zu tun als dasjenige, was an mir ist und geblieben ist, womöglich zu steigern und meine Eigentümlichkeiten zu cohobieren, wie Sie es, würdiger Freund, auf Ihrer Burg ja auch bewerkstelligen.[3])

Teilen Sie mir aber auch etwas von Ihren Arbeiten mit. Riemer ist, wie Sie wohl wissen, an die gleichen und ähnlichen Studien geheftet, und unsere Abendgespräche führen oft auf die Grenzen dieses Faches. Verzeihung diesem verspäteten Blatte! Ungeachtet meiner Abgeschlossenheit findet sich selten eine Stunde, wo man sich diese Geheimnisse des Lebens vergegenwärtigen mag.

118.

W.

[Von fremder Hand.]

Ich bin so frei, verehrtester Freund, Ihnen einen Steindruck von dem Grabmal meiner Frau in Tegel zu schicken.[1]) Ich weiß, daß Sie denselben in liebevollem Andenken an die Verstorbene gütig aufnehmen werden. Es wäre mir aber auch wichtig, zu wissen, was Sie künstlerisch von dieser Art von Denkmal halten. Eine Säule dazu zu brauchen, ist meine eigene und erste Idee, die Anordnung und die Verhältnisse, also das bei weitem Wichtigste, gehört Schinkel an. Soviel ich weiß, gibt es kaum ein anderes Beispiel einer in ziemlich bedeutender und doch vollkommen übersehbarer Höhe aufgestellten Statue. Sie nimmt sich aber nach dem Zeugnisse aller, die sie gesehen, sehr gut aus. Zur Erläuterung füge ich hinzu, daß die Säule von vorzüglich schön poliertem Granit, das Fußgestell von schlesischem grauen und der Sockel und das Kapitäl der Säule, wie die Statue selbst, von blendend weißem carrarischen Statuarmarmor ist. Die Höhe des Ganzen beträgt 26 Fuß, die des Säulenschaftes $12^1/_2$ Fuß, die der Statue 5 Fuß.

Ich schmeichle mir mit der Hoffnung, recht bald, teuerster Freund, von Ihnen zu hören, daß der ewig heitere Sonnenschein dieses Winters Ihrer Gesundheit wohltätig gewesen ist und erneuere Ihnen die Versicherung meiner innigsten und freundschaftlichsten Verehrung.

Humboldt.

Berlin, den 14. März 1832.

(Eröffnet am 26. März 1832 abends, am Begräbnistage Goethes; von M[üller].)

1.

Alexander. (21. Mai 1795.)

Endlich habe ich es über meine Schüchternheit gewonnen, Ihnen, verehrungswerter Herr Geheimer Rat, meine Opera omnia[1]) zu überreichen. Sie haben zu viel Nachsicht mit mir, um hier als strenger Richter aufzutreten. Stil, Zusammenhang der Teile, werden Sie überall vermissen, nicht aber Liebe zur Prüfung und Wunsch „das Schweifende und Irrende (mehr ist unsere Naturkenntnis wohl nicht!) zu verbinden". Ich habe seit zwei Jahren keine Silbe drucken lassen, und diese Epoche ist mir sehr wohltätig gewesen. Ich kann Ihnen vielleicht bald etwas Besseres geben, und dies Bessere muß Ihr Eigentum werden. Ich werde ein botanisches Werk unter dem Titel: Ueber die Vegetation im Innern des Erdkörpers, ein Fragment aus der allgemeinen Naturbeschreibung,[2]) herausgeben. Ich dachte das Leben, nicht die Form der lichtscheuen Pflanzen darzustellen, und hier eine Probe zu liefern, wie nach meinen Einsichten organische Wesen behandelt werden müssen. Es ist eine Lieblingsidee von mir, diese obskure Schrift Ihnen zuzueignen. Das Zueignen an sich ist freilich eine gemeine Handlung, aber in dieser Zueignung soll doch noch etwas mehr liegen. Sie verderben mir die kindliche Freude nicht.

Ich bitte Sie um diese Freude um so mehr, da mir eine andere, die mit Ihnen in Ilmenau zu sein, verdorben ist.

Denken Sie meinen Schmerz! Zwar gebe ich die Hoffnung nicht auf, jene interessanten Gegenden noch einmal mit Ihnen zu beobachten, aber wie ich vor dem Julius mich Ihnen nur nahen kann, weiß ich jetzt nicht. Meinen Bruder selbst kann ich vor dem Herbst nicht sehen. Der König hat mich zum Oberbergrat gemacht, mit der Erlaubnis, ihm in seinen Provinzen zu dienen oder durch wissenschaftliche Reisen nützlich zu werden. Dadurch ist mir freilich eine unabhängige Existenz geschenkt, aber sie fängt, wie oft Freiheit aus Zwang entsteht, mit Zwang an. Ich muß mit nächster Woche nach Ansbach, um dem neuerrichteten Departement im Geheimen Landesdirektorium (worin man alles in chinesischer Vogelperspektive sieht!) introduziert zu werden, Einrichtungen wegen meines jetzigen Postens zu machen. So ist diese Freude, mit Ihnen zu sein, dahin, nicht aber die Hoffnung, von Ihnen nicht vergessen zu werden. Ich möchte Ihnen danken für die Nachsicht und liebevolle Güte, mit der Sie mich in Jena behandelt haben. Aber Sie hören den Ausdruck dieser Empfindungen ungern.

Ich war sehr fleißig, seitdem ich Sie verließ. Ich nahm meine alten Exzerpte über ehemalige galvanische Versuche zur Hand und habe nun anhaltend experimentiert.[3]) Der Zufall hat mich mehr finden lassen als ich je erwarten durfte. Eine neue Methode Wetterleuchten zu sehen, ohne das Auge zu berühren, durch bloßes Metallbauen, eine Belegung des Zinks mit tierischem Hauch, wovon der Reiz oder Nichtreiz abhängt, Experimente an mir selbst auf Blasenpflastern, die ich mir deshalb setzen ließ, Inflammationen, die ich mir mit Zink erregte, ein Mittel, Gold durch Berühren mit Zink zu galvanisieren, d. h. wie durch Magnetisieren zum Reiz fähig zu machen. Ich habe vorläufig an meinen Bruder Wilhelm ein paar Blätter darüber geschickt. Sie enthalten bloß Erzählung der Hauptversuche. Er wird sie abschreiben und Ihnen mitteilen.

Verzeihen Sie das Rhapsodische dieser Zeilen. Ich war verlegen, Ihnen zu schreiben, und das sehen Sie diesem Briefe an. Darf ich Ihnen einmal wieder schreiben, so soll es besser werden.

Baireuth, den 21. Mai 1795.

Humboldt.

Haben Sie je etwas von mir zu befehlen, so ist meine sicherste Adresse immer „nach Baireuth“.

2.

G. [18. Juni 1795.]

Ein Uebel, das ich mir wahrscheinlich durch Verkältung zugezogen habe, und das mich seit einiger Zeit an meinen Kinnladen plagt, konnte mich nur über Ihr Außenbleiben trösten, denn wenn Sie wirklich gekommen wären, und ich hätte die Reise nach Ilmenau nicht mit Ihnen machen können, so würde ich äußerst verdrießlich geworden sein.

Für die überschickten Schriften danke ich aufs beste. Ich habe sie gleich gelesen, studiert und mir manches daraus zugeeignet, wie Sie in der Folge bemerken werden. Ihre neuern Versuche über das galvanische Fluidum, die mir Ihr Herr Bruder mitgeteilt hat, sind sehr interessant. Wie merkwürdig ist, was ein bloßer Hauch und Druck, eine Bewegung tun kann! So kennen Sie das Phänomen, da durch den Druck zweier Glasplatten die schönen Farben entstehen. Nun fange ich an, mich zu überzeugen, daß der Druck der atmosphärischen Luft und das Reiben derselben Ursache der Farben der Seifenblasen ist. Geben Sie uns ja Ihre Versuche sobald als möglich gedruckt und im Zusammenhange. In wissenschaftlichen Dingen kann man sich nie übereilen. Was man richtig beobachtet hat, wirkt tausendfältig auf andere und von ihnen wieder auf uns zurück. Wenn man etwas

übersieht oder aus gewissen Datis zu geschwinde folgert, das braucht man sich nicht reuen zu lassen.

Sagen Sie mir ja von Zeit zu Zeit etwas von Ihren Erfahrungen und seien Sie meiner lebhaften Teilnahme gewiß. Da Ihre Beobachtungen vom Element, die meinigen von der Gestalt ausgehen, so können wir nicht genug eilen, uns in der Mitte zu begegnen. Dankbar erkenne ich den Anteil, den Sie mir auch öffentlich an Ihren Arbeiten geben wollen, dieser Beweis Ihrer freundschaftlichen Gesinnung ist mir sehr schmeichelhaft.

Ich gebe die Hoffnung noch nicht auf, Ilmenau einmal mit Ihnen zu besuchen. Da Ihre Tätigkeit, Ihre Liebhaberei und Bestimmung Sie in Bewegung erhalten, so habe ich Hoffnung, Sie von Zeit zu Zeit in unsern Gegenden zu sehen, und mit dem, was Sie denken und tun, immer bekannter zu werden. Ich nehme gewiß an Ihren Fortschritten lebhaften Anteil, und daß Sie mir ein öffentliches freundschaftliches Zeugnis unserer wissenschaftlichen Verbindung geben wollen, erkenne ich mit aufrichtigem Danke und erwarte Ihre Schrift mit vielem Verlangen. Leben Sie recht wohl, damit Ihre Tätigkeit ungestört fortwirke; gedenken Sie mein und lassen Sie mich von Zeit zu Zeit etwas von sich hören.

3.

A. (16. Juli 1795.)

Meine Bescheidenheit ließ mich nicht ahnden, daß Sie meinen Brief so freundlich und nachsichtsvoll aufnehmen würden. Ich kann Ihnen die Freude darüber nicht schildern. Auch wage ich gleich einen zweiten Brief. Und wenn Sie die Danaos dona ferentes nicht fürchten, so komme ich diesmal nicht mit leerer Hand. Sie wünschten Zirkon, Jargon[1]) und zwar recht schöne. Ich lege sie von vorzüglicher Regelmäßig-

keit der Krystallisation bei, und freue mich unendlich, daß der Zufall sie mir so zuführte. Mögen sie Ihnen gefallen. Daß Klaproth[2]) im Hyazinth auch Zirkonerde gefunden, wissen Sie. Auch hat er wieder ein neues Metall, Titanium, also einen recht anmaßlichen König im roten Schörl aus Sibirien entdeckt. Dieser Schörl ist Titankalk; lesen Sie ja Klaproths neue Abhandlungen. Lesen lassen sie sich zwar nicht, weil immer darin gepulvert, durchgesiebt und geschmolzen wird, aber das Gepulverte und Geschmolzene ist doch interessant fertig zu beschauen.

Fällt Ihnen Crells Annalen[3]) in die Hand, so lesen Sie eine Abhandlung von mir über Unterirdische Meteorologie und eine über ein lebendiges Anthrakoskop.[4]) In Greens N. Journal der Physik stehen einige meiner galvanischen Versuche.[5]) Sie befehlen, daß ich mich zitiere; was ich lieber tue, ist Sie auf Reils[6]) treffliches Buch De functionibus organo animae peculiaribus aufmerksam zu machen. Seine beiden Schriften De irritabilitatis notione et morbis und De caenaesthesi kennen Sie wohl. Wenn es etwas physiologisch Neues gibt, so ist es das. Leben Sie wohl, verehrungswerter Herr Geheimer Rat. Ich reise morgen ab und zwar über Venedig, durch die vizentinischen Säulengebirge nach Mailand und so nach der Schweiz. Ich wünschte die tiroler, lombard[ischen] und schweizer Alpen gern im Zusammenhange zu sehen. Im November bin ich wieder hier und nach Ilmenau sehne ich mich, um es mit Ihnen zu besuchen, unendlich.

Baireuth, den 16. Juli 1795.

Ihr

Sie dankbar verehrender

Humboldt.

Auch ich halte viel auf meinen Versuch mit dem Hauch, ἀριστον μεν ὕδωρ [1]), Das ist das Lebensprinzip, der Geist, der über den Wassern schwebt.

4.

A. (April 1797.)

Ich habe am Sonnabend Abend ein so heftiges rheumatisches Flußfieber bekommen, daß ich leider! mein Versprechen, morgen Nachmittag zu kommen, nicht werde erfüllen können. Ich eile daher, mein Verehrungswerter, Sie davon zu benachrichtigen. Da ich Arznei brauche und mich warm halte, hoffe ich indes statt Montag, Dienstag Nachmittag bei Ihnen zu sein. Sie kennen mich zu sehr, um zu wissen, wie unangenehm mir ein solcher Aufschub ist.

Mit freundschaftlicher Verehrung

Ihr

Humboldt.

Sonntag früh.

5.

A. (14. April 1797.)

Ich eile, Ihnen, mein verehrungswerter Freund, zu melden, daß die Aerzte mich endlich wieder aus meiner Gefangenschaft freigegeben haben. Der Rheumatismus war nervöser Art, und ich habe 8 Tage lang nicht wenig von Kräften eingebüßt. Indes bin ich jetzt auf vollem Wege der Genesung und wünsche nichts sehnlicher, als recht bald die Freude Ihres Umganges zu genießen. Sie haben meinem Bruder geäußert, daß die ersten Tage nach dem Feste wohl bei dem Herzoge selbst noch etwas festlich zugehen möchten. Ich glaube daher, daß die bequemste Zeit zu meiner Ueberkunft [von Jena] die letzten Tage der künftigen Woche sein möchten. Die Blattern, die recht glücklich angefangen, werden bis dahin noch mehr entwickelt sein, und Loder,[1]) welchen die Furcht vor den Blattern gar zur Emigration nach Göttingen treibt, reiset wahrscheinlich heute über 8 Tage ab.

Ich würde für jetzt ein 3 bis 4 Tage in Weimar bleiben können und ich erwarte daher, im eigentlichsten Sinne des Wortes, Ihre Vorschrift, an welchem Tage ich Ihnen am willkommensten bin und ob Scherer mit mir zugleich oder etwas später nachkommen soll?

Mein armer Bruder Wilhelm hat seit vorgestern einen Anfall von Fieber, der mich ein kaltes Wechselfieber besorgen läßt. Es geht überaus elend mit den chemischen Lebensprozessen in der Familie. Den Greenschen Lichtprozeß habe ich seitdem im Original studiert und ihn über alle Maßen albern gefunden. Es ist eine krasse petitio principii. Alles grüßt herzlich von hier, der kleine Schiller war, weil Blattern und Zahnarbeit zusammenkamen, anfangs recht krank, doch ist er jetzt außer Gefahr.

Ich bitte Sie herzlich um recht bestimmte Vorschrift, da ich jetzt alle Tage frei bin.

Freitags, den 14. April 1797.

Ihr dankbarer

Humboldt.

6.

G. Mitte April 1797.

In dieser Osterzeit konnte mir nichts angenehmeres begegnen als daß Ihre Gesundheit Ihnen erlaubt, uns zu besuchen und besonders mich mit Ihrem nähern Umgang zu erfreuen. Hätte nur nicht Ihr guter Bruder sogleich Ihre Stelle einnehmen müssen! ich wünsche, daß er recht bald wieder von seinem Uebel befreit sein möge.

Wegen der Zeit Ihrer Ankunft hierher tue ich den Vorschlag, daß Sie solche auf Mittwoch[1]) Nachmittag festsetzen mögen, wir blieben alsdann abends allein und warteten ab, was die folgenden Tage bringen.

Könnten Sie sich einrichten, länger hier zu bleiben als

nur 3 oder 4 Tage, so würde es recht gut sein; denn es ist noch alles beisammen, was Sie interessieren kann. Leutnant Vent[2]) ist auch hier und würde mit Vergnügen Ihnen den Sextanten explizieren. Anfangs Mai geht der Herzog fort und vielleicht bin ich um jene Zeit auch nicht zu Hause. Lassen Sie uns also das Ende des Aprils so gut als möglich nutzen.

Doktor Scherern[3]) ließen wir später kommen, wenn wir finden, daß für seine Erscheinung die beste Zeit ist.

Ich habe Sie so manches zu fragen und hoffe, mich recht lange Ihres Einflusses und Ihrer Teilnahme zu erfreuen.

7.

A. (4. Mai 1797.)

So unendlich gern ich Ihre Einladung annehme, Sie nach Ilmenau zu begleiten, so unendlich kümmert es mich auch, Ihren Wunsch diesmal nicht erfüllen zu können. Meine Schwägerin hat heute angefangen zu entwöhnen, und da ihre Schwächlichkeit manche böse Folge davon besorgen läßt, so möchte ich sie, während Wilhelms Abwesenheit, ungern allein lassen. Dazu habe ich längst nach Zeitz gesollt, um meinen Schwager daselbst zu besuchen. Da ich diesen Besuch immerfort ausgesetzt, so ist endlich auf die kommende Woche ein Familienkonvent hier angesetzt worden, zu der der Präsident Dacheröden aus Erfurt und der Regierungsrat aus Zeitz bereits morgen kommen. Unter solchen Umständen wäre es nun unfreundlich, wenn ich diesen Ort verließe. Ich fürchte nicht, daß Sie auf mich deshalb zürnen, da Sie ja aus andern Gründen überzeugt sein müssen, wie kostbar mir jeder Moment ist, den Sie mir schenken.

Scherer ist nicht zu Hause, also kann ich leider! nur noch in meinem Namen danken. Sie haben sich ein neues Ver-

dienst um die Chemie erworben. Er wird viel leisten. Sie eröffnen uns die Aussicht, Sie wieder hier zu besitzen. Ach! welcher schönen Zeit seh' ich entgegen und wenn Sie diesen Besuch nur nicht lange aussetzen; denn meine Zeit ist schmal zugeschnitten. Unsere Quartiere sind uns allen aufgesagt und wir werden kaum den 1. Juni hier erleben.

Für den Baader[1]) innigen Dank. Das ist ein Werk, an dem man das Jahrhundert erkennt, kritische Philosophie, mystische Phantasie und Symbolik des Mittelalters, alles ineinander gemengt, weit und leer, grundsuchend und grundlos.

Jena, den 4. Mai 1797.

In Eil. Humboldt.

8.

A. 6. Febr. 1806.

Ich wollte nach so vieljähriger Abwesenheit nicht anders vor Ihnen erscheinen, als mit dem kleinen Denkmal, das meine tiefe Verehrung und innige Dankbarkeit Ihnen gestiftet hat. In den einsamen Wäldern am Amazonenflusse erfreute mich oft der Gedanke, Ihnen die Erstlinge dieser Reisen widmen zu dürfen. Ich habe diesen fünfjährigen Entschluß auszuführen[1]) gewagt. Der erste Teil meiner Reisebeschreibung, das Naturgemälde der Tropenwelt, ist Ihnen zugeeignet. Mein Freund Thorwaldsen in Rom, ein eben so großer Zeichner als Bildhauer, hat mir eine Vignette entworfen, welche auf die wundersame Eigentümlichkeit Ihres Geistes, auf die in Ihnen vollbrachte Vereinigung von Dichtkunst, Philosophie und Naturkunde anspielt. Seit 2 Monaten erwarte ich täglich die Herausgabe dieses Werkes, um es Ihnen zu überreichen, aber Cotta läßt mich ohne Nachricht und ich muß jetzt mein Geheimnis selbst verraten, weil eine Charakterschwäche mich anreizt, Ihnen meine kleine Abhandlung über

Physiognomik der Gewächse[2]) so früh als möglich zu übersenden. Es ist ein roher Versuch, physikalische und botanische Gegenstände ästhetisch zu behandeln. Wenn ich zu sagen wüßte, was und wie ich es fühlte, so müßte ich nach dieser Reise manchem einigen Genuß verschaffen können. Aber seit so vielen Jahren ein wüstes Leben führend, bin ich in der Sprache selten sicher. Auch ist der Boden, auf dem man in Deutschland tritt, sehr glatt geworden und das macht schüchtern und ungeschickt. Dennoch würde einer meiner heißesten Wünsche befriedigt, wenn Sie, verehrungswertester Mann, Sie, der Sie sonst mich oft hoben und aufmunterten, diese kleine Arbeit lesen wollten. Sie kostet Ihnen ja nicht 1/2 Stunde und am rauhen Winterabend wandelt man ja wohl gerne einmal in einem schön belaubten Tropenwald umher. Auch ist Ihnen der südliche Himmel nicht fremd und Sie haben ja Naturphysiognomische Reisen unter Ihren Schweizerischen und Italienischen Zeichnungen.

Wir haben hier Ihre zarte treffliche Großfürstin[3]) bewundert. Wie hat Sie mir recht tröstendes und erfreuliches von Ihrer Gesundheit gesagt. Ich führe hier ein abscheuliches Leben; die Stimmung der Menschen, d. h. ihre empörende Oberflächlichkeit ist ärger als die Pflanzenöde und der blecherne graue Himmel. Dazu, da niemand arbeitet, geht alles auf Störungen hinaus, die auch nicht einmal einen vorübergehenden Genuß gewähren. Ich arbeite troß dem allen viel und lebe in der Vergangenheit, in Ihren Schriften und in den Ebenen am Euphrat und Himalus, den ich zu besuchen gedenke. Meine Gesundheit leidet ohnedies von dem Europäischen Klima und es ist mir hier fürchterlich eng und tot. Wenn man mich an Ihrem trefflichen Hofe, bei Wollzogens, der verwaiseten!! Schillern, und bei Meyer nicht ganz vergessen hat — so versichern Sie alle meiner tiefen Verehrung. Wilhelm ist wieder Vater eines Sohnes geworden und sehnt sich nach Ihrem Anblick so wie ich.

Ich höre, daß wir nun bald Ihr großes optisches Werk[4]) zu erwarten haben. Das ist mir eine große Freude und bei der großen und glücklichen Revolution, welche das Studium der Natur seit meiner Abwesenheit erlitten, werden Sie nicht wie sonst mißverstanden werden.

Berlin, den 6. Febr. 1806.

Alexander Humboldt.

9.

G. 3. April 1807.

Seit einigen Tagen zaudre ich, an Sie, verehrter Freund, zu schreiben. Nun will ich aber nicht länger aufschieben, Ihnen für den ersten Band Ihrer Reise auf das beste zu danken. Zu dem großen Geschenk des inneren Gehalts kommt noch die freundliche Gabe Ihrer Zuschrift, die nicht angenehmer und ehrenvoller sein könnte. Ich weiß gewiß den Wert eines solchen Andenkens zu schätzen und danke Ihnen recht herzlich, daß Sie zu dem großen Anteil, den ich an Ihnen, Ihren Werken und Taten nehme, noch auf eine so zarte Weise meinem Individuum eine persönliche Teilnahme an den Schätzen gönnen, mit denen Sie uns erfreuen.

Ich habe den Band schon mehrmals mit großer Aufmerksamkeit durchgelesen, und sogleich, in Ermangelung des versprochenen großen Durchschnitts, selbst eine Landschaft phantasiert, wo nach einer an der Seite aufgetragenen Skala von 4000 Toisen die Höhen der europäischen und amerikanischen Berge gegen einander gestellt sind, so wie auch die Schneelinien und Vegetationshöhen bezeichnet sind.[1]) Ich sende eine Kopie dieses halb im Scherz, halb im Ernst versuchten Entwurfs und bitte Sie, mit der Feder und mit Deckfarben nach Belieben hinein zu korrigieren, auch an der Seite etwa Bemerkungen zu machen und mir das Blatt baldmög-

lichst zurückzusenden. Denn die durch den Krieg unterbrochenen Unterhaltungen am Mittwoch,[2]) bei welchen ich unserer verehrten regierenden Herzogin, der Prinzessin und einigen Damen bedeutende Gegenstände der Natur und Kunst vorzulegen pflege, haben wieder ihren Anfang genommen, und ich finde nichts interessanteres und bequemeres, als Ihre Arbeiten dabei zum Grunde zu legen, und das Allgemeinere, wie Sie es ja schon selbst tun, anzuknüpfen.

Könnten Sie mir freilich dazu einen Probedruck Ihres Durchschnitts vielleicht senden, so würde mir auf einmal geholfen sein. Ferner könnten Sie mir einen außerordentlichen Gefallen erzeigen, wenn Sie mir nur ganz kurz, nach den Jahren, eine kleine Skizze Ihres Lebens, Ihrer Bildung Ihrer Schriften, Ihrer Tätigkeit und Ihrer Reisen senden möchten. Einzeln ist mir manches, ja ich könnte sagen, alles bekannt; aber ich kann es nur nicht chronologisch zusammenbringen und an Zeit fehlt es mir auch, um in den Büchern und Journalen nachzuforschen. Sollten Sie wieder einmal zu uns kommen, so finden Sie die Geister und Gemüter schon vorbereitet, dasjenige aus der Quelle selbst aufzunehmen, was ihnen bisher durch die zweite Hand überliefert worden. Was Sie mir sonst noch zu diesem löblichen Zwecke mitteilen wollen, soll gewiß auf das beste benutzt werden.

Mich beschäftigt noch immer das Farbenwesen und der Druck des Werkes geht sachte fort. Der didaktische Teil ist zurückgelegt, freilich zum größten Teil mehr Skizze als Ausführung. Jetzt bin ich auf den dornenvollen polemischen Pfaden. Es ist ein unfreundliches und auch undankbares Geschäft, Schritt vor Schritt, Wort vor Wort zu zeigen, daß die Welt sich seit hundert Jahren geirrt hat. Indessen muß ich da hindurch und freue mich zum Voraus, auf das breitere historische Feld, in welchem ich lebhaft vorwärts zu schreiten hoffe, wenn ich mich aus dem theoretischen stachelichten Labyrinth herausgewunden habe.

In Ihren und Bonplands Arbeiten finden sich mehrere Fälle, die sehr bedeutend sind und die ich mir notiert habe, um sie in der Revision meines Buches, womit ich das Ganze schließen will, nachzubringen, wenn ich nur erst schon die Freude hätte, das Werk in Ihren Händen zu wissen, und auf Ihre Beurteilung des Ganzen, sowie auf Ihre Bemerkungen zu den einzelnen Teilen bald hoffen zu können. Doch darüber geht wohl noch ein Jahr hin, welches dann freilich zuletzt auch vergangen sein wird.

Von Ihrem Herrn Bruder habe ich lange nicht gehört, wohl auch durch meine Schuld, denn ich habe lange nicht geschrieben. Sagen Sie mir doch von ihm.

Unser trefflicher Hackert in Florenz hat vom Schlagflusse gelitten. Er hofft sich wieder für die Kunst zu erholen.[3]) Seines gleichen hätte ich wohl in Ihrer Gesellschaft den tropischen Ländern gewünscht.

Sagen Sie mir doch auch ein Wort, wie es Hirt geht, Zeltern und Bury.[4]) Es ist mir jetzt fast lieb, daß ich mich in Berlin nach wenig Menschen zu erkundigen habe.

Durchlaucht der Herzog hat uns viel von Ihnen erzählt, von Ihrem magnetischen Garten und sonstigen Untersuchungen. Er ist recht eingeweiht in das, was Sie leisten und vorhaben.

Mit den herzlichsten Grüßen und Wünschen!

Goethe.

10.

G. (Juli 1809.)

Den Professor Voigt[1]) kann ich von Jena nicht nach Paris reisen lassen, ohne ihm an Sie, mein teurer und verehrter Freund, einen Brief mitzugeben. Durch seine schönen Kenntnisse und die geistreiche Art, wie er Naturgegenstände betrachtet und verknüpft, wird er sich Ihnen sehr bald empfehlen. Wie sehr beneide ich ihm Ihre lehrreiche Gegenwart.

Seine Abreise von Jena erinnert mich an die Zeit, in der Sie sich hier zu Ihrem großen Unternehmen vorbereiteten, das Sie durch ein fast anhaltendes Wunder so glücklich vollbracht haben. Sie sind überzeugt, daß ich unter die Dankbaren gehöre, die zu schätzen wissen, was wir Ihnen schuldig sind, und unter die Verlangenden und Erwartenden, die mit Sehnsucht allem demjenigen entgegensehen, womit Sie uns nach und nach beschenken.

Mögen Sie Professor Voigt von sich, von Ihren näheren und ferneren Arbeiten und Vorsätzen etwas vertrauen; so wird er mir bei seiner Rückkehr doppelt wert sein, indem er mich Ihnen und Ihrer Tätigkeit näher bringt.

Was mich betrifft, so bin ich in meinen Arbeiten aller Art auf mancherlei Weise retardiert worden, und es bleibt mir nichts übrig als durch eine gewisse Konsequenz dasjenige, was mich interessiert, festzuhalten, und wenn ich auch nicht viel erwerbe, wenigstens nichts zu verlieren.

Der Druck meiner chromatischen Arbeiten ist ziemlich vorgerückt und doch brauche ich vielleicht noch ein Jahr, um alles zusammenzubringen. Wie sehr wünschte ich alsdann Ihr Urteil zu vernehmen und zu weiteren Fortschritten Ihre Teilnahme zu finden.

Ihr Herr Bruder hat uns bei seiner Durchreise und einigem Verweilen sehr glücklich gemacht. Wir konnten nach einer so langen Pause endlich doch einmal mit Behagen das Vergangene rekapitulieren und uns im gegenwärtigen wiederfinden. Seine Tätigkeit scheint ihn in Königsberg heiter und froh zu erhalten, und ich bin überzeugt, er wird bei seinen Einsichten und Gesinnungen unendlich viel Gutes stiften. Schon bin ich ihm persönlich großen Dank schuldig, daß er sich Zelters angenommen und die Musik an die übrigen Künste angeschlossen hat.

Von dem, wie wir leben und was wir treiben, wird Professor Voigt nähere Auskunft geben. Wir befinden uns

freilich jetzt im Zustande der Kontraktion, die aber keine Konzentration ist.

Leben Sie wohl, erhalten Sie mir Ihre freundschaftlichen Gesinnungen und geben mir gelegentlich einmal ein Zeichen des Andenkens und der Neigung.

11.

G. Jena, 5. Okt. 1809.

Die Briefe des Professor Voigt, worin er die ihm gegönnte gute Aufnahme und das Glück, sich unter den Pariser Schätzen zu befinden, meldet, erregt meine Wünsche aufs neue, auch daran Teil zu nehmen. Da sie jedoch nicht in Erfüllung gehen können, so will ich wenigstens etwas von mir herüberschicken und zwar einen kleinen Roman,[1]) der soeben fertig geworden. Sie werden gewiß freundlich aufnehmen, daß darin Ihr Name von schönen Lippen ausgesprochen wird.[2]) Das was Sie uns geleistet haben, geht soweit über die Prosa hinaus, daß die Poesie sich wohl anmaßen darf, Sie bei Leibesleben unter ihre Heroen aufzunehmen.

Alles Gute, was Sie dem Professor Voigt erzeigen, ist auch mir und der guten Universität Jena getan, die nach so mancherlei Schicksalen sich doch immer einmal wieder zusammennimmt, um wenigstens den Nachkommen das Recht zu überliefern, sich gelegentlich wieder hervorzutun.

Leben Sie recht wohl und erzeigen mir das Vergnügen, mir auch einmal wieder etwas von Ihren nächsten Beschäftigungen zu erzählen.

12.

A.   (3. Januar 1810.)

Ihnen allein, mein teurer, verehrungswerter Mann, der Sie alle Tiefen des Lebens und der besseren Gefühle kennen, wird es erklärbar sein, wie ich mir so lange die Freude habe versagen können, Ihnen zu danken. Ein so freundliches liebevolles Andenken von Ihnen, Rückerinnerung an die schönsten Zeiten meines Lebens, wo ich in Ihrer Nähe, Ihres wohltätig-begeisternden Einflusses genoß; Zusendung eines trefflichen jungen Mannes, in dem Ihre Einwirkung unverkennbar ist[1]) — das alles war geeignet mich tief zu ergreifen. Aber eben weil es mich ergriff, wollte ich auch so vor Ihnen erscheinen, als wisse ich durch Arbeit und deutschen Fleiß mich so großen Wohlwollens würdiger zu machen. Ich hoffte seit Monaten Ihnen überreichen zu können, was ich Ihnen heute auf einem andern Wege zusende, mein pittoreskes Werk über die Denkmäler und Reste alter Zivilisation des Menschengeschlechts in Amerika.[2]) Typographisch-buchhändlerische Schwierigkeiten (ein Werk, das 400 000 livres Vorschuß bedarf, außerhalb Frankreich nicht 40 Exemplare absetzt und auf dem ganzen Erdenrund von niemand unterstützt wird!) buchhändlerische Schwierigkeiten haben die Herausgabe verzögert und heute erst bin ich imstande, Ihnen, Verehrungswerter! dieses geringe Opfer meiner dankbaren Liebe darzubringen. Natur und Kunst sind in meinem Werke eng verschwistert. Möchten Sie mit der Bearbeitung nicht ganz unzufrieden sein, möchten Sie in einzelnen Ansichten Sich Selbst, Einfluß Ihrer Schriften auf mich, Einfluß Ihrer herrschenden Nähe erkennen! Ich habe kein Recht, Briefe von Ihnen zu fordern, sollte ich aber das Geständnis verhehlen, daß ein öffentliches Wort von Ihnen, eine Note, eine simple Bezeigung Ihrer Zufriedenheit mit meinen Arbeiten, eine Erwähnung meines Namens

in einer Ihrer Schriften mich auf das kindlichste erfreuen würden.[3]) Dieser Wunsch (nicht der Eitelkeit, nein des edleren Stolzes) hat, seitdem ich Jena verließ, mich über Meer und Land begleitet. Das Beste im Menschen ist, was man rein aussprechen darf und so gereut es mich auch nicht, mich so vor Sie gestellt zu haben.

Der junge Voigt ist in einer Geistesstimmung, die zu dem Naturstudium die vorteilhafteste ist. Seine botanische Schrift[4]) ist die glückliche Ausführung eines physiologischen Prinzips, dessen alles umgreifende Macht die Welt erst dann recht fühlen wird, wenn Sie längst nicht mehr sein werden. Dazu ist in Voigt eine glückliche Mischung des Einzelnbeachtenden, des Empfundenen und des Abstrakten. Die Natur muß gefühlt werden; wer nur sieht und abstrahiert, kann ein Menschenalter, im Lebensgedränge der glühenden Tropenwelt, Pflanzen und Tiere zergliedern, er wird die Natur zu beschreiben glauben, ihr selbst aber ewig fremd sein. In der Fähigkeit die Natur zu fühlen liegen Heil und Unheil gepaart. Schweifen die Gefühle wild umher, so entstehen Naturträume, die Pest dieser letzten Zeiten!

Ich führe in diesem nüchternen Lande, mitten unter dem leeren Treiben der Menschen, ein beschäftigtes, einförmiges, in mich gekehrtes Leben. Ich bin von dem Gefühle gepeinigt, nicht schneller vollenden zu können, was ich mir selbst schuldig bin. Meine Ansicht der Welt ist trübe. Der Anblick einer großen Natur, Einsamkeit der Wälder und der rege Wunsch ins Weite und Blaue haben eine Stimmung in mir vermehrt, die nicht heiter ist, mich aber nie im Arbeiten stört und meinen Mut nicht sinken läßt. Meine Gesundheit, mannichfaltige rheumatische Uebel (Folgen der Nässe der Wälder) ein etwas lahmer Arm — von dem allen melde ich Ihnen nichts. Mein Befinden wird besser sein, so bald ich erst wieder in der heißen Zone lebe. Mein Projekt ist, mich nach dem Kap einzuschiffen, an der Südspitze von Afrika ein Jahr

zu bleiben und mich mit den südlichen Strömen zu beschäftigen; dann nach Ceylon und Kalkutta zu gehen, mich in Benares, wo Karawanen von Lassa ankommen, auf Thibet vorzubereiten und dann weiter vorwärts nach Norden einzudringen. Möge die äußere Lage der Welt meine Pläne bald begünstigen.

Und Ihr großes optisches Werk, nach dem wir so lange begierig sind? Ich höre, daß der größere Teil davon gedruckt ist. Lassen Sie es kühn vom Stapel laufen, damit Sie Selbst noch die sich doch nur langsam entwickelnden Folgen einer solchen Unternehmung sehen können.

Mit alter Anhänglichkeit und Verehrung

Ihr

Alexander Humboldt.

Paris, à l'Observatoire Rue St. Jacques,
den 3. Januar 1810.

13.

Al. (13. April 1810.)

Erlauben Sie mir, edler, verehrungswerter Mann, daß ich Ihrer Güte einen trefflichen jungen Mann, den Baron von Rennenkampf, empfehle, Wilhelms Freund und der Freund seiner Gattin. Er liebt die Kunst und das Altertum, er kennt Italien besser als andere Reisende und er wird Ihnen manches Neue über die bestrittenen zyklopeischen Mauern sagen. Was er Ihnen aber hauptsächlich ausdrücken soll, ist meine Sehnsucht nach — Ihrer Optik.

Paris, den 13. April 1810.

Alexander Humboldt.

14.

A. 12. Januar 1812.

Cette lettre, mon respectable ami, Vous sera remise par une personne qui est bien digne de jouir du bonheur de vous admirer de près et d'étudier tout ce que Votre Musée renferme d'interessant pour l'histoire naturelle, la Physique du Monde, les arts du dessein et la science des Antiquités. Mr de St Aignan[1]), Ministre plénipotentiaire près les maisons ducales de Saxe, joint au goût des lettres et à une culture d'esprit très distinguée, cette politesse des manières qui devient de jour en jour plus rare en Europe. Je dois à son obligeante bonté des renseignements précieux qu'il avoit receuillis pendant son séjour en Russie. Je connois trop Votre amitié pour moi pour ne pas pouvoir espérer que Vous ferez tout ce qui dépendra de Vous, pour mettre Monsieur de St Aignan en contact avec les savans et les artistes distingués que Vous réunissez si souvent dans Votre maison. J'ai passé un mois à Vienne chez mon frère. Jugez combien nous avons joui de la lecture de cette Vie[2]) qui offre la peinture la plus animée d'un tems plus heureux.

Paris ce 12 Janv. 1812. Alexandre de Humboldt.

15.

A. (16. April 1821.)

Hier, mein teurer verehrter Freund, ein neuer Band meiner Reise, der soeben (seit fünf Tagen) erscheint. Wem würde ich lieber damit huldigen, als Ihnen, dem ich die glücklichsten Stunden meines Lebens verdanke, als Ihnen, der Sie mich (längst vor meiner Reise) in meiner Jugend mit so unaussprechlicher Güte behandelt haben! Ich wage

es zugleich, Ihrer nachsichtsvollen Gewogenheit den Ueberbringer dieser Zeilen, den jungen Ternaux (Sohn meines Freundes aus der Familie des tibetanischen Shawl-Manufacturiers) und seinen braven Führer, Herrn Bredt, zu empfehlen. Nehmen Sie den Jüngling, dem man eine ernste deutsche Erziehung geben will, in Ihren alles belebenden Schutz.

Mit aller Dankbarkeit

Ihr

Alexander von Humboldt.

Paris, den 16. April 1821.

16.

G. Weimar, am 16. Mai 1821.

Gruß und Sendung durch Herrn Bredt von meinem verehrten und geprüften Freunde war mir höchst erquicklich; in Eile schlug ich den Band gerade in der Mitte ohne Zaudern auf, und stürzte mich mit Ihnen in die wildesten Gegenden, wo mächtige Flüsse nicht allein für sich unaufhaltsam dahin strömen, sondern sich auch auf eine lange nicht entdeckte Weise zu vereinigen suchen. Sie sehen daraus, daß ich gleich in medias res gesprungen bin; wie will man Ihnen aber nur einigermaßen beikommen, wenn man nicht so anfinge.

Nun darf ich von mir mit der größten Wahrhaftigkeit sagen, daß ich Sie nie aus dem Sinne gelassen, mit frommem Wunsch und treuem Willen Sie jederzeit begleitet.

Wie ich denn hinzusetzen muß, daß unter den angenehmsten Erinnerungen früherer Zeit mir das Zusammenleben mit Ihnen und Ihrem Herrn Bruder immer ein lichtester Punkt bleibt; denn wie viele hoffnungs- und tatenreiche Anfänge habe ich denn in meinem Leben so folgereich fortsetzen und glanzreich wachsen sehen?

Es tut mir sehr wohl und ich danke Ihnen, daß Sie mir Gelegenheit geben, dieses auszusprechen; hiernach aber kann ich mich nicht enthalten, auch von mir so viel zu sagen, daß ich diesen Winter durch entschiedenste Einsamkeit und durch diäteste Schonung mich besser befunden als seit vielen Jahren, und meine Zeit auf mancherlei Weise genutzt habe, dergestalt, daß ich auf der Jubilate-Messe ordentlich einmal wieder als Autor erscheine.[1]) Wäre es geziemend, Käuzlein nach Athen zu tragen, so sollte Ihnen auch etwas von solcher Brut zu Hause kommen.[2])

Von Ihrem Herrn Bruder habe lange nichts unmittelbar vernommen, durch Freunde jedoch, daß er einen meiner alten sehnlichsten Wünsche zu erfüllen gedenkt, eine anschauliche Karte auszuarbeiten, wie die Sprachen über das Erdenrund ausgeteilt sind. Er hatte früher die Gefälligkeit, mir in einem ähnlichen Unternehmen beizustehen, wovon ich noch allerliebste Mitteilungen verwahre; da ich aber von den Dämonen öfters hin und wieder geführt werde, und manches Gute durchzusetzen mir nicht immer gelingt, so bin ich höchlich erfreut, daß ich ihm als dem echten und geeigneten Freunde diese befriedigende Belehrung schuldig werde.

Und so mit aufrichtigen Wünschen und dringender Empfehlung

Weimar, den 16. Mai 1821. Goethe.

[Beilage.]

Unter dem Titel: Weimarische Pinakothek, ist das erste Heft der vor einem Jahre angekündigten Nachbildungen merkwürdiger, in großherzoglichen Bibliotheken, Sammlungen und Museen befindlicher Kunstgegenstände in Steindruck erschienen, es enthält vier Blätter:

1. Der lustwandelnde Sokrates nach Carstens.
2. Das Bildnis des Malers Crayen, nach A. van Dyk.
3. Studium von Leonardo da Vinci nach Natur.

4. Das Capitol von der Seite; ein Blatt Text in gleichem Folioformat wie das Uebrige.

Der Preis ist 3 Taler Sächsisch.

Bei Professor Müller in Kommission zu haben.

Weimar, den 17. Mai 1821.

17.

G. (27. Jan. 1824.[1])

Der Gedanke: mit trefflichen, verehrten Männern nach so vielen Jahren noch so immer zusammen auf dieser Erde zu wirken, ist erheiternd und belebend, mich erquickt jeder Gruß, jede Sendung. Dieses gegenwärtig auszusprechen, berechtigt mich Ihres Herrn Bruders freundlicher Besuch, der uns die schönsten Tage hoffnungsreicher Tätigkeit zurückrufen ließ. Nun mahnt mich die Gelegenheit durch eine schöne, liebenswürdige, talentvolle Frau[2]) dies Blättchen mit Gruß und Wunsch, verehrter Freund, an Sie gelangen zu lassen.

Möchte ich doch hinlängliche Zeit an Ihrer Seite in der Weltstadt verweilen können! Wie sehr würde ich mich gefördert, wie manche Zweifel gelöst sehen, über die ich weder mit mir noch mit andern einig werden kann. Erhalten Sie mir ein Wohlwollen, das mich glücklich macht, damit ich von Ihren großen Arbeiten immerwährenden Vorteil ziehen, die Freude einer ununterbrochenen Teilnahme, so lange sie mir noch gegönnt ist, ungetrübt genießen möge.

Weimar, den 27. Januar 1824.

18.

Al. (30. Juli 1825.)

Ich habe durch Herrn O. C. R. Peucer[1]) mit Freuden erfahren, daß Sie, verehrungswerter Freund, sich meiner wohlwollend erinnern und einigen Wert auf meine

Untersuchungen über die Ebbe und Flut des Luftkreises setzen. Nehmen Sie den Ausdruck meiner innigsten Dankbarkeit und unerschütterlichen Anhänglichkeit gütigst auf, und durchblättern Sie den neuen Band meiner Reise,[2]) der soeben erscheint und welchen ich Ihnen verehre, mit derselben Nachsicht, deren ich mich in meiner Jugend so oft zu erfreuen gehabt habe. Beide Humboldte gehören Ihnen an, und der Stolz ihres Lebens war es, Ihren Beifall sich erworben zu haben. Mit Freuden sehe ich, daß Sie unermüdet fortfahren, die Natur zu entschleiern und die Physik mit neuen Ansichten zu bereichern. Möge ein so schönes, die ganze intellektuelle Welt so mächtig bewegendes Leben wie das Ihrige, den Freunden zur Freude, den Völkern zum Nutzen, dem deutschen Vaterlande zur höchsten Zierde lange erhalten und durch keine physische Leiden getrübt werden.

Paris, den 30. Juli 1825.

Alexander Humboldt.

19.

Al. (Dezember 1826.)

Alexander Humboldt auf einer schnellen Durchreise von Paris nach Berlin begriffen, aber doch (alten Ziehkräften gehorchend) den ganzen Mittwoch und halben Donnerstag in Weimar verweilend, bittet Se. Excellenz den Herrn Geheimen Rat von Goethe, ihm die Stunde bestimmen zu lassen, in welcher er Ihnen seine dankbare Verehrung bezeigen könne.

Dienstag abends 9—10 Uhr.

20.

Al. (2. Febr. 1827.)

Der Ueberbringer dieser Zeilen ist ein überaus talentvoller, liebenswürdiger junger Mann, der Legationsrat Graf

von Lottum,[1]) zuletzt preußischer Geschäftsträger in London. Er ist der Sohn des Staatsministers, der mein Jugendfreund und der meines Bruders ist. Der junge Mann, der schon einen großen Teil des nördlichen Europa bereist hat, ist des langersehnten Glückes wert, Sie, mein Verehrtester, in der Nähe zu sehen. Nehmen Sie ihn freundlichst auf: er wird Ihnen mein schwarzes (Neger) Buch über Kuba[2]) in meinem Namen überreichen und Ihnen von der innigen Dankbarkeit sprechen, von der mich Ihre Güte und die Gnade unseres vortrefflichen Großherzogs, bei meinem letzten Aufenthalt in Weimar, durchdrungen haben. Die hier von Ihnen Beschenkten[3]) sind lebhaft gerührt. Die Herzogin von Duras läßt für Sie eine Urika[4]) prächtig einbinden und sendet Ihnen jetzt die überaus königlichen Gedanken Ludwigs XIV., die zum Teil aus Briefen des Königs an Mad. de Maintenon, welche die Familie Noailles besitzt, geschöpft sind. Mad. de Duras ist leider! noch immer sehr, sehr krank.

Mit alter Anhänglichkeit und Verehrung

Ihr

Alexander Humboldt.

Paris, den 2. Februar 1827.

21.

Al. (26. März 1827.)

Ich weiß durch meinen Bruder Wilhelm, wie freundlich und nachsichtsvoll Sie, höchst Verehrter, meines kurzen Aufenthalts in Weimar gedacht haben. Graf Lottum wird Ihnen den Ausdruck meines innigen Dankgefühls und mein schwarzes Buch über die Insel Kuba gebracht haben. Heute habe ich eine besondere Veranlassung, Sie mit meinem unleserlichen, mikroskopischen Geschreibsel (Folge des Schlafens auf faulen Blättern und rheumatischen Armschmerzen) zu belästigen. Ich soll Ihnen, im Namen der immer an Magen-

entzündung schwer kranken Duchesse de Duras ein wunderschön eingebundenes Exemplar der Urika und das Kupfer nach Gérards geistreicher Zeichnung, überschicken. Herr von Treitlinger übernimmt alles. Die arme kranke hat Ihnen nicht selbst schreiben können, sie lebt vielleicht nur noch Monate, aber um so mehr würden einige Zeilen von Ihrer Hand der Leidenden eine große, große Freude sein. Da ich vermute, daß Sie nicht gern französisch diktieren, so schlage ich Ihnen, mein verehrter Freund, vor, der Tochter der Herzogin von Duras, welche einen Chastellan (den französischen Gesandten in Portugal) geheiratet hat, und den Titel Duchesse de Rauzan führt, ein paar deutsche Worte des Dankes für die kranke Mutter zu schreiben. Die Duchesse de Rauzan ist in Paris (Rue de Varennes Faub. St.-Germain n. 31) geblieben, um die Leidende zu pflegen; — sie schreibt deutsch mit deutschen Buchstaben und ist enthusiastisch für Ihre unsterblichen Werke.[2]) Richten Sie diese Zeilen entweder durch die Post oder durch Treitlinger an die Duchesse de Rauzan, nicht durch mich, mein Teuerer, denn ich gehe wahrscheinlich schon in 14 Tagen nach England. Eine geistreiche junge Dichterin, Mad. Amable Tastu, Frau eines hiesigen Buchhändlers (à Paris, Rue de Vaugirard n. 36) bittet mich auch, Ihnen mit den Ausdrücken der innigsten Bewunderung, ihre Gedichtsammlung zu überreichen.[3]) Casimir Delavigne, Delphine Gay, Lamartine und Mad. Tastu krönen jetzt den französischen Parnaß, der wenigstens allmählich den Le Notreschen Gärten unähnlicher wird. Nun meine Bitte: die Geschenke, die ich für Salvandy, Mérimée mitgebracht, haben fieberhafte Begierden erregt. Wir haben den eigentlichen Herausgeber des Globe vergessen, Herrn Dubois. Wollten Sie nicht durch Treitlinger, der Mad. Tastu und Herrn Dubois (im Bureau du Globe), als ein wohlwollendes Andenken, zwei Medaillen schicken. Diese Sendung würde hier große Freude erregen. Sie sehen, mein Lieber, daß ich

darauf ausgehe, Ihnen mannichfaltiges Unheil zu erregen, aber man wendet sich an mich, weil ich mich überall mit Ihrer Liebe „für die beiden Brüder“ brüste. Ich hoffe, diesen Sommer das Glück zu genießen, Sie länger zu sehen.[4]) Versichern Sie den Hof meiner tiefsten Dankbarkeit und gedenken Sie immer nachsichtsvoll

Ihres

Alexander Humboldt.

Paris quai de l'École 26.
den 26. März 1827.

Beilage.

[Dem Briefe ist auf der Rückseite ein Blättchen aufgeklebt. Auf seinem obern Rande steht von Humboldts Hand:]

Brief der Leidenden. Sie liegt krank im Bois de Boulogne bei Paris, im Pavillon de la Muette. Ich fragte, ob das Bild in Glas und Rahmen (das Kupfer auch) für Sie bestimmt sei?

Alexander Humboldt.

[Darunter der Brief der Herzogin de Duras:]

Ce jeudi.

Mais la Gravure est pour Goethe, la Gravure est le principal, le livre n'est que l'accessoire, et je ne l'ai envoyé que pour pouvoir écrire quelque part le mot de reconnaissance que je sens vivement pour l'indulgence de votre patriarche. Je suis toujours bien souffrante et faible a l'excès, un jour à cinq heures donnez moi quelque minutes et gardez moi votre amitié comme un trésor, que je reclamerai si je vis.

Anmerkungen.

1. [1]) Das Datum ergibt sich aus einem Briefe Schillers an G., 16. Nov. 1794. Der Besuch fand erst Ende Nov. statt. H. wohnte auch einer Sitzung der Freitagsgesellschaft bei und war von G.s Homervorlesung entzückt. [2]) Meyer ist der Maler und Kunsthistoriker J. H. Meyer aus der Schweiz, der schon mehrere Jahre bei G. lebte und dauernd in Weimar blieb.

2. [1]) Nach Düntzer kam G. wirklich nach Jena; ein zeitgenössisches Zeugnis für diesen Besuch ist in der Aeußerung Nr. 3. erhalten.

3. [1]) Jacobi ist der Sohn des bekannten Philosophen F. H. Jacobi: Max, dieser studierte damals in Jena, war häufig in Weimar und wurde von G. sehr gelobt, 27. Dez. 1794, 27. Febr. 1795.

4. [1]) Also 22. März. Ueber einen Besuch in Weimar, aber wohl nicht denselben, äußert sich H. in Humb. — Caroline I S. 22. [2]) Der Schriftsteller und Dichter Jens Baggesen, 1764—1826 war am 12. März nach Weimar gekommen und gedachte nach Paris zu reisen. [3]) Was Schiller mit Frau Baggesen reden wollte, wird aus seiner Korrespondenz nicht klar; vielleicht bezog es sich auf die dänischen Verhältnisse und Persönlichkeiten, denen das deutsch-dänische Dichterpaar sehr nahe stand. [4]) „Die Geschichte des ehrlichen Procurators", die in den Horen als Abschnitt der „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" erschien.

5. [1]) Der berühmte Philologe F. A. Wolf, dessen Prolegomena zu Homer G. in ihrer ganzen Bedeutung würdigte. [2]) Die Freitagsgesellschaft vgl. oben 1, 1. Näheres in meinem Buche: Goethe und die Seinen, Leipzig 1908, S. 228—230.

6. [1]) Von Guarino. [2]) Der Aufsatz in der noch immer Wielands Namen tragenden Zeitschrift „Der teutsche Merkur" ist nicht von Fichte, sondern von K. L. Fernow, 1763—1808, dem Kunstschriftsteller und Literarhistoriker, der lange in Italien lebte; er wird später noch mehrfach erwähnt.

7. [1]) Alexanders Werk: „Versuche über die gereizte Muskel- und Nervenfaser", erschien in 2 Bänden (Posen u. Berlin 1797).



8. [1]) = wissen an ihm hervorzuheben. [2]) Ueber M. E. Bloch, J. G. Walther, vgl. mein „Berlin" 1896, I, 548, 552 fg., die Tierarzneischule das. II, 112 fg. [3]) Gemeint ist Schillers Brief an H. vom 21. Aug. 1795. [4]) Fichte, über den sich öfters solche Scherzworte finden.

9. [1]) H. an Schiller, 20. Nov. 1795. [2]) Auserlesene Gespräche des Platon, übersetzt von F. L. Graf zu Stolberg Königsberg, 1796 (Herbst 1795). Dagegen Xenion 291. [3]) „Sätze und Gegensätze zur Grundlegung eines neuen Systems der Philosophie." [4]) Die wir natürlichen Menschenverstand haben im Gegensatz zu dem schulmäßigen der Philosophen.

10. [1]) Der betr. Brief Schillers ist nicht erhalten.

11. [1]) K. J. Chr. Grapengießer, 1773--1813, Mediziner, Mecklenburger von Geburt, seit 1792 Professor in Berlin. Er wird unten, 29. Nov. 1801 nochmals erwähnt.

12. [1]) Geßler, Graf, preußischer Gesandter in Dresden, mit Körner sehr liiert. [2]) Körner, Ch. G., 1756—1831, Schillers Herzensfreund, auch mit H. in regem ästhetischem Briefwechsel. [3]) Funk, K. W. v., Militär und Historiker, eifriger Mitarbeiter an Schillers periodischen Unternehmungen. [4]) Schlegel, A. W. v. 1767—1845, Sprachforscher, Dichter, Aesthetiker, von G. besonders wegen seiner metrischen Kenntnisse geschätzt. [5]) „Alexis und Dora". [6]) Gemeint ist natürlich „Wilhelm Meister". [7]) Der betr. Brief Schillers ist nicht erhalten; A. W. Iffland, 1759—1814, der große Schauspieler, hatte in Weimar vom 28. März bis 25. April ein von großem Erfolg begleitetes Gastspiel absolviert. [8]) Uebersetzung der Selbstbiographie des Benvenuto Cellini; sie erschien in den „Horen".

13. [1]) So (und in den folgenden Versen) nach v. d. Hellens Zählung; im Or. nach S. und Z. des ersten Drucks. V. 117 von G. geändert: „Wahrlich zur Kette soll". Vers 120: zwischen „dir" und „reichlich" ein „auch" eingefügt.

14. [1]) Wilh. von Wolzogen, Schillers Schwager, seine Frau Karoline, die bekannte Schriftstellerin, mit Karoline von H. eng befreundet. [2]) Am 29 November waren H.s bei G., der den Tag einen „sehr vergnügten" nannte und unsern Brief mit vielen Lobesworten an Schiller schickte. [3]) Der große abhandlungsartige Brief an Schiller vom 5. Nov., auf den dieser am 21. geantwortet hatte.

15. [1]) C. A. Böttiger, Archäolog und Schulmann, 1767—1835, wegen seiner Zuträgereien, seiner Lobsucht und anderer schlimmer Eigenschaften von G. grimmig gehaßt. [2]) Magister in Leipzig. [3]) Chr. Fr. Ludwig, Professor, mit dem G. später wegen mineralogischer

Dinge in gelegentlicher Verbindung stand. [4]) Rapp, Christ. Erh., Arzt, 1739—1824, dessen Urteil G. sehr hoch schätzte; er befragte ihn mehrfach wegen des Befindens seiner Frau.

16. [1]) Fr. v. Gentz, 1764—1832, hochbegabter Publizist, später österr. Staatsmann, dessen Talent auch in Weimar sehr geschätzt wurde. Sein Leichtsinn und seine Verschwendungssucht waren weit größer, als H. zugestehen wollte.

18. [1]) J. H. Voß, seine Ekloge, „Der Abendschmaus".

19. [1]) Auf diese Stelle folgt ein Auszug aus G. Hermanns De metris poetarum graecorum et romanorum, Leipz. 1796, der schon im ersten Druck mit Recht ausgelassen wurde.

20. [1]) Scherer Alex. Nic. von 1771—1824, russischer Chemiker, der für Jena gewonnen wurde.

22. [1]) Vieweg, Hans Friedr., 1761—1835, Buchhändler, damals in Berlin, später in Braunschweig, bei dem „Hermann und Dorothea" in Form eines Almanachs erschien. Briefe G.s an den Genannten sind nur vom 16., 30. Jan. 1797, 12. Juni 1798 gedruckt, die von letzterem an G. sind bisher nicht bekannt. [2]) J. G. Schadow, 1764—1850, berühmter Bildhauer, der auch mancherlei Buchillustrationen lieferte. [3]) Vigano (erster Druck: Vignette!), eine beliebte Tänzerin, deren Zeichnung von dem obengenannten Schadow G. in einem Brief an Unger, 28. März 1797 sehr gerühmt hatte. Ueber die Tänzerin Vigano hatte Wilhelm sehr ausführlich an Schiller geschrieben; wie sehr ihr Tanz ihn interessierte, geht auch aus seinen Aeußerungen an Körner hervor. Vgl. Ansichten über Aesthetik und Literatur von W. v. H., herausgegeben von Fr. Jonas, Berlin 1880, S. 68. [4]) Die Almanache hatten vor dem literarischen Text einen Kalender, der mit Bildern aller Art geschmückt war. [5]) J. D. Sander, dessen Frau die gefeierte und bespöttelte Egeria der Berliner jüngeren Schriftsteller war, war ein gewandter Mann, der auch gern Korrekturen besorgte. Er und seine Gattin standen mit G. gelegentlich in Briefwechsel. [6]) Nun folgen Bemerkungen über Kommata und metrische Verbesserungsvorschläge, die hier ausgelassen worden sind (vgl. Einl.).

23. [1]) Gesänge, von denen bekanntlich jeder mit dem Namen einer Muse versehen war. [2]) Ueber diese Stelle schreibt Wilhelm an Caroline: „Er schreibt von unseren Wanderungen daselbst zwar in seinen gewöhnlichen, umständlichen und unbestimmten Phrasen, aber doch so, daß man sieht, er hat den Gedanken dazu noch nicht ganz fahren lassen. Es wäre überhaupt hübsch, ihm dort zu begegnen."

24. [1]) Stelle ausgelassen, vgl. zu 22, 6.

25. [1]) Erscheinung im Sinne von: Erwähnung.



26. [1]) Dieser nach Dresden, wahrscheinlich Einschluß eines für Körner bestimmten, gerichtete Brief, ist nicht erhalten. Er enthielt, nach dem Briefverzeichnis „Nachricht von einer bevorstehenden Reise". [2]) Gerning, Joh. Jf., von 1767—1832, ein kleiner Diplomat und Dichterling, der sich G. gern gefällig zeigte, aber ein wenig eitel mit der ihm erwiesenen Liebenswürdigkeit prahlte. [3]) Der Fuchsturm in Jena, auf dem Hausberg, der einzige Ueberrest der drei Kirchbergschen Burgen. [4]) Haeftens, eine holländische Familie, die eine gewisse Intimität der H.s genoß. Haeftens: in dieser Form erscheint der Name in dem Briefwechsel zwischen Wilhelm und Caroline, ferner in einem Briefe der Henriette Herz, Leitzmann S. 140, dagegen werden sie Haftens in den unten erwähnten Briefen von Burgsdorff, z. B. S. 139 genannt, Hanftens in der Veröffentlichung von F. Jonas, S. 71; nach dessen Anmerkungen a. a. O. S. 175 ff. scheint die Familie v. Haften geheißen zu haben. [5]) G. war niemals in Frankreich (denn seinen elsässischen Aufenthalt kann man kaum als einen französischen ansprechen). Daß H. das nicht wußte, nimmt bei seiner genauen Kenntnis vom Leben des Freundes Wunder.

27. [1]) Das Datum, nicht überliefert, ergibt sich aus H.s Antwort. [2]) Goethe und Meyer, den er in Stäfa aufgesucht und mit dem er viele Ausflüge unternommen hatte. [3]) Die Elegie Amyntas.

28. [1]) C. Gustav v. Brinkmann, schwedischer Diplomat und deutscher Dichter (1764—1847) war im Februar 1798 in Weimar gewesen und hatte namentlich durch seine geselligen Talente einen recht guten Eindruck gemacht. [2]) Biographische Notizen über sämtliche französische Gelehrten beizufügen, würde zu weit führen. Der Einzige, mit dem G. später in Schriftenaustausch stand, war G. L. Baron von Cuvier, 1769—1832, der in den Werken vielfach mit großer Achtung erwähnt wird, auch häufig Gegenstand der Gespräche war. Dagegen wird der Geologe Graf Dolomieu nur ein einziges Mal in den Briefen (21. Dezember 1787) als neue Bekanntschaft erwähnt: „er hat viele und gute mineralogische Kenntnisse".

29. [1]) Euphrosyne. [2]) Nicht erhalten, auch aus dem Briefe Sch.s an H. 27. Juni 1798 wird die Sache nicht klar. [3]) Joh. Wilh. Ritter 1776—1810, mit den Romantikern nahe verbunden, von G. sehr geschätzt. [4]) F. W. J. von Schelling, 1775—1854, Philosoph, kurze Zeit in Jena, mit G. persönlich vertraut, der auch durch seine philosophischen Lehren starke Beeinflussung erfuhr.

30. [1]) Propyläen, eine Zeitschrift, die G. zur Darlegung seiner Grundsätze und der seiner Freunde über Kunst bestimmte, die aber nur auf einen kleinen Kreis anmutend und anregend wirkte. Dort

stand I, 1 die Uebersetzung von, II, 1 die Abhandlung über Diderots „Versuch über die Malerei" und „Meine kleinen Ideen über die Farbe". 2) Gemeint ist wohl: „Ueber die Gegenstände der bildenden Kunst", der Aufsatz ist aber nicht von G., sondern von Meyer s. H. Meyers kleine Schriften, Stuttg. 1886 S. 3—46. 3) In Schillers Almanach stehen von G. außer Euphrosyne: Musageten, die Metamorphose der Pflanzen. 4) Die köstliche Ausführung über Nic. Edme Rétif de la Bretonne (richtiger: Restif 1734—1806) und seinen Roman: Mr. Nicolas ou le coeur humain dévoilé sollte in die „Propyläen" aufgenommen werden. G. interessierte sich für den merkwürdigen Schriftsteller, wie aus seinen Briefen an Körner 10. Dez. 1796, an Schiller 13. Jan. 1798 hervorgeht. 5) L. S. Mercier 1740—1814 (man kann ihn daher im Vergleich mit Restif nicht alt nennen), Dramatiker, Historiker, Sittenschilderer, in Deutschland besonders durch sein L'an 2440 und Tableau de Paris bekannt. G. hatte für Mercier besonderes Interesse, da er 1776 seine „Anmerkungen über die Schauspielkunst" hatte herausgeben wollen.

31. 1) Auch dieser Brief wie die Stücke von 1799—1801 aus der H.-Sch.-Korr. ist nicht erhalten. 2) Die drei sind: Goethe, Schiller, Meyer. Auf die schöne Art, in der der Briefschreiber des Freundes: Wallenstein würdigt, mag noch besonders hingewiesen werden. 3) Der Sammler und die Seinigen, 8 Briefe steht in: Propyläen II, 2. 4) Die im Verein mit Schiller geplante und begonnene Abhandlung, „Ueber den Dilettantismus" wurde damals nicht vollendet; sie ist jetzt zum ersten Male getreu hgg. Werke, Weim. Ausg. 47, 299—326. 5) Diese Ausgabe des Homer kam nicht zustande, vielmehr erschien, aber erst 1804—1807, bei Göschen in Leipzig (vgl. dessen Biogr. von Viscount Goschen, London 1903 II, 223 ff.) der fünfbändige Homer mit Flaxmanns Umrissen (a. a. O. ein Faksimile des Drucks).

32. 1) Leopold v. Buch, berühmter Geologe 1774—1853, in G.s Werken mehrfach mit Achtung erwähnt, überbrachte den Brief nicht, sondern schickte ihn eine Weile später. 2) Jean Bapt. Regnault 1754—1827, Maler vielfach antiker Gegenstände; er hinterließ 140 Zeichnungen zu Ovid. 3) Meyer Friedr. Joh. Lorenz, Hamburgischer Domherr 1760—1844, veröffentlichte Hamb. 1797 Fragmente aus Paris im 4. Jahr der französischen Republik, ein Buch, das in demselben Jahr in französischer Uebersetzung und im folgenden in zweiter Auflage erschien. 4) François Pasc. Gérard 1770—1851 „König der Maler" genannt. G. lieferte später eine Beurteilung seiner Portraits historiques. 5) Jacques Louis David 1748—1825, franz. Historien- und Bildnismaler, von G. nur gelegentlich erwähnt. 6) Didot, bekannter Buchhändler, hauptsächlich

wegen seiner schönen Drucke und der Editionen antiker Klassiker berühmt. [7]) Heinr. Füger 1757—1818, seine 20 Zeichnungen zu Klopstocks Messiade wurden auch in Oel ausgeführt.

33. [1]) Aut. Palamino y Velasco El museo pictorico y escala optica 3 Bde. Madr. 1715—24, das im 3. Band Biographien spanischer Maler enthält, scheint nicht übersetzt zu sein. [2]) M. G. A. F. Choiseul Gouffier, franz. Altertumsforscher 1752—1817, besonders bekannt durch seine „malerische Reise in Griechenland". [3]) Ludw. Friedr. Catel, Architekt 1776—1819, damals mit seinem Bruder, dem Maler Franz in Paris. [4]) Chr. Frd. Tieck 1776—1814, in den folgenden Briefen mehrfach erwähnt, mit Weimar später in näherer Verbindung. Er lebte 3 Jahre in Paris als Schüler Davids. [5]) Ueber die hier ausgelassene Stelle s. die Einleitung. [6]) J. H. F. La Martelière hatte 1793 die Räuber bearbeitet und ließ 1799 sein Théâtre de Schiller suivi de Abällino ou le grand bandit de Venise, tragédie de Zschocke erscheinen. [7]) Adrien Lezay-Marnezia: Don Carlos 1799, in Frankreich sehr geschätzt; der Uebersetzer trat auch mit Schiller in Verbindung. [8]) Ausgelassen, weil in den Propyläen gedruckt. [9]) Als herzlich unbedeutend und wenig charakteristisch ausgelassen. [10]) Vgl. Anm. 8. [11]) „Ich erschrecke— werden" war bisher ungedruckt.

34. [1]) Direkte Antwort auf die 33, 11 erwähnte Stelle. [2]) J. H. Voß' Uebersetzung der Georgiken erschien Eutin und Hamburg 1789. [3]) Die kleinen Gedichte erschienen im 7. Bande der neuen Schriften, auch separat Berlin 1800. [4]) Das Gedicht ist im Almanach 1800 gedruckt.

35. [1]) D. h. 3. Bd. Ein Stück, das die Abhandlung über die französische Bühne brachte.

36. [1]) L. Franz. Elis. Ramond de Carbonnières 1755—1827, Naturforscher und Staatsmann, auch als Dichter tätig, ein Freund von Lenz, Mitglied der Salzmannschen Gesellschaft in Straßburg, von G. nirgend erwähnt, denn der in den Briefen 1780 vorkommende Kaufmann Ramond ist natürlich ein anderer. Zu S. 112. Zu dem Bericht der Caroline über spanische Gemälde vgl. die in der Einleitung erwähnte Aeußerung Goethes aus dem Jahre 1810. In den Annalen spricht Goethe zum Jahre 1807 mit Begeisterung von diesen Aufzeichnungen. Sie sind aus Goethes Nachlaß spurlos verschwunden; nur zwei Abschnitte daraus sind in den Programmen der Jenaischen Literaturzeitung gedruckt, vgl. Leitzmann S. 102 ff. Ausführlich über diese Beschreibungen, mit starken Vorwürfen gegen Goethe handelt Farinelli S. 93 ff. [2]) Nic. Fern. de Moratin 1737—1780 dramatischer und epischer Dichter. Ueber Moratin d. J. s. Farinelli S. 77 ff.

Die folgenden Anmerkungen über spanische Literatur und Kunstverhältnisse sind gleichfalls Farinelli entnommen. [3]) Don Juan Melendez Valdéz 1754—1817, Beamter und Dichter; seine Poesien waren 1797 in drei Bänden erschienen. Melendez Valdéz wurde 1789 durch eine „spanische Bibliothek auch in Deutschland bekannt; 1800 brachte der Vossische Almanach die Uebersetzung eines seiner Gedichte. Er war Verfasser von „Hirten-Gedichten". [4]) Mahomet nach Voltaire. Bruchstücke erschienen in den Propyläen dritter Band I. St.; das ganze in Buchform Stuttg. 1802. [5]) Friedr. Wilh. Gotter, 1746—1797, hatte nach manchen anderen französischen Dramen auch Alzire von Voltaire übersetzt; erschienen in seinen Werken 1788. — Sehr ausführlich über Wilhelms spanische Reisen (denn er war nach der ersten größeren Reise noch ein zweites Mal auf kürzere Zeit, und zwar allein in jenem Lande) vgl. A. Farinelli „Guilleaume de Humboldt et L'Espagne", Paris 1898. F. nennt z. B. H.s Urteile über die modernen spanischen Theaterstücke hart und ungerecht. — Der Begleiter der Familie Humboldt in Spanien, der durch sein Zeichentalent vielen Nutzen gewährte, sich auch an dem Katalog der Bilder beteiligte und wohl auch bei den Kindern erzieherisch tätig war, war Gropius, von dem in einem späteren Wiener Briefe kurz die Rede ist. — Ueber die Auslassungen in den spanischen Briefen vgl. die Einleitung. Das Fragment einer Uebersetzung aus dem „Richter von Zalamea" brauchte um so weniger mitgeteilt werden, als das Stück unter dem Titel „Die bestrafte Entführung" in Deutschland bekannt und in einer eigenartigen Bearbeitung von F. L. Schröder oft gespielt worden war.

37. [1]) Philippe Picot de la Peyrouse, 1744—1818, französischer Naturforscher, Prof. in Toulouse, schrieb „Verschiedenes über die Pyrenäen". Zu S. 119 Zeile 8 v. u. ist nach der W. A. zu erwähnen, daß G. auf das spanische Drama von A. W. Schlegel, der es aus Göttingen erhalten hatte, aufmerksam gemacht worden war. Mit „Marie" (S. 120 Z. 6) ist natürlich „Maria Stuart" gemeint. — Wahrscheinlich ist unser Brief, wie schon die W. A. angibt, unvollständig überliefert.

38. [1]) Pajou, französischer Bildhauer, 1730—1809, besonders als Bildner berühmter Zeitgenossen ausgezeichnet. [2]) Ennio Quirino Visconti, italienischer Archäologe 1751—1818, lebte seit 1797 in Frankreich, wo er Aufseher der Sammlungen des Louvre wurde. [3]) Anna Louise Germaine von Stael, 1766—1817. Mit G. wurde sie 1803 bekannt und von ihm trotz mancher Einwendungen gegen ihr Wesen hoch geschätzt. Ihr hier erwähntes Werk De l'influence des passions sur le bonheur des individus et des nations 1796, deutsch 1797. [4]) Dominique Bouhours 1628—1728 hatte in der Schrift Entretiens

d'Ariste et d'Eugène die Frage erörtert, „ob ein Deutscher Geist haben könne". [5]) Humboldts französische Abhandlung ist als eine Art Selbstanzeige seines Werkes (ohne Namen) abgedruckt in Millins Magazin encyclopédique, Jahrg. 5 Bd. 5 und jetzt in der neuen Ausgabe von H.s Werken durch die Berliner Akademie wiederholt. Der Artikel bei Millin wird eingeleitet durch eine Redaktionsbemerkung, in der es über W. v. H. heißt: bon poète, savant helléniste et aussi distingué par ses connaissances littéraires que son jeune frère Fréderic H. par ses connaissances physiques.

40 [1]) Hier folgt der Aufsatz: „Der Montserrat bei Barcellona". Er ist also ursprünglich ein an Goethe gerichteter und für die Propyläen bestimmter Brief und wurde zuerst abgedruckt in „Allgemeine geographische Ephemeriden", herausgegeben von Gaspari und Bertuch. Bd. XI, Stück 3, März 1803, S. 265—313, sodann in „Wilhelm von Humboldt's Werke", Bd. III, S. 173—212. Uebrigens war der Aufsatz, dessen Or. nicht erhalten ist, schon in der I. Ausg. ausgelassen. Vgl. für diesen Aufenthalt auf dem Montserrat das lehrreiche Kapitel bei Farinelli, S. 112—144.

41. [1]) Vorstehendes ist nicht erhalten. [2]) G. war damals schon entschlossen, die Zeitschrift aufzugeben, zögerte nur, dem Freunde Mitteilung davon zu machen. [3]) Das ist wohl das Programm der „Jahrbücher für Kunst und Wissenschaft", vgl. Haym, Romantische Schule S. 742, A. 2. [4]) Die Brüder Schlegel dachten „Kritische Jahrbücher der deutschen Literatur" bei Cotta zu veröffentlichen, der Plan zerschlug sich aber, Haym 738 ff. [5]) Ueber die Händel Schlegels mit der Jenaer Lit.-Ztg. ausführlich bei Haym; Goethes Anteil, vgl. Briefe 15, 319. [6]) J. J. Griesbach, 1745—1812, Theologe; Gottl. Hufeland, 1760 - 1817, Jurist, beide Jahrzehnte lang Professoren der Universität Jena.

42. [1]) Das Urteil muß in dem ersten nicht erhaltenen Abschnitt (s. 41 [1]) gestanden haben. Zu S. 135 ff. Das Werk von Thicknesse, das hier und später häufig angeführt wird, ist in seiner Urgestalt (englisch? oder spanisch?) selbst Farinelli unbekannt geblieben. Dieser kennt nur die deutsche Uebersetzung: P. Thicknesse, Reisen durch Frank. und einen Teil von Catalonien, Leipzig 1778, darin auch „Prospekt von Montserrat in Catalonien". — Schramms „Brückenwerk" vermag ich nicht nachzuweisen. [2]) Athenäum. Eine Zeitschrift von A. W. und Friedrich Schlegel. Gemeint ist 3. Bd., I. H. wo Fr. Schl.s „Gespräch über die Poesie" und Hülsens „Naturbetrachtungen auf einer Reise durch die Schweiz" stehen. [3]) „Schreiben Sie — fehl geht", bisher ungedruckt. [4]) Uebersetzung von Paul Jeremias Bitaubé, Paris und

Straßburg, 1800. G. bedankte sich beim Uebersetzer am 19. 11. 1800. [5]) Näheres über die Sitzung des National-Instituts konnte ich nicht finden.

44. [1]) Es ist nicht der bekannte Gottfr. Schweighäuser, der lange bei H.s war, sondern dessen Ersatzmann Gropius, der die Familie 1801 verließ. H. sah ihn 30 Jahre später in Hamburg als Familienvater wieder. [2]) Burgsdorff, Wilh. v., märkischer Edelmann, gest. 1822. G. hatte ihn schon 1796 kennen gelernt. Damals hatte dieser ihm „in seinem Betragen und mit dem wenigen, was er sprach, recht wohl gefallen". Er war intim mit Caroline befreundet, vergleich, besonders seine ausgewählten Briefe, herausgegeben von A. F. Cohn, Berlin 1907. [3]) Bitaubé, s. oben. Goethes Brief an ihn vom 19. November 1800 rühmt die Uebersetzung, auch an Knebel sprach sich G. vorteilhaft darüber aus. [4]) Bezieht sich wohl auf G.s Brief vom 15. Sept. 1800; doch ist dort keine Aeußerung, die der unsrigen vollkommen entspricht. [5]) Amalie von Imhoff, später Frau von Helvig, 1776–1831.

45. [1]) G. war in Pyrmont und Göttingen, Schiller reiste zu Körner. [2]) Fr. v. Gentz, vgl. oben; sein Bruder ist der Architekt Heinrich G., 1765–1810, der am 10. Nov. 1800 eingeladen wurde, nach Weimar zu kommen und sich am dortigen Schloßbau in hervorragendster Weise beteiligte. [3]) Verf. (nach Bratranek) Diego de Carvalhofe (es muß aber Carvalhoe heißen) Sampayo. G. handelt über 5 verschiedene Schriften des Verf. in den „Materialien zur Geschichte d. Farbenlehre".

46. [1]) Zu diesem Brief ist ein Konzept erhalten, das im wesentlichen ebenso lautet, wie der wirklich abgeschickte Brief; nur die Stelle: „Tieck, den Sie," bis „Maßstab nimmt" lautet viel stärker und zwar folgendermaßen: „Zwar wir waren auch etwas unleidlich, da wir jung waren; ob wir aber so selbstsüchtig, so absprechend, so ohnbehost, so grob und so empfindlich waren, weiß ich mich wirklich nicht zu erinnern. Das schlimmste ist, daß er sich sein Leben von Grund aus zerstört, wenn ihm nicht bald ein Licht über seinen sittlichen Zustand aufgeht. Denn natürlich, wenn einer so selbstisch, rechthaberisch ohne irgend eine Rücksicht in den Wald hineinschreit, so erwidert ihm das Echo solche fratzenhafte Töne, die ihm freilich zu keinem Ohrenschmaus gedeihen. Nun hat der Wald unrecht! Und die Welt! Und ein kränklich ombrageuses Menschenfeindchen ist fertig, das viele Jahre braucht, um nur gegen sich selbst und gegen andere wieder eine vernünftige Positur zu fassen. Wer der Welt geradaus zu Leibe gehen will, muß ein derbes Fell auf den Knochen haben. Ich denke ihn beim hiesigen

Schloßbau einige Zeit zu beschäftigen, vorher aber will er nach Berlin gehen. Können Sie einigermaßen auf ihn wirken, so wird es ihm und denen, die sich für ihn interessieren, sehr heilsam sein."

47. [1]) Das Tagebuch verzeichnet 19. September 1802 „Kommen Humboldt's" 21. „Mittag waren Humboldts und Schillers bei mir zu Tisch".

49. [1]) Georg Zoëga, Archäologe, 1755—1809, lebte seit 1782 dauernd in Rom. [2]) Mit Puccini kann nicht der italienische Rechtsgelehrte Aurelio P. gemeint sein, der 1840 starb [3]) Baron Schellersheim kann ich nicht näher nachweisen, er war ein Münzensammler, dessen Katalog in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gedruckt wurde. [4]) Der Brief ist nicht erhalten, auch in Sch.s Antwort vom 17. Februar 1803 nicht ausdrücklich erwähnt, auch der in Nr. 50 angedeutete ist nicht bekannt.

50. [1]) Joh. Dan. Wilh. O. v. Uhden, 1763–1835, preußischer Resident in Rom, H.s Amtsvorgänger, später Staatsrat in Berlin, bedeutender Altertumsforscher.

51. [1]) Fernow vgl. oben. Gemeint ist Gemälde der merkwürdigsten Hauptstädte von Europa, ein Taschenbuch auf das Jahr 1803, enthaltend ein Gemälde von Rom. Gotha 1802. [2]) Ant. Canova, 1757—1822, sein Monument der Erzherzogin Christine kam in die Augustiner Kirche in Wien, sein Napoleon in die Brera zu Mailand. [3]) Massimiliano, gewiß Kunsthändler in Rom. [4]) Bertel Thorwaldsen, 1770—1844, Däne, von 1796—1819 in Italien, sein Jason-Modell wurde 1803 von Thomas Hope in Marmorausführung bestellt (s. S. 168.) [5]) Vinc. Camuccini, 1775—1816, Historien- und Porträtmaler, die erwähnten Bilder gehört nicht zu seinen Meisterwerken. [6]) Sim. Jos. Al. Clém. Denis, in Antwerpen geb., 1755—1813, seit 1786 in Italien, hauptsächlich Landschafter. [7]) Joh. Christ. Reinhart, 1761—1846, ein Intimer des H.schen Hauses, G. damals nicht näher bekannt, auch später in den Werken nicht genannt, deutscher Maler und Radierer, der aber seinen ständigen Aufenthalt in Rom nahm. [8]) Hendrik Voogd, 1766—1839, lebte lange Zeit in Rom, Landschafter, als „holländischer Claude" gerühmt. [9]) Französische Miszellen, herausgegeben von Helmine v. Chezy, Tübingen, Cotta 1803—1807, 18 Bände.

52. [1]) August v. Goethe 1789—1830, vgl. über ihn, besonders seine damaligen antiquarischen Studien L. Geiger, Goethe und die Seinen, Leipzig 1908 S. 115 ff. besonders S. 126. [2]) Leben des Benvenuto Cellini, Florentinischen Goldschmieds und Bildhauers, von ihm selbst geschrieben. Uebersetzt und mit einem Anhang herausgegeben von Goethe, 2 Teile, Tübingen 1803. [3]) Schiller schrieb (27. Februar bis 10. März 1803), wie er selbst sagt, in schwermütiger Stimmung mit ziemlich

heftigen Ausfällen gegen Goethes Untätigkeit. [4]) „Braut von Messina", die am 19. März 1803 zuerst aufgeführt wurde. [5]) Meyer hatte die Tochter des Kanzlers von Koppenfels geheiratet. [6]) Nach der Vermutung der Weim. Ausg.: Schick oder Professor Hetsch. [7]) Von ihrer Reise nach Paris. Caroline von Wolzogen 1763–1845 hat keinen antirevolutionären Roman geschrieben. Die sehr interessanten Briefe der C. aus Paris sind in der in demselben Verlage erschienenen Sammlung Briefe von Charlotte von Schiller S. 52 ff. abgedruckt. Ihre Umkehr das. S. 70.

53. [1]) G. hatte, wie er 4. Februar 1803 an Sch. schrieb, einen Abguß der Büste von dem Prinzen (Erbprinzen von Weimar?) bekommen. [2]) s. 50,4. [3]) Vielleicht die französischen Miszellen s. 51, 9. [4]) Europa, Zeitschr. v. Friedr. Schlegel, erschien seit 1803 in Frankfurt. In dieser (1803) steht aber nichts über G.s. „Natürliche Tochter", die als Taschenbuch auf das Jahr 1804 ausgegeben wurde.

54. [1]) Sophie Christ. Friedericke Brun geb. Münter 1765–1835, lebte von 1795–1810 meist in Italien, Dichterin und Verfasserin von Reisebeschreibungen. [2]) Unter den vielen Rodes, die das Künstlerlexikon aufführt, lebte 1803 keiner mehr; unter den Rohdes war 1803 noch keiner tätig. [3]) Boguet wird in den französischen Kunstberichten der „Europa" nicht genannt. [4]) Ph. Friedr. v. Hetsch (über ihn und Schick zu 50, 6) 1758–1839, Maler christlicher und antiker Vorwürfe war nur 1785–87 in Italien. [5]) Gottlieb Schick 1779–1812, damals also 24 Jahre alt, war 1802 nach Rom gekommen. Von ihm rühren liebliche Bilder der H.schen Kinder her.

55. [1]) Fernow, s. oben. Sein Verhältnis zu dem Meister wurde zwar nicht intim, aber dessen Erwähnungen in den „Annalen" bezeugen warme Anerkennung, bes. z. J. 1804 und 6.

56. [1]) Der älteste Sohn H.s. Wilhelm, den Sch. den hoffnungsvollsten nannte, war im August 1803 gestorben. (H. an Sch. 27. Aug.) G. hatte trotz der Aufforderung Sch.s nicht geschrieben. [2]) Hier natürlich nicht in der Bedeutung: Räuber, sondern: mutig, gelehrt mit einem gewissen Nebensinn. Der, mit dem er verglichen wird, K. W. Ramler 1725–1798 erlangte Bedeutung nicht durch den inneren Wert seiner Dichtungen, sondern durch die Glätte und Regelmäßigkeit der Verse. Unter den Berardi, die in den biogr. Handbüchern angeführt werden, ist keiner Dichter. G. erwähnt seinen Namen nicht. [3]) Pièrre Narc. Guérin 1774–1833 durch seine antikisierenden Bilder berühmt, 1802 einige Zeit in Rom. [4]) L. Charles H. M. Dupaty 1771–1825 lebte 8 Jahre in Rom; seine Bildwerke entlehnen ihre Stoffe meist dem Altertum. [5]) F. W. Riemer, Goethes langjähriger Haus- und Arbeits-

genosse, zuerst Augusts Lehrer seit 1803, vgl. G. und die Seinen S. 346—358. [6]) Die Allg. Lit. Zeitung, gerade damals nach Halle verlegt. H. wußte damals noch nicht genau, welche Mühe sich G. mit Einrichtung einer neuen Lit.-Ztg. gab (vgl. Nr. 58); der Philologe H. K. A. Eichstädt 1772—1848 war Leiter dieses Unternehmens. [7]) Ph. Jos. v. Rehfues 1779—1843, zuletzt hoher preußischer Beamter, lebte seit 1801 in Italien, schrieb viel darüber, auch eine Zeitschrift (1803 ff. II g).

57. [1]) Im Konzept lautete die Stelle viel stärker: „Für die Narrheit und wenn Sie wollen den Geldmangel der Herren Schütz Bertuch & Co., welche sich aus Trotz und Not mit ihrer ALZ. an den König von Preußen verkauften, der davon eine besondere Emplette zu machen glaubte." [2]) Joh. v. Müller, der berühmte Historiker 1752—1809. [3]) Asmus Jacob Carstens gest. 1798; Fernow gab 1806 seine Biographie heraus. [4]) Philipp Hackert 1737—1807, von dem G. in der „Ital. Reise" vielfach handelt, und dessen Selbstbiographie er später bearbeitete, wegen seiner Landschaftsbilder G. ungemein lieb. [5]) Mercandetti, berühmter Stempelschneider in Rom. [6]) Giovanni Hamerani war von 1675—1705 päpstlicher Stempelschneider (Anm. der Weim. Ausg.). Auf diesen Brief bezieht sich eine sehr merkwürdige Stelle in dem Buch „Wilhelm und Karoline v. Humboldt in ihren Briefen", 1907, II, 223 ff.: „Goethe schreibt . . . steif und manchmal wie in den Erzählungen der Ausgewanderten. Er will hier eine Medaille auf den Kurfürsten-Erzkanzler prägen lassen. Es ist eine einfältige Idee, das nicht in Paris zu tun, wo man viel besser schneidet und prägt . . . Er hat, wie er mir schreibt, eine Arbeit gemacht, von der ich nicht viel halte, eine Umarbeitung des Götz für das Theater. Alles was Schiller und er in dieser Art unternommen, ist mißglückt und muß es." Die Gerechtigkeit erfordert, daß auch solch vertrauliche Aeußerungen hier mitgeteilt werden. Man würde zu weit gehen, wenn man eine derartige Aussprache als ein häßliches Zeugnis von Zweideutigkeit betrachten wollte, aber man kann nicht leugnen, daß sich hier eine gewisse Zwiespältigkeit kundgibt, die nicht angenehm berührt.

58. [1]) Brief Nr. 58 war als Nr. I bezeichnet. [2]) Die damals geborene Tochter Louise starb bald nach ihrer Geburt. [3]) Diese Bearbeitung, unter Anregung Schillers entstanden, begonnen Juli 1803. Die erste Aufführung erfolgte am 22. Sept. 1804. [4]) C. A. Böttiger, von dem schon mehrfach die Rede war, hatte seine Stelle als Direktor des Weimarer Gymnasiums aufgegeben, und war nach Dresden gezogen, an das Gymnasium war Heinrich Voß 1779—1822, ein begeisterter jugendlicher Anhänger des Meisters, gekommen. [5]) Der französische

Finanzmann Jacques Necker 1732—1804. [6]) Liegt nicht bei. Eine Gesellschaft Mannheimer Zivilbeamter hatte eine von ihr gesammelte Summe Geldes, um K. v. Dalberg ein Denkmal zu errichten, G. übermacht, dieser nahm sich der Sache an, führte sie aber nicht aus. (Anm. d. W. A.) [7]) Das Taschenbuch auf das J. 1804 Hgg. von Wieland und Goethe, Tübingen, Cotta enthielt S. 87—152: „22 (nicht 20) der Geselligkeit gewidmete Lieder" von G.

59. [1]) Zwei damals sehr bekannte, auch in Weimar geschätzte Medailleure in Berlin, mit Gottfr. Bernh. Loos stand G. später in direktem Verkehr. [2]) Dies ist nicht klar. G. hatte (s. 58, 6) Hamerani genannt, gab es damals noch einen Händler namens Camerani? [3]) Gemeint ist wohl J. H. Voß: Hesiods Werke und Orpheus, der Argonaut, Heidelberg 1805, oder die Abhandlung über die Gestalt der Erde (Herbst, Voß II, 2, 55 ff.). [4]) Rezension der 2. Aufl. des Adelungschen Wörterbuchs (Herbst, a. a. O. 58 ff.). [5]) Aug. Ludw. Schlözer, 1735—1809, Historiker und Publizist. Seine allgemeine nordische Geschichte erschien im 31. Teile der allgemeinen Welthistorie, Halle 1771. [6]) Die Rezension der Vossischen Gedichte ist von Goethe selbst. Sie stand Jen. A. L.-Z. Nr. 91/92, 16. und 17. April 1804, und ist in die Ausgabe der Werke aufgenommen. [7]) Die Rezension über Sch.s Braut von Messina vermag ich nicht nachzuweisen. [8]) Die Rezension über die Pestalozzische Methode (von Spazier) erschienen in der Jen. A. L.-Z. Nr. 59/60, 9./10. März 1804, 98/100, 24./26. April, 129/130, 151, 30./31. Mai, 22. Juni, 217, 10. September. Dazwischen erfolgten Gegenerklärungen, Briefe liefen ein, G. äußerte sich vielfach über die Sache. Alles dies wird ausführlich dargestellt bei Muthesius, G. und Pestalozzi, Leipzig 1908, S. 49—112. Dort wird auch Nr. 113 auf unsern Brief Humboldts Rücksicht genommen, wovon ein Stück mit Abweichungen (vgl. S. 248) ins Intelligenzblatt der A. L.-Z. eingerückt wurde.

60. [1]) Der nicht erhaltene Brief ging laut Postsendungsverz. und Tagebuch am 3. Mai 1805 ab (einzige Notiz des Tagebuchs aus diesem Monat). [2]) Dieser Brief Sch.s vom 12. Sept. 1803 ist nicht der letzte; zuletzt schrieb Sch. am 2. April 1805, beide Briefe sind erhalten, der letzte wurde durch die HH. von Herda besorgt. [3]) Friedrich Kohlrausch, Hausarzt bei H., wurde 1804 von Sch. an G. empfohlen und empfing 2. April 1805 von Sch. einen Gruß. In G.s Briefen wird er nicht erwähnt. [4]) J. H. Voß, Zeitmessung der deutschen Sprache. Beilage zu den Oden und Elegien 1802. [5]) Eine französische Ausgabe der Pflanzengeographie kenne ich nicht; hier ist wichtig: A. v. Humboldts und Aimé Bonplands Reise, 1. Abteilung Bd. 1,

Einleitung oder Ideen zu einer Geographie der Pflanzen (An Goethe), Tübingen 1807.

61. [1]) G.s Brief vom 24. Februar 1806 wird im Postverzeichnis der W. A. genannt, sein Fehlen ist um so bedauerlicher, als er, nach einer Aeußerung H.s, G.s Totenklage über Schillers Tod enthalten haben muß. [2]) Zum Verständnis ist auf die damaligen politischen Verhältnisse Deutschlands hinzuweisen; freilich konnte auch der weitsichtige H. die wenige Monate später folgende Zertrümmerung des preußischen Staates nicht ahnen. [3]) Winckelmann und sein Jahrhundert. In Briefen und Aufsätzen hgg. von G., Tübingen 1805. [4]) Die Stelle steht W. Ausg. Bd. 46, S. 66 ff. [5]) Rameaus Neffe. Ein Dialog von Diderot. Aus dem Manuskript übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von G., Leipzig 1805. [6]) Eine kleine Stelle aus dem Brief vom 23. August 1804, oben S. 236 ff. von „Rom ist" bis „Geschlecht". [7]) Ardelio ist geschäftlicher Nichtstuer. [8]) Rom. Eine Elegie. 1806, abgedruckt in H.s Werken, Bd. V.

62. [1]) Der Brief, nicht erhalten, gewiß der vom 22. Aug. 1806, Postverzeichnis „Dank über Steffens".

63. [1]) Ein Blättchen vom 1. Februar ist nicht nachzuweisen; in den Postsendungen ist ein solches vom 25. Januar angegeben.

64. [1]) Die Zusammenkunft läßt sich nicht nachweisen, vergleiche Einl.

65. [1]) Hätte das 64, 1 erwähnte Beisammensein stattgefunden, so wäre dieser 5 Wochen später gebrauchte Ausdruck unverständlich. [2]) Auf diese sehr bemerkenswerte Aeußerung über Frau Christiane — manche ähnliche in den folgenden Briefen — habe ich in „Goethe und die Seinen" S. 378 hingewiesen.

66. [1]) Jul. Ed. Hitzig, 1780—1849, Berliner Jurist, Buchhändler, Schriftsteller, mit dem G. später in gelegentlichem Verkehr stand. [2]) F. H. Jacobi, 1743—1819, schon früher oft erwähnt, war seit 1802 Präsident der Akademie der Wissenschaften in München, und als solcher wohl von besonderem Einfluß auf die Besetzung der Professuren in den bayerischen Universitäten.

67. [1]) Der weimarische Erbprinz Karl Friedrich, der eine russische Prinzessin, Maria Paulowna, geheiratet hatte und vermutlich von einer Reise nach der Heimat seiner Frau zurückkehrte. [2]) J. W. Süvern, 1775—1829, preuß. Staatsrat, in hervorragendem Maße bei der Reform des Volksschulwesens beteiligt, einer der geistreichsten, geachtetsten Männer jener Zeit. [3]) K. Dietr. Hüllmann, Historiker 1765—1848. Er wurde 1808 als Professor der Geschichte und Statistik nach Königsberg berufen und lebte dort bis 1817. [4]) Joh. Friedr.

Herbart, 1776—1841, der bekannte Philosoph, kam 1809 auf den Lehrstuhl Kants nach Königsberg, wo er als Lehrer und Schriftsteller eine große Wirksamkeit entfaltete. [5]) Zu ergänzen natürlich: Die Universität, als deren eigentlicher Begründer H. anzusehen ist. [6]) K. Fr. Zelter, 1757—1832, der prächtige Freund Goethes. Die Stelle ist nicht, wie ich, „Goethe und die Seinen" (1. Aufl.) S. 316, annahm, auf eine Feindschaft zwischen Zelter und H., sondern auf die Abneigung des letzteren gegen die Musik zu deuten. [7]) F. A. Wolfs Uebersetzung von Aristophanes Wolken in den Versmaßen der Ursprache erschien 1811. [8]) Die Wahlverwandtschaften. Ein Roman von G. Tübingen 1809. [9]) Pandoras Wiederkunft. Ein Festspiel von G. erschien in der Zeitschrift: „Prometheus", hgg. von Leo v. Seckendorf und J. L. Stoll, Wien 1808. [10]) Die Sonette, 1807 und 1808 im Wetteifer mit Riemer, Werner gedichtet, erschienen erst im 2. Bd. der Ausg. von 1815. [1]) Die Bilderbeschreibungen, die von Caroline herrühren, sind teilweise gedruckt, vgl. Nr. 36, I und Nachtrag [12]) A. Hirt, 1759—1832, Archäologe und Kunsthistoriker, seit 1796 in Berlin, seit 1810 Professor an der Universität; gemeint ist wohl „Geschichte der Baukunst bei den Alten", 3 Bde., die aber erst 1820—27 herauskam.

68. [1]) Dufour-Féronce, Kaufmann in Leipzig. Das Ehepaar unternahm die Reise nach Italien nicht, ließ aber den Roman Frau Karoline zugehen. Die Wahlverwandtschaften, mit denen G. Caroline eine besondere Freude machen wollte und von denen er sehr wünschte, daß sie von ihr gelesen würden (Wilhelm und Caroline Bd. 3 S. 308) kamen ihr ziemlich spät zu. Nachdem sich Humboldt zurückhaltend darüber ausgesprochen (15. Januar 1810 a. a. O. S. 317), gab Caroline ein ziemlich tadelndes Urteil ab (7. Februar a. a. O. S. 330) und Wilhelm verstärkte es noch mit Berufung auf eine Aeußerung der Frau v. Stael (6. März a. a. O. S. 356). [2]) Das bezieht sich auf einen der in 69, I behandelten Besuche des J. 1808. [3]) Wilhelm von Wolzogen starb trotz sorgfältiger Pflege 1809. [4]) Charlotte von Schiller, 1766—1827, intime Freundin Karolinens, gehörte dem vertrauten Zirkel G.s an, dessen Mittwochs- und Sonntagsvorlesungen sie mit Begeisterung beiwohnte.

69. [1]) Im Jahre 1810 fanden zwei Besuche Wilhelms in Weimar statt. Bei dem ersten (3. Januar) wohnte er bei G. und meldete seiner Gattin, nachdem er berichtet hatte, er sei viel mit Caroline von Wolzogen beisammen, folgendes: „G. selbst ist auch lebhafter und interessanter, wenn man ihn nicht zu lange hintereinander sieht, sonst ermüdet er leicht". (Wilhelm und Caroline Bd. 3, 307.) Er war täglich von 11—5 mit G. zusammen, dann abends nach dem Tee

wieder bei ihm (a. a. O. S. 310). — In demselben Jahre war er am 19. und 20. Januar wiederum in Weimar, wohnte bei Carolinen, war aber immer einen vollen halben Tag bei Goethe (a. a. O. S. 330). Dieser war gegen den Besucher besonders liebreich, träufelte ihm, wie Humboldt berichtet (a. a. O. 322) alle halbe Stunden ins Auge, ließ sich die Bilder der Humboldtschen Kinder durchzeichnen und sprach sehr lieb und freundlich von Caroline. — Auch über die Zusammenkünfte 1808 kann erst jetzt nach dem Erscheinen von Wilhelm und Caroline Bd. 3 genauer gehandelt werden. 1808 fanden zwei oder gar drei Besuche Wilhelms in Weimar statt. Der erste am 18. November, während dessen Wilhelm bei Wolzogen wohnte und eine merkwürdige Unterredung mit G. über dessen Zwiegespräch mit Napoleon hatte (vgl. Wilhelm und Caroline Bd. 3 S. 21). Der zweite vom 4.—6. Dezember (vgl. a. a. O. S. 40), wo Wilhelm bei G. wohnte und zwar in einer der sogenannten Putzstuben im ersten Stock, während Theodor mit Zimmermann in einer Kammer des zweiten Stocks logierten. Der dritte Besuch vom 25. Dezember an. W. wohnte bei G., las „Pandora", von der er der Gattin einen Auszug gibt, besonders die Sprache rühmt und folgendes Urteil fällt: „Es ist eine der wunderbarsten Produktionen, aber der allerschönsten und größesten" (a. a. O. S. 53).

70. [1]) Bezieht sich auf einen der Nr. 69 erwähnten Besuche. [2]) Hände-Handschriften. H. war für die Vermehrung von G.s Sammlung eifrig tätig.

71. [1]) William Motherby, 1776—1849, Arzt in Königsberg, mit Kant, dem er seine Dissertation widmete, sehr vertraut (G. dankte dem Spender 1. März 1810). Bekannter ist seine Gattin Johanna, an die liebeglühende Briefe H.s veröffentlicht sind. Leipzig 1893. [2]) Goethes Brief an Moth. wurde am 1. März 1810 abgeschickt. [3]) Achim v. Arnim, der bekannte Romantiker, 1781—1831. In seinen Briefen (G. und die Romantik, Bd. 2) findet sich keine Aeußerung über die Wahlverwandtschaften. [4]) Adam Hch. Müller, 1779—1829 war 1802 mit G. in gelegentlicher Korrespondenz. Er lebte 1809—1810 in Berlin und trug sich mit der Hoffnung, dort angestellt zu werden. Seine Vorträge hießen: „Vorlesungen über Frd. II. und die Natur, Würde und Bestimmung der preußischen Monarchie."

Zwischen 70 und 71, vielleicht auch etwas früher, gehört ein großer Brief Karolinens, der nur fragmentarisch erhalten ist. Er ist von O. Harnack im G. J. 16, 47 ff. mit ausführlichem Kommentar veröffentlicht. Sie gibt in diesem Schreiben Nachrichten über die Künstler: Verstappen, Riepenhausen, Canova. Eine ausführliche Stelle über Thorwaldsen sei hier mitgeteilt (mit stillschweigender Ver-

besserung der Schreibfehler), die so lautet: „Th. hat vier große runde Basreliefs gemacht, die für das Kopenhager Schloß bestimmt sind, die den Jupiter mit der Nemesis, Aeskulap mit Hygieia, Herkules mit der Hebe und Prometheus, der den Menschen eben gebildet hat, mit Minerva darstellt, die den Menschen belebt. Alle sind sehr schön. Dieser Künstler findet überhaupt wie durch eine Art Instinkt immer das Große und arbeitet mit wunderbarer Leichtigkeit. Alle seine Kompositionen tragen das Gepräge einer mühelosen Erfindung, eines genievollen leuchtenden Momentes — seine Ausführung ist aber bei weitem nicht das, was sie sein könnte. Für den Kronprinzen von Bayern macht er einen Adonis — eine herrliche Heldenfigur ist sein Mars, die leider nur noch niemand in Marmor bestellt hat. — Rauch hat einige vorzüglich schöne Basreliefs gemacht — diese beiden Künstler zeichnen sich sehr dadurch aus, daß sie tief in den Geist der großen alten Kunstwerke eingegangen, nicht aber sie servil nachahmen, sondern eigene Gestalten aus ihrem Innern hervorrufen, die die Frucht des in sich verwandelten und sich zugeeigneten Schönen sind." — Auch zwei schöne Stellen, das persönliche Verhältnis zu G. ausdrückend, sind in dem Briefe enthalten, die hier nach Harnacks Restitutionsversuchen abgedruckt sein mögen. Die eine lautet: „Wer hat wie Sie dem Unaussprechlichen in der Menschenbrust Ausdruck gegeben, und in dem Labyrinth der Brust ein Licht angezündet? Lassen Sie mir die Hoffnung, Sie zu sehen; vielleicht gelingt es mir, Ihnen die Huldigung des Herzens, möchte ich sagen, auszudrücken. Lieber Goethe, nehmen Sie mich mild auf, ich komme mit Freuden, aber ich komme mit Schmerzen nach Deutschland zurück und verlasse Rom, wie man das Verwandteste verläßt, das, woran die Seele mit allen schmerzlichsten und freudigsten Erinnerungen des Lebens gebunden ist." Die andere hat folgenden Wortlaut: „Aber ich breche hier ab, teuerster und verehrtester Freund, und bitte Sie wegen meiner Schwatzhaftigkeit um Verzeihung. Doch noch ein Wort muß ich hinzufügen und das über Werner, der seit ungefähr $1^1/_2$ Monat hier ist und so von Rom eingenommen und so glücklich, daß es einen selbst heiter stimmt ihn zu sehen und zu hören. Von Ihnen, theuerster Goethe, spricht er mit Liebe und Verehrung, die mir freilich schon allein das Herz gewönne."

Im Anschluß an diesen Brief ist eine ungedruckte Notiz, Karoline v. Humboldt an Charl. v. Schiller, Neapel, 31. März 1810 zu erwähnen: „Ich hatte Goethe vor einiger Zeit geschrieben, ob er nichts zu bestellen habe. Frage ihn doch, ob er meinen Brief bekommen hat und grüße ihn 1000 mal von mir. Seine Wahlverwandtschaften haben mich sehr beschäftigt."

72. [1]) Postsendungsverz. und Tgb. nennen drei Briefe vom 27. Dezember 1809, 12. Jan., 5. Febr. 1810, die ersteren beiden nach Erfurt, die letzten nach Berlin gerichtet, die nicht erhalten sind. [2]) Die romantische Poesie, Stanzen zur Erklärung eines Maskenzugs, aufgeführt den 30. Jan., Weimar 1810. [3]) Sartorius vgl. zu unten 73, 2. [4]) Weihe der Kraft von Z. Werner, vgl. mein Berlin II, S. 165. [5]) Trauerspiel von Z. Werner, das in Weimar am 24. Febr. 1810 zuerst aufgeführt wurde.

73. [1]) Zwischen Febr. und August 1810 ist in den oft angeführten Quellen nur ein Brief, 28. Febr.: Humboldt, Rom, also wohl an Karoline gerichtet, verzeichnet. [2]) Georg Sartorius, 1765—1828, von 1797 an Professor der Geschichte in Göttingen. Diesem Freunde, dem G. besonders herzlich zugetan war, und dessen Schriften er sehr schätzte, hatte er 19. Juli 1810 geraten, auf seinem Posten zu verharren.

74. [1]) H. Gropius; ein Bericht über seine Funde im Morgenblatt 1812, Nr. 13. [2]) Maria Ludovika, Kaiserin von Oesterreich, geb. 1787, Kaiserin seit 1808. Ihre Beziehungen zu G., seine geradezu stürmische Verehrung für die Fürstin ist oft geschildert, am ausführlichsten von A. Sauer: G. und Oesterreich, Schriften der Goethe-Ges., Bd. 17, Weimar 1902. [3]) Philipp Hackert, Biographische Skizze, meist nach dessen eigenen Aufsätzen entworfen von G., Tübingen 1811. [4]) Frau v. Eybenberg, geb. Meyer (gest. 1814; vgl. bes. GJ. 7) eine der schönsten, zärtlichsten, spendensfrohesten Freundinnen Gs. Sie stammte aus Berlin, lebte zuletzt in Wien und war häufig mit G. in den böhmischen Bädern zusammen. [5]) Ueber Rauchs Denkmal der Königin Luise vgl. mein Berlin II, 303 fg.

75. [1]) Romeo und Julia in G.s Bearbeitung, aufgeführt in Weimar am 1. Febr. 1812, zuerst gedruckt von Boas, Leipzig 1841. [2]) F. H. v. Einsiedel 1750—1828. Das von ihm, dem geschickten Bearbeiter antiker Dramen, in Gemeinschaft mit F. W. Riemer erneuerte Stück Calderons „Das Leben ein Traum“, wurde am 30. März 1812 gespielt.

76. [1]) Joh. Gottfr. Henniger, Kupferschmied in Weimar.

77. [1]) Gottfr. Gabr. Bredow, 1773—1814, Historiker. Seine Weltgeschichte in Tabellen wurde zuerst 1801 veröffentlicht und seitdem mehrfach wiederholt. [2]) Staatsrat Joh. Gottfr. Langermann, 1768 bis 1832. Mediziner, Freund Zelters, von G. vielfach sehr gerühmt, vgl. G. J. 24, 256—261. [3]) B. G. Niebuhr, berühmter Historiker und Staatsmann, 1776—1831, vgl. seine Briefe G. J. 8, 88—102. [4]) Das Gedicht „Groß ist die Diana der Epheser“. [5]) Theodor Körner 1791 bis 1813. Damals Theaterdichter in Wien, dem H.schen Hause durch die

Freundschaft W.s mit Ch. G. Körner nahestehend. Er schickte zum 23. Jan. kein Stück; vielmehr wurde ein Lustspiel von Paer aufgeführt.

78. [1]) Ueber diese Zusammenkunft vgl. die Einleitung. [2]) K. W. F. Solger 1780—1819, Aesthetiker, er hatte 1808 eine Uebersetzung von Sophokles' (nicht Aeschylos) Tragödien drucken lassen. Von Heinr. Voß, 1779—1822, dem Sohn von J. H. V., waren Proben einer Uebersetzung des Aeschylos in verschiedenen Zeitschriften erschienen. [3]) Zriny, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Th. K., Leipzig 1814. Ueber die Gründe des Zensurverbots in Wien vermag ich nichts näheres anzugeben.

79. [1]) Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Von Goethe. Zweiter Teil. Tübingen 1812.

80. [1]) Wirklich erschien bei F. J. Bertuch (1747—1822), dem Weimarer Buchhändler, Leiter des Industrie-Kontors eine Karte nach Goethes Angaben: „Höhen der alten und neuen Welt bildlich verglichen"; die Sprachen wurden aber nicht eingetragen, vgl. G. J. 4, 220 ff. [2]) Gemeint ist Voß, dessen Uebersetzung des Aeschylos freilich erst 1826 gedruckt wurde. [3]) Ueber die Voß-Wolfschen Zwistigkeiten vgl. Herbst, Voß II, 2, 159 ff. [4]) C. M. Wieland war 20. Jan. 1813 gestorben (geb. 1733). Die hier gegebene schöne Würdigung enthält schon den Keim der 1818 gedichteten herrlichen Verse. [5]) Ueber die Arbeiten an Philostrat vgl. die Ausführungen in den Annalen 1813.

81. [1]) Vgl. die Einleitung; statt: Jungen (d. h. der Sohn Theodor) druckte Bratraneck: Jäger.

82. [1]) In dem Aufsatz „Myrons Kuh", W. A. 49, 2 S. 3—15 ist eine solche Stelle gegen die Madonna nicht zu finden, wohl aber in der Handschrift a. a. O. S. 322. Dort polemisiert der Autor gegen die neuere Kunst, die eine Frau mit einem Säugling darstellt und nennt das „ein unanständiges Motiv für die höhere Kunst".

83. [1]) Epilog zu Graf v. Essex von J. G. Dyk nach dem Englischen des Banks. Das Stück, seit 1791 auf dem Weimarer Repertoire, wurde am 13. November 1813 (so nach Burkhardts Repertoire, was freilich mit G.s Angabe nicht stimmt) zuerst mit dem Epilog begleitet, aufgeführt; die Schauspielerin ist Amalie Wolff.

84. [1]) Von den drei Briefen ist der eine als Nr. 81 oben gedruckt, ein zweiter ist im Tgb. 19. Jan. 1814 verzeichnet „Depesche an August eingeschlossen"; ein dritter ist nicht nachzuweisen. [2]) Nr. 245, Jahrg. 1815 ist eine Art Einleitung zu künftig zu besprechenden politisch-staatswissenschaftlichen Schriften. [3]) Im Jahre 1814 erschienen neue Ausgaben von H. und D., sowohl bei Vieweg (jetzt in Braunschweig), als bei Cotta. In der J. A. L.-Z. 1814 Nr. 45 war ein

Artikel über die neue Ausg. abgedruckt. [4]) Die Stelle muß in einem der A. 1 erwähnten Briefe gestanden haben. [5]) Dr. Schlosser ist der Schöffe F. H. Schl. in Frankfurt, 1780—1833, G.s Geschäftsfreund und Ratgeber in Frankfurter Angelegenheiten; der Bruder Christian Heinrich 1782—1829, ist der den Romantikern nahestehende Kunstfreund, der lange in Rom lebte. [6]) Was unter „Kloster" zu verstehen ist, läßt sich aus den damaligen Briefen Goethes nicht bestimmen. [7]) Joh. Ferd. Koreff 1783—1851, Arzt, aber auch dichterisch vielfach tätig, ein Berliner, in seiner Frühzeit mit den romantischen Kreisen eng verbunden. Gedichte von Karoline v. Humboldt werden abgedruckt bei Leitzmann S. 78, können aber hier nicht gemeint sein, weil sie nach den Ausführungen des Herausgebers frühestens 1816 entstanden sind. Bei der Erwähnung Karolinens sei auf folgendes hingewiesen:

Eine, soweit ich glaube, gänzlich unbeachtete Stelle aus dem Briefwechsel von Gentz und Pilat I, S. 25 mag hier mitgeteilt werden. Gentz schreibt 1813: „Humboldt wird bei all seinem großen Verstande doch unbedingt von seiner Frau regiert." Am 17. Juli desselben Jahres berichtete er: „Metternich sinnt auf ein anständiges Mittel, sie (Karoline) aus Wien zu schaffen. Ich bin ganz überzeugt, daß er recht hat; sie ist allerdings eine gefährliche Närrin, weil ihre Narrheit von der ernsten und tragischen Art ist."

86. [1]) Das Fragment, das übrigens nicht abgeschickt wurde, bezieht sich auf die Uebersendung des Kommandeurkreuzes des österr. Leopoldordens, für das sich G. bei Metternich 4. Aug. 1815 bedankte; H. hatte mit der Angelegenheit gewiß nichts zu tun. [2]) Ein Werk von J. Etienne de Jouy 1812—1874, das im Tgb. unter dem 30. Aug. 1815 als Lektüre verzeichnet ist.

87. [1]) Nach dem Tode Christianens 6. Juni 1816; über Al. Sendung s. unten. [2]) Anspielung auf den West-östlichen Divan, dessen Zusammenstellung den Dichter damals lebhaft beschäftigte.

89. [1]) G. wollte sich nach dem Süden (Baden-Baden) begeben, ein Unfall, Umwerfen des Wagens, veranlaßte ihn, trotzdem nicht er, sondern nur sein Freund Meyer Verletzungen erlitt, von der weiten Reise abzustehen und sich nach dem kleinen thüringischen Badeort Tennstedt zu begeben. [2]) Buchhändler G. Fleischer in Leipzig. [3]) E. Christ. Aug. v. Gersdorff, geb. 1781, Staatsmann, später Minister in Weimar.

90. [1]) G.s grimmige Abneigung gegen die damalige Deutschtümelei kam z. B. in dem heftigen Epigramm „An die T. und D." zum Ausdruck. [2]) Voß und Sohn.

91. [1]) Baron C. J. Alex. v. Rennenkampf, 1783—1854, war schon 1810 von Al. an G. empfohlen; zwei Briefe G.s an ihn, 1820 und 23, sind erhalten. Ausführlich über ihn mit Mitteilung der wenigen erhaltenen Briefe W. v. H.s an den Genannten handelt Th. Distel „Aus W. v. H.s letzten Lebensjahren", Leipzig 1883.

92. [1]) Ein solcher Brief ist nicht erhalten, über die Zusammenkunft vgl. die Einleitung. Caroline schreibt über einen Besuch bei Goethe, den sie in Gesellschaft ihres Mannes machte, am 4. April 1817, Leitzmann S. 76.

93. [1]) Prüfung der Untersuchung über die Urbewohner Hispaniens vermittelst der Vaskischen Sprachen, Berlin 1821.

94. [1]) Briefe Alex. Nr. 15, G.s Antwort das. Nr. 16.

95. [1]) A. W. Schlegels Indische Bibliothek erschien in drei Bänden, Bonn 1823—1830. Weder in der Vorrede, noch in der einleitenden Abhandlung ist von G. die Rede. [2]) Das Gerücht, daß G. nach Berlin kommen werde, trat mehrfach mit großer Bestimmtheit auf. Doch kam er nicht und schickte schließlich Meyer als seinen Abgesandten. [3]) Wilhelm Meisters Wanderjahre oder die Entsagenden. Ein Roman von G. I. Teil, Tübingen 1821.

96. [1]) Ueber das vergleichende Sprachstudium, in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung. Abhdlgen. der preuß. Ak. 1822.

97. [1]) Daß er die Abhandlung gelesen und dabei Bemerkungen gemacht habe, wird notiert im Tgb. 7. Dez. 1821.

98. [1]) Ueber die Aufgabe des Geschichtsschreibers. 1822.

99. [1]) G. war am 17. Februar 1823 an einer Entzündung des Herzbeutels schwer erkrankt und konnte sich lange nicht erholen.

100. [1]) Die Sammlung und Redaktion der Schillerschen Briefe beschäftigten G. sehr lange: Die Verhandlungen mit Cotta, den Schillerschen Erben, nahmen viel Zeit weg; die Ausgabe erschien erst 1828. [2]) Von „Ueber Kunst und Altertum" erschien 1823 Bd. 4 H. 1, von „Zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie", Bd. 2 H. 1. [3]) Entgegnen-entgegentreten, begegnen. August hatte sich 1817 mit Ottilie v. Pogwisch vermählt; zwei Kinder waren dem Paare geboren: Walther 1818, Wolf 1820.

101. [1]) Erwähnungen Wilhelms und Alex. in K. und A. finden sich nicht, im 3. Bd. ein kleiner Beitrag Wilhelms. [2]) Im ganzen sind 20 Briefe Sch.s an W. v. H. erhalten (gar manche in unseren Briefen erwähnten sind in früheren Anmerkungen hervorgehoben), gegenüber 49 von W. v. H. [3]) Karl August, 1757—1828, Herzog seit 1775,



Großherzog seit 1815. Sein großes naturwissenschaftliches Interesse brachte ihn Al. wohl näher, aber auch W. war regelmäßig am Hof; im Briefwechsel zwischen K. A. und G. werden beide nicht genannt. [4]) Ein Besuch Carolinens 1823 im Okt. (vorher war G. lange verreist) läßt sich nicht nachweisen.

102. [1]) Während des Aufenthalts in Weimar geschrieben, vgl. die Einl.

103. [1]) Vermutlich Nachbildung eines antiken Kunstwerkes, das W. nach Weimar geschickt hatte. [2]) Ottilie von Goethe war 1824 zum zweiten Male in Berlin gewesen. [3]) John Sterling, engl. Dichter, 1806—1844, war 19. September 1823 und die folgende Zeit in Weimar gewesen. Vgl. über ihn den Aufsatz: „Lebensverhältnis zu Lord Byron“ (1824).

104. [1]) Ein damaliger Besuch Zelters läßt sich nicht nachweisen. [2]) Die Hauptbeschäftigung des Jahres 1825 bestand in einer neuen Zusammenstellung und abschließenden Redaktion der Werke, die seit 1826 in 40 Bänden als „Ausgabe letzter Hand“ erschien. Die Sorge für die Privilegien aller deutschen Bundesstaaten gegen den Nachdruck ist rührend. Die Freude über das ehrenvolle preußische Privilegium wird mehrfach ausgedrückt. — Unser Brief, fragmentarisch, war im Konzept erhalten, wurde vermutlich gar nicht abgeschickt.

105. [1]) G. J. Ch. Kunth, 1757—1829, zuletzt Wirkl. Geh. Ob.-Reg.-R., Staatsmann, hauptsächlich als Erzieher der Brüder H. bekannt. Von seinem Besuch und der mitgebrachten Schrift spricht G. im Tgb. 23. Mai 1826. [2]) 1826 erschien von H.: Ueber die unter dem Namen Bhagavad-Ghita bekannte Episode des Mâha-Bharata, Vorlesung; Br. gibt an: Ueber die Buchstabenschrift von dem Zusammenhang mit dem Sprachbau.

106. [1]) Jedenfalls die erste der unter 105, 2 genannten Abhandlungen, das Paket mit diesem Briefe wurde lt. Tgb. durch Assessor v. Schiller am 8./10. übergeben.

107. [1]) Es sind die Briefe 12. Sept. 1800 u. ff. [2]) Helena wurde, bevor der gesamte 2. Teil des Faust gedruckt war, in der A. l. H. veröffentlicht. Das Tgb. berichtet 3. 10. 26 die Vorlesung der Helena an Ottilie. [3]) Der epische Plan „Die Jagd“, der 30 Jahre später in einer Prosaerzählung „Die Novelle“ ausgeführt wurde, wird in Briefen an Schiller 1797 behandelt. [4]) Karl Bernhard Prinz zu Sachsen-Weimar, Sohn von K. August 1792—1862, niederl. General. Er hatte 1825 eine große Reise unternommen, die ihn 14 Monate in den nordamerikanischen Freistaaten festhielt, seine Wiederkunft wurde 15. Sept.

1826 von der Loge begrüßt, G. las seine Tagebücher 5. 10 ff. und besprach die Herausgabe mit ihm. Doch scheint die Reisebeschreibung nicht gedruckt zu sein. [5]) Das Tgb. berichtet von solchen Besprechungen mit Riemer nichts. [6]) Die Arbeit an dieser Umwandlung der „Wanderjahre" beschäftigte die Dichter lange; in veränderter sehr erweiterter Gestalt erschien sie 1829 als 21.—23. Band der Ausg. l. H.

108. [1]) Ueber diesen Besuch des J. 1826 vgl. die Einl. [2]) In den Verhandlungen der am 30. Dez. 1828 gehaltenen Versammlung des Vereins der Kunstfreunde im preuß. Staate, Berlin 1829 war der Bericht des Vorsitzenden, W. v. H., abgedruckt. Darin ist von der Rückkehr der modernen Künstler zum Altertum die Rede. S. 13 heißt es: „Ich darf hier nur eines Bildwerks erwähnen, daß erst vor kurzem unsere Bewunderung um so lebhafter an sich zog, als sein Gegenstand eine durch alle Gefühle tiefer und innig empfundener Ehrfurcht geheiligte Erinnerung zurückrief." [3]) In K. u. A. ist nichts aus dem Aufsatze abgedruckt. [4]) Von dem Briefwechsel G.s und Sch.s erschienen die beiden ersten Teile 1828, die vier letzten 1829. [5]) Dies ist wohl ein Irrtum H.s. Zunächst erschien eine Ausgabe in Sedez (16⁰), der aber bald eine Oktavausg. folgte.

109. [1]) Das Gedicht „Die Geheimnisse" wurde 1784 begonnen und gelangte 1785 in den fragmentarischen Zustand, in dem es verblieb. [2]) Ueber den Malteserritter vgl. Ital. Reise 8. April 1787, wo erzählt wird, daß sich der Genannte, mit dem G. bei dem Vizekönig zusammen war, angelegentlich nach der Dacherödischen Familie erkundigte. [3]) Der sächsische Kunstverein unter der Leitung J. G. v. Quandts, der mit Weimar in enge Beziehung trat. [4]) Gemeint ist wohl P. v. Cornelius, der an der Spitze der Düsseldorfer Akademie stand. [5]) Ueber Kunstvereine enthält Bd. 4 und 5 von Kunst und Altertum nichts.

110. [1]) Briefwechsel zwischen Sch. und W. v. H. Mit einer Vorerinnerung über Sch. und den Gang seiner Geistesentwicklung von W. v. H. Stuttg. u. Tübingen 1830. [2]) Es ist der 3. Band der „Italienischen Reise", der als 29. Band der A. l. H. 1829 erschien. [3]) K. A. Varnhagen v. Ense 1784—1859, Diplomat und Schriftsteller, der als eine Art Mitredakteur des unter 4 zu nennenden kritischen Blattes tätig war. [4]) Die Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, die im Jahrg. 1830 Aufsätze G.s über die böhmische Monatsschrift, über St. Hilaire, Briefe eines Verstorbenen, Studien von Hotho über die „Wanderjahre" und Varnhagen v. Enses über den Sch.-G.schen Briefwechsel enthielten, brachten in Nr. 45—47 H.s Aufsätze über die Italienische Reise. [5]) Der 30. Band enthielt „Die Campagne in Frank-

reich". Eine ganz bestimmte Stelle, die H. im Auge hat, läßt sich nicht nachweisen, doch kommen in Betracht: 10. Aug. (S. 326), 25. Okt. (S. 158) und Nov. (S. 200).

111. [1]) Dank für die 110, 4 erwähnte Besprechung.

112. [1]) August, der im März 1830 nach Italien gereist war und dort starb und zwar 8 Tage, nachdem dieser Brief geschrieben war. [2]) Zahn, Wilh. Joh. K., 1800–1871, war 1829 G. nahegetreten. Dieser gedachte seiner häufig in Briefen, und würdigte sein Werk über Herkulanum und Pompeji sehr ausführlich in den „Wiener Jahrbüchern".

113. [1]) Vgl. zu 110, 1.

114. [1]) Dem würdigen Bruderfeste Johanni 1830 „Fünfzig Jahre sind vorüber", Einzeldruck 1830.

115. [1]) Der Besuch Alexanders in Weimar fand 27. Jan. 1831 statt. [2]) Worte des Direktors im „Vorspiel auf dem Theater" zu Faust. [3]) Uebersetzung des Schlußverses einer der Virgilschen Eklogen. [4]) J. W. de G.: Essai sur la métamorphose des plantes. Traduit par Fréderic Soret et suivi de notes historiques. Stuttg. 1831 (nebst dem vermehrten deutschen Originaltext).

117. [1]) Zu diesen Auseinandersetzungen über das Bewußte und Unbewußte im Produciren vgl. Pniowers Ausführungen in G. J. 16, 159. [2]) Von vornherein ist räumlich zu verstehen; die ersten Partien lagen ihm seit 60 Jahren (ungefähre Zeitbestimmung) klar vor Augen, vgl. Fresenius im G. J. 15, 251 ff. [3]) Die Stelle „ganz ohne Frage bis bewerkstelligen" fehlt bei Br.; sie ist hier aus Pniower, Goethes Faust, Berlin 1899 S. 276 ergänzt.

118. [1]) Karoline war 1829 gestorben. An das Grabmal Karolinens reihten sich später die Wilhelms und Alexanders und wurden für viele Tausende das Ziel pietätsvoller Wallfahrten.

Alexander.

1. [1]) Opera omnia = gesammelte Werke hatte der damals 26jährige natürlich noch nicht herausgegeben. Außer einem Aufsatz in den Horen hatte er 1790, 93, 94 je eine Schrift aus dem Gebiete der Mineralogie, Botanik und Chemie veröffentlicht. [2]) Eine derartige Arbeit ist überhaupt nie erschienen. Ueber eine Widmung an G. vgl. unten. [3]) Diese Versuche gaben Anlaß zu dem größern Werke: Versuche über die gereizte Muskel und Nervenfaser, Posen und Berlin 1797, 2 Bände.

3. [1]) Zirkon = ein tetragonales mit Rutil und Zinnstein isomorphes Mineral; Jargon = lichtes aber farbloses Zirkon. Den Wunsch nach beiden muß G. mündlich ausgesprochen haben, da sich in dem Briefe

nichts davon findet. [2]) Mart. Heinr. Klaproth, Chemiker und Naturforscher 1743—1817, Entdecker der Zirkonerde, des Titans u. a. Abhandlungen von ihm erschienen zahlreich in Zeitschriften; gerade 1795 lassen sich keine nachweisen, wohl aber seine Schrift: Beiträge zur chemischen Kenntnis der Mineralkörper, 1. Band, Posen und Berlin 1795. [3]) L. F. v. Crell gab heraus: Chemische Annalen für Freunde der Naturlehre 1784—95 und: Beiträge zu den chemischen Annalen 1785—95. [4]) Humboldts Beiträge in Crells Annalen 1795 sind: 7. Stück: Etwas über die lebendige Muskelfaser als anthrokoskopische Substanz; 8. Stück: Ueber Grubenwetter und die Verbreitung des Kohlenstoffes in geognostischer Hinsicht aus einem Briefe des Herrn Prof. Lampadius an A. v. H. [5]) Ueber die gereizte Muskelfaser in Greens' N. Journal der Physik 1795, Bd. 2, S. 117—120 erschien dann sehr vermehrt als Buch, Berlin 1796. [6]) Joh. Christ. Reil: 1759—1813, auch mit G. sehr gut bekannt. [7]) „Das Wasser ist das Beste."

4. [1]) Ueber den Verkehr mit A. v. H. äußerte sich G. in den Annalen 1797 und in Briefen vom 2. März bis 6. Mai in ganz begeisterter Weise.

5. [1]) Just. Christ. Loder (bei Bratr. unverständlich: der) Anatom, 1753—1832, eine der Zierden der Universität Jena.

6. [1]) Mittwoch fiel auf den 19. April, an diesem Tage kam A. v. H. wirklich nach Weimar. [2]) Joh. Gottl. Vent, Leutnant in W., von G. häufig erwähnt. Der Hartleyschen Sextant, vgl. G.s Vortrag: Ueber die verschiedenen Zweige der hiesigen Tätigkeit. G. J. XIV, 14. [3]) Scherer vgl. schon oben, Anmerkg. zu Wilhelms Briefen, S. 317.

7. [1]) Baader (Br. druckt: Bröder). Gemeint ist Franz Benedikt v. Baader 1765—1841, der seit seiner Freiberger Zeit 1787 ff. mit A. v. H. befreundet war. Seine eigenartigen, bedeutsamen Schriften fallen in eine spätere Zeit; 1797 wurde veröffentlicht: Beiträge zur Elementarphysiologie und „Ueber das pythagoräische Quadrat in der Natur oder die vier Weltgegenden", die erste Schrift beurteilte G. 26. Dez. 1796, Briefe 11, 294, die letzten 1. Aug. 1800, das. 15, 96.

8. [1]) Die große Reise A. v. H.s in Gemeinschaft mit Aimé Bonpland fand 1799—1804 statt. Das darüber handelnde Werk Voyage aux régions équinoctialls erschien in 6 Sektionen 1810—32, Deutsch in 6 Bänden 1807—1829. Der erste Teil hat den Sondertitel: Einleitung über Ideen zu einer Geographie der Pflanzen und ist Goethe gewidmet. [2]) Idee zu einer Physiognomik der Gewächse. Tübingen 1806. G.s Besprechung ist zuerst gedruckt in der J. A. L.-Z. 1806, jetzt W. A. II, Bd. 7, S. 93—100. [3]) Die Großfürstin ist Maria

Paulowna, seit 1803 die Gattin des Erbprinzen Karl Friedrich. [4]) Seit den Beiträgen zur Optik (2 Stücke 1791, 92) ist unter diesem Titel nichts erschienen; gemeint ist: „Zur Farbenlehre.“ Von Goethe. 2 Bände. Tübingen 1810.

9. [1]) Von einer solchen Karte ist nichts bekannt, auch H. kommt in den folgenden Briefen nicht darauf zu sprechen. [2]) Ueber die Mittwoche vgl. mein „Goethe und die Seinen“, S. 253 ff., die regierende Herzogin ist Louise, die Prinzessin Marie Paulowna. [3]) Diese Hoffnung trog, Hackert starb noch im April 1807. [4]) Fritz Bury 1763—1823, Maler, war mit G. in Italien zusammen gewesen (vgl. Italienische Reise) und lebte später in Berlin.

10. [1]) Der Botaniker Fr. S. Voigt 1780—1837 aus Jena, der mit Urlaub und einem für jene Zeit nicht unerheblichen Reisestipendium nach Paris geschickt war.

11. [1]) Wahlverwandtschaften vgl. oben. [2]) „Wie gern möchte ich nur einmal Humboldten erzählen hören,“ heißt es in Ottiliens Tagebuch.

12. [1]) Voigt (zu 10,1). [2]) Pittoreske Ansichten der Cordilleren und Monumente amerikanischer Völker von A. v. H. Tübingen 1810 (aber in seiner franz. Fassung: Vues des Cordillères). [3]) G. entsprach dem Verlangen nicht; seine Beschäftigung mit dem Werke notierte er im Tagebuch 18.—22. Jan. 1810. [4]) System der Botanik von F. S. Voigt, Jena 1808.

13. [1]) Rennenkampf vgl. schon oben.

14. [1]) Baron Etienne St. Aignan, franz. Gesandter in Weimar, ein literaturfreundlicher und kunstbegeisterter Mann, trat G. ziemlich nahe, er wird von ihm einmal très cher et respectable ami angeredet. Er muß in Weimar sich großer Beliebtheit erfreut haben, vgl. z. B. mein Buch: Aus Alt-Weimar, S. 196—197. [2]) „Dichtung und Wahrheit“, wovon 1811 der erste Band erschienen war.

Nicht als eine besondere Nummer mögen hier einige Verse stehen, obgleich sie in allen Sammlungen der Gedichte abgedruckt sind, die G. am 12. Juni 1816, sechs Tage nach dem Tode seiner Gattin als Dank für die ihm zugekommene Schrift „Verteilung der Pflanzengestalten“ an H. sandte. Sie lauten:

Weimar, 12. Juni 1816.

An Trauertagen
Gelangte zu mir Dein herrlich Heft!
Es schien zu sagen:
Ermanne Dich zu fröhlichem Geschäft!

Die Welt in allen Zonen grünt und blüht
Nach ewigen beweglichen Gesetzen;
Das wußtest Du ja sonst zu schätzen,
Erheit're so durch mich Dein schwer bedrängt Gemüt.

16. [1]) Außer mannigfachen neuen Ausgaben erschien 1821 von G. in Buchform: „Wilh. Meisters Wanderjahre". [2]) Nach diesen Worten stand noch im Konzept: „Hiermit nun wünsche bestens empfohlen zu sein. Herr Bredt, den ich bei seiner Durchreise nach Halle, wohin ich den Eleven zu bringen für ratsam fand, gesprochen, sollte Gegenwärtiges mitbringen; durch den wunderlichsten Zufall aber traf er, ob ich gleich im Hause war, niemanden, der ihn gemeldet hätte; als einem von Ihnen Gesandten hätte ihm die Selbstmeldung wohl angestanden."

17. [1]) Dieser Brief hat eine merkwürdige Geschichte, Müller erzählt, er habe sich lange vergebens bemüht, G. zu diesem Empfehlungsbrief zu bewegen und triumphiert, daß er ihn endlich erreicht habe. Er referiert als seine oder G.s Worte: „Da Sie zu den Naturforschern gehören, die alles durch Vulkane erzeugt halten, so sende ich Ihnen einen weiblichen Vulkan, der alles vollends versengt und verbrennt, was noch übrig ist." [2]) Es ist Mad. Szymanowska, die hochbedeutende Sängerin, von der G. in Marienbad und Weimar großartige Eindrücke empfing.

18. [1]) Oberkonsistorialrat Peucer, Heinr. K. Friedrich 1779 bis 1849 auch selbst vielfach als Schriftsteller und Dichter tätig, gehörte zu den Intimen des Hauses am Frauenplan. [2]) 1825 erschien der 3. Band des großen Reisewerks. Der Uebersendung durch Peucer wird gedacht Tgb. 20. Aug. 1825. Am 8. Okt. 1825 erhielt er laut dem Tgb. „Medaillen des Großherzogs ohne Brief".

19. [1]) Das Tgb. meldet: „11. Dez. 1826 Herr Alexander v. H. mit M. Valenciennes . . . Sodann H. v. H. zu höchst interessantem Gespräch mehrere Stunden verweilend. 12.: H. v. H. Mitarbeiter am Globe genannt. Botanische Geographie besprochen: Ueber Dr. Francia. Unterschied der Verfassungsarten von Mexiko und Mittelamerika gegen die südlichen. 13.: H. v. H. Abschied zu nehmen. Ich zeigte demselben die Harzzeichnungen von Kraus. Anderes Geologische ward durchgesprochen. Ich gab ihm vier Medaillen nach Paris mit."

20. [1]) Die Ankunft des Schreibens, Besuch des H. v. Lottum, Empfang von Lektüre des H.schen Buches sind am 13. und 14. Febr. 1827 im Tgb. verzeichnet. [2]) Essai politique sur l'isle de Cuba, Paris 1826, 2 Bände. [3]) Die Medaillenempfänger, vgl. 19,1. [4]) Mad. Claire de



Duras geb. Kersaint 1779—1829. [5]) Ourika erschien Paris 1824. Es wird in den Gesprächen 5,98 genannt, aber nicht beurteilt.

21. [1]) Der Brief in Tgb. 18. April 1827 gebucht: „Vielfache Sendung von Herrn v. H. aus Paris; Ourika das Büchlein und ein Kupferstich nach Gerard." [2]) G. entsprach dem Wunsch, indem er den schönen deutschen Brief vom 30. April 1827 an die Herzogin von Rauzan geb. v. Duras richtete, Briefe W. A. 42, 171—173. [3]) Die Poésies de Madame Tastu Sabine Casimire Amable geb. Voiard sind unter dem gleichen Datum verzeichnet. G. spendete ihnen Lob und Anerkennung, Gespr. 6, 108 und erfreute sich am Bilde der Dichterin das. 7, 248. Die Gedichte ebenso wie Ourika wurden 1. Mai der Großherzogin vorgewiesen. [4]) H. kam erst im Januar 1831, vgl. die Schlußbemerkung.

Ein kurzes Schlußwort mag darüber belehren, daß mit diesem Briefe des Jahres 1827 die Beziehungen Alexanders, der den Meister um mehr als ein Vierteljahrhundert überlebte, nicht zu Ende waren, daß freilich Goethes Interesse an dem außerordentlichen Forscher keiner Episteln bedurfte, um dauernd erhalten zu werden. Ein Brief ist jedenfalls von Alexander noch geschrieben worden, das Tagebuch verzeichnet nämlich am 11. Oktober 1828 „nach Tische ein kaum leserlicher Brief von Alexander von Humboldt". Der Brief ist jedoch im G. und Sch. Arch. nicht erhalten. Von dem Eifer, mit dem Goethe die Schicksale des großen Gelehrten verfolgte, der ihm gewaltig imponierte, gibt auch sein Tagebuch Kunde. Am 1. Dezember 1829 steht folgende Einzeichnung: „Hamburger Zeitungen Nachrichten von dem Humboldtschen Rückwege." 2. Dezember: „Zeitungen nachgeforscht. Nach dem Ausdruck: Saphirfels in der von Humboldtschen Relation."

Auch an persönlichen Beziehungen hat es in der letzten Zeit nicht gefehlt. Am 27. Januar 1831 machte Alexander dem Meister einen Besuch. Das Tagebuch meldet: „Herr von Humboldt um 11 Uhr. Seine Reise durch das russische Reich in Gegenwart der Karten kürzlich erzählt. Auch einige merkwürdige dort gewonnene Mineralien versprechend." 28. Januar (mit Riemer): „Humboldt Aufenthalt und Einwirkung besprochen. Die unglaublichen sozialen Einwirkungen dieses Mannes bewundert."

Nachtrag zu Seite 112,

Anmerkungen S. 320 flg.

Nach Wilh. u. Kar., Bd. III, S. 144, ist über Karolinens Beschreibung der spanischen Bilder folgendes hinzuzufügen:

Wilhelm schreibt am 25. April 1809: „Die Königin schrieb mir

eigenhändig, um mich zu erinnern, ihr die literarische Zeitung zu schicken, in der Deine Beschreibung der Raffaelschen Bilder in Spanien abgedruckt ist, von der ich ihr gesagt hatte. Denn Du weißt wohl gar nicht, liebe Seele, daß Du da erschienen bist? Auch mich hat es überrascht. Aber ich habe die Beschreibungen ordentlich bewundert. Sie sind so unglaublich kurz und sagen doch so viel ... Es ist mir sehr lieb, daß Goethe sie hat drucken lassen. Genannt bist Du nicht, kaum als Frau bezeichnet. Es heißt nur „von einer Person, die" usw.

Humboldt kommt in seinen späteren Briefen noch häufig auf die Beschreibung zu sprechen, auch F. G. Welcker schrieb Karoline darüber, wie diese am 30. Mai 1809 berichtet.



Register.

Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14, Dresdenerstr. 43.



GENERAL LIBRARY - U.C. BERKELEY
B000790395
Goethe
194121

